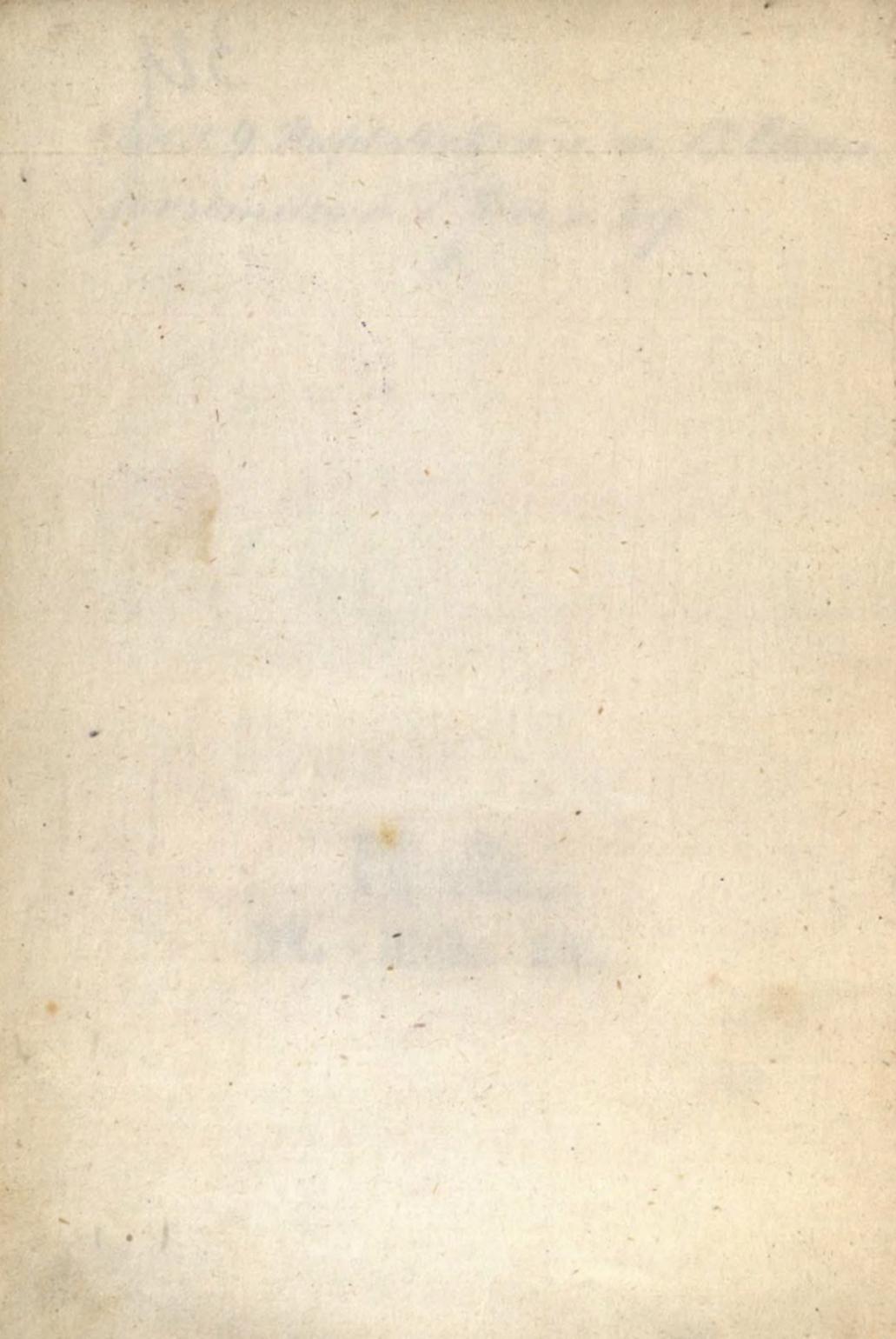


27452 [1,2]

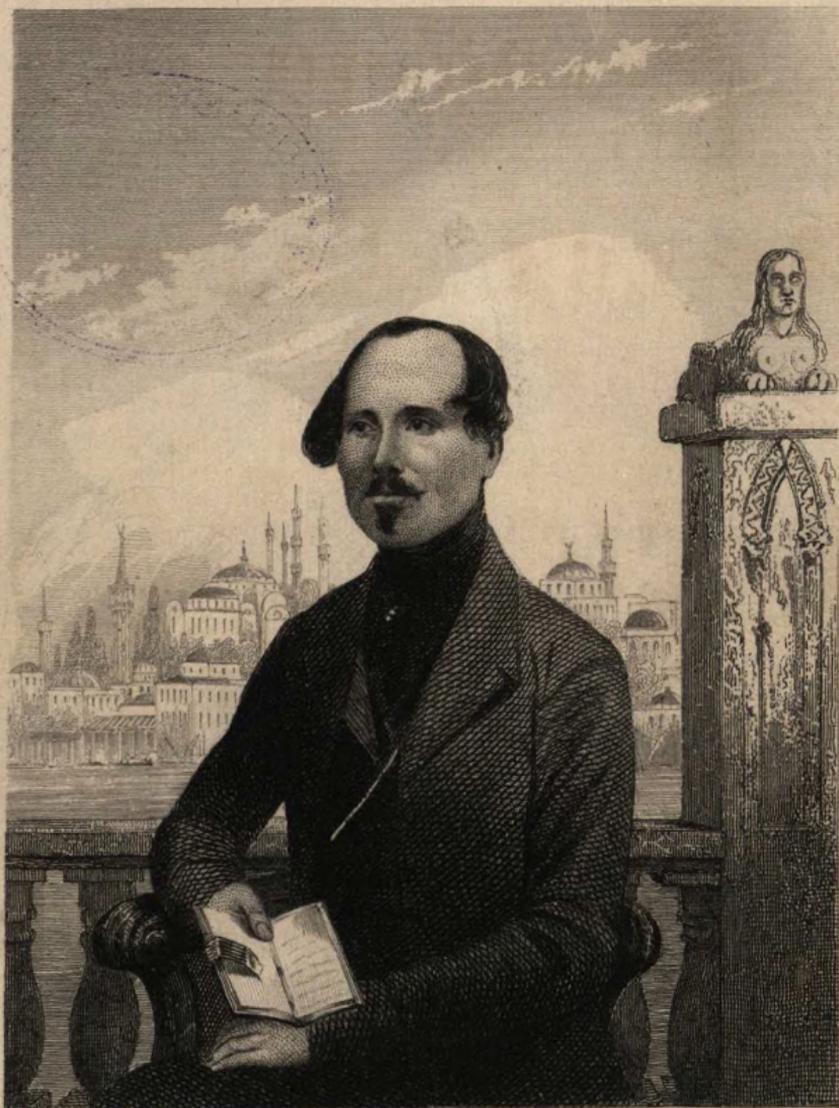
Mit 9. Stahlstichen u. m. 13 Blätter-
faesimiles, u. 1 Portr. d. Verf.
J.

Rsb.
M. - Eth. 13.

324







E. CH. DÖBEL.

Leipzig d. Engl. Kunst. Anstalt. A.H. Fäyde sc.

27.452

Des Wagners C. Ch. Döbel

Wanderungen

im

Morgenslande



Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Fünfte Auflage.

Erster Band.

Mit Stahlstichen.

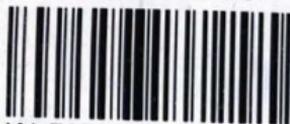
C. Ch. Döbel's Selbstverlag.

Druck von C. F. Hofffeld in Leipzig.

1845.

Biografia

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5153701

1906. 13. 3. Brno 18 202



27452 [1]



ZBIORNICA
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

NH-47378 (Bd. 1) / TMK

NH-47377 (Bd. 2) / TMK

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es war der Wunsch des Wanderers E. Ch. Döbel, daß die zweite Auflage seiner Wanderungen mehr als die erste den Anstrich seiner eignen einfachen Darstellung tragen möge, und er wandte sich mit der Bitte an mich, ihm seine Manuscripte zu diesem Zwecke zu redigiren. Ich habe bei dieser Arbeit von der ersten Auflage ganz abgesehen und mich allein an Döbels Papiere gehalten. Es galt hier nicht, ein Werk meiner Feder zu liefern, sondern vielmehr den Wagner in seiner schmucklosen Weise selbst reden zu lassen. Ich habe mich diesem Geschäfte mit derjenigen Liebe unterzogen, die ich für Alles hege, was mein geliebtes Thüringen und dessen Bewohner angeht. Döbel ist mein Landsmann; dies war genug, seiner Bitte zu willfahren.

Die landschaftlichen Ansichten sind alle von Döbel selbst an Ort und Stelle aufgenommen worden. Dadurch erhalten sie ihren wahren Werth.

Gotha, im April 1842.

Der Herausgeber.

Zur dritten Auflage.

Noch ist das Jahr nicht vollendet, und schon sind sämmtliche Exemplare der vorigen Auflage abgesetzt und eine dritte macht sich nöthig. Ich habe das Buch genau durchgesehen und vielfache Verbesserungen nachgetragen.

Diesmal sind auch die in der zweiten Auflage vorkommenden Lithographien in Stahlstiche verwandelt worden.

Gotha, im November 1842.

Dr. Ludwig Storch.

Zur vierten Auflage.

An der vierten Auflage ist im Wesentlichen nichts geändert worden. Sie möge sich einer gleichen Gunst zu erfreuen haben, wie die frühern!

Gotha, im August 1843.

Dr. Ludwig Storch.

Zur fünften Auflage.

Diese Auflage ist von dem Unterzeichneten selbst genau durchgesehen und Manches nachgetragen und verbessert worden. Auch hat das Buch auf Wunsch vieler Theilnehmer eine interessante, gewiß allen Lesern willkommene Zugabe erfahren, indem aus meinem Wanderbuche und mitgebrachten Zeugnissen Facsimiles in wallachischer, türkischer, russischer, griechischer und arabischer Sprache beigelegt sind.

Noch liegt mir die Pflicht ob, für die große Theilnahme, welche die frühern Auflagen meines Buchs überall gefunden haben, sowie für die Liebe und Freundlichkeit zu danken, mit welcher man mir an allen Orten entgegengekommen ist.

Berterode bei Eisenach, im Januar 1845.

E. Ch. Döbel,
Wagner.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Kindheit und Jünglingsalter.

Geburt. — Schulleiden. — Tod meiner Mutter. — Die Stiefmutter und erste Lebensgefahr. — Zwifache Prügel. — Abschied aus dem Vaterhause. — Knechtsdienst und mehrfache Lebensgefahr. — Erste Bekanntschaft mit der Wagnerprofession. — Kutscherdienst. — Lehrjahre in Winterstein. — Eine Ohrfeige. — Der Geselle. — Militärpflicht. — Antvitt der Wanderschaft

1

Wanderschaft.

Fromme Vorsätze. — Baireuth. — Donaufahrt von Regensburg nach Wien. — Verdruß in Wien. — Reise auf der Donau nach Ungarn. — Pesth. — Baja. — Beschwerliche Fußreise nach Semlin. — Belgrad. — Das kalte Fieber. — Reise über Hermannstadt nach Kronstadt in Siebenbürgen. — Ein Abenteuer. — Angenehme Bekanntschaft in Hermannstadt. — Kronstadt. — Utreise nach Bukarest

13

In der Wallachei.

Der große Wald. — Regen, Hunger und Kummer. — Großartige Waldnatur und wüthendes Rindvieh darin. — Steigende Unannehmlichkeit des Weges. — Räubergesindel. — Eine schreckliche Nacht. — Hungersnoth und Vorspiegelung einer überreizten Phantasie. — Endlich gestilltes Bedürfnis. — Ende des großen Waldes und zwifach gefährliches Nachtquartier. — Eine Bekanntschaft auf der Straße. — Bukarest. — Gute Tage nach überstandener Noth. — Luderlichkeit in Bukarest. — Rache eines beleidigten Eheweibes. — Wuth der Pest. — Schauerhafte Unreinlichkeit der Straßen. — Unerträglicher Gestank. — Wasserträger. — Strafe der betrügerischen Bäcker. — Bastonade. — Speißruthen

31

In der Moldau.

Abreise von Bukarest. — Herzliche Aufnahme in dem Grenzstädtchen Focksan. — Eine Nacht in Tekutsch. — Reizende öde Gegend. — Eine merkwürdige Speisetafel. — Zwei Postabenteuer. — Condition in Birlad. — Feier des Ostersfestes und Probe des Christenthums. — Ein Erdbeben und fortgesetzte Festfeier. — Reise nach Bukarest. — Lebensgefahr auf dem Heimwege. — Ein unerwartetes Anerkennen. — Anstalten gegen vier Räuber. — Schlechte Kost. — Entdeckungsreise nach Focksan. — Cholera in Focksan. — Entführung einer Köchin. — Verfolgung. — Ein heiterer Abend nach überstandener Angst. — Eine List. — Cholera in Birlad. — Einfaches Rettungsmittel. — Billigkeit der Lebensmittel. — Verfahren beim Schlachten des Viehes. — Differenzen mit dem Principal. — Schurkerei eines Arbeiters. — Ein gehörnter Dieb. — Melonenspiel. — Merkwürdiges Begräbniß. — Zukunft dieses Landes. — Abreise von Birlad. — Ein plötzlicher Schrecken. — Ankunft in Galatz. — Neue Bekanntschaft und Etablissemensplan. — Reise nach Jassy. — Physiognomie dieser Stadt. — Abenteuer auf der Rückreise. — Unappetitliche Weinkelter. — Vereitlung meines Plans. — Prellerei. — Abschied von der Moldau

55

Fahrt nach Konstantinopel.

Frohe Fahrt. — Windstille. — Das Schiff auf einer Sandbank. — Ein eigenthümliches Feuerwerk. — Das schwarze Meer. — Unnöthiger Schrecken. — Gräßlicher Sturm. — Harter Frost. — Uebermaliger Sturm. — Wassermangel. — Schnelle und große Gefahr. — Schutz im Meerbusen Burgas. — Zahlreiches Geflügel. — Der Bosporus. — Hohe Reize der Landschaft. — Therapie. — Erster Blick auf Konstantinopel. — Galata, Scutari. — Der Hafen

102

In Konstantinopel.

Das Innere von Galata. — Der Thurm Bujuk-Kuli. — Bukarestischer Schmutz. — Schwaaaren. — Das Hundehier. — Das Innere von Pera. — Judentheipe. — Audienz beim Großvezier. — Großmuth des neapolitanischen Schiffskapitäns. — Arbeit im Arsenal und eignes Wohnhaus. — Unterhandlung mit dem Großvezier. — Das Innere der Stadt. — Consumtion. — Lastträger. — Nothwendiger Besitz einer Laterne. — Ein Kaffeehaus. — Feuerlärm. — Der Großsultan Mahmud der Zweite und seine Frauen. — Spazierfahrten der Frauen. — Berauschte Soldaten. — Die Begräbnißpläge. — Fahrt an die asiatische Küste. — Der Firman. — Abreise von Konstantinopel

118

Reise nach Adrianopel.

Ein Aufenthalt. — Abfall des Sachsen. — Muscheln. — Wendepunkt der Russen im türkischen Kriege. — Unangebaute Gegend. — Erste Wirkung des Firman. — Schlechter Weg. — Wunderbare Menge von Vogelneestern. — Nachtquartier und Abenteuer im Hause eines spießbüßischen Griechen. — Flucht und sicheres Nachtquartier in einem Kaffeehaufe. — Tagelange vier Stunden. — Unterschied zwischen Türken und Griechen. — Nachtquartier auf einem rumilischen Meierhose. — Ueble Folgen eines Gewitters. — Vergebliche Nachfrage nach Erleichterung. — Knabenspiel. — Mein erstes und letztes Tabakrauchen in der Türkei. — Stets getäuschte Hoffnung. — Brunnen am Wege. — Uebermalige gute Wirkung des Firman. — Reizender Anblick von Adrianopel.

140

In Adrianopel.

Uebel belohnter Patriotismus. — Ein kaltes Deckbett. — Philosophisch-handwerksburschenschaftliche Grillen. — Ein freundlicher italienischer Schelm. — Schlosserarbeit. — Die Frau des englischen Consuls. — Handel mit einem betrügerischen Türken. — Ein gefährliches Sonntags-Abenteuer. — Im türkischen Gefängnisse. — Rettung durch Frauengunst. — Türkisches Militär. — Naive Schildwache. — Ein neuer Gehülfe und neue Lüderlichkeit meines Compagnon. — Zwei dumme Köpfe und ein todter Kopf. — Trennung. — Der schwedische Schneider. — Eigenes Etablissement. — Mein Dolmetscher. — Die Moschee Selims. — Die türkischen Feste. — Ausflüge. — Türkisches Gastmahl. — Türkische Sitte. — Die neuen Speichen. — Neugierde der Frauen. — Streit mit einem Soldaten. — Neue Landsleute und ein Thüringer. — Der Kunstreiter Hartmann. — Ein verhängnißvoller Schuß. — Ein gehängter Grieche. — Unvermuthete Rettung aus gefährlicher Lage. — Jagdvergnügen. — Seltsame Dreschmaschine. — Faustkampf. — Hartmann in Konstantinopel. — Der treuherzige Hanauer. — Plögllicher Aufgang und schnelles Verschwinden eines glänzenden Glücksterns. — Ausbruch der Pest. — Verkauf des Schweinefleisches. — Ein italienischer Leiermann. — Unappetitliches Mittel gegen die Pest. — Merkwürdige Schlussfolge der Frau Consulu. — Ehrlichkeit des Secretärs

153

Nach und in Smyrna.

Sehnsucht nach dem heiligen Lande. — Ausbruch. — Seltsame Reisesegelschaft. — Aufenthalt in Ferro. — Ein griechischer Brautzug. — Ein Waldbrand. — Suffle. — Zenidje. — Abschied von meinen Gefährten. — Zweite Seefahrt. — Unerwartetes Wiedersehen. — An-

kunst in Smyrna. — Kaffeehaus eines Schweizers. — Hererei. — Erneuerung einer alten schlechten Bekanntschaft. — Physiognomie von Smyrna. — Entbehrlichkeit der Wagner. — Die englische Missionsanstalt. — Getaufte Juden. — Industrie Smyrna's. — Nahrungsmittel. — Spaziergänge. — Wasserleitung. — Warmes Bad. — Hirtenvolk. — Das Grab eines Hadshi. — Türkisches Jagdverfahren. — Das Schlachthaus. — Meine Spelunke. — Ermordung eines deutschen Fischlers. — Scheußliches Bacchanal. — Mord und Raub. — Ein besseres Logis. — Feuer in der Stadt. — Unlandsmannschaftlichkeit der Deutschen. — Die beiden Klempler. — Verirrung in der Stadt. — Schlimmere Verirrung im Gebirge 204

Nach und in Alexandrien.

Fahrt auf einem österreichischen Kriegsschiffe. — Eine Sandbank. — Musterhafte Ordnung auf dem Schiffe. — Land. — Nie gesehenes prächtiges Schauspiel. — Ankunft im Hafen von Alexandrien. — Feier des Ramazan. — Ein Bedienter aus Sachsen. — Mein Einzug in die Stadt auf einem Esel. — Guter Empfang von deutschen Landsteuten. — Ein tyroler Schlosser mit seiner schwarzen Frau. — Ein Mittel, die Frau zu prüfen. — Der Sklavenmarkt. — Physiognomie der Hauptstadt Aegyptens. — Die Alterthümer. — Neue Bauten. — Giraffe. — Ueberhäufte Arbeit. — Faulheit meines Compagnons und Trennung von ihm 231

Reise nach dem Sinai.

Die Reisegefährten. — Der Kanal Mahmudie. — Der Nil. — Nackte Männer und Kinder. — Langsamer Gang des Schiffes. — Jagd. — Die neue Nilbrücke. — Bulaq. — Kairo. — Ein Thüringer aus Waltershausen. — Physiognomie von Kairo. — Gedränge und Getöse in der Stadt. — Die Citadelle und das Schloß des Vicekönigs. — Der Josephbrunnen. — Aufbruch. — Die Wüste. — Suez. — Das rothe Meer. — Das steinige Arabien. — Der Mosesbrunnen. — Der Brunnen Howara. — Wadi Gharentel. — Wadi Issayta. — Wadi Mofkateb. — Der dritte Brunnen. — Verirrung eines Gefährten. — Das Hauptgebirge. 248

Kindheit und Jünglingsalter.

Geburt. — Schulleiden. — Tod meiner Mutter. — Die Stiefmutter und erste Lebensgefahr. — Zwiefache Prügel. — Abschied aus dem Vaterhause. — Knechtsdienst. und mehrfache Lebensgefahr. — Erste Bekanntschaft mit der Wagnerprofession. — Kutscherdienst. — Lehrjahre in Winterstein. — Eine Ohrfeige. — Der Geselle. — Militärpflicht. — Antritt der Wanderschaft.

Das schöne Thüringen ist mein Heimathland. Im westlichen Theile desselben, in einem kleinen, zum Großherzogthum Sachsen=Weimar=Eisenach gehörigen und zwei Stunden von der Stadt Eisenach entfernten Dörfchen, Berterode, wurde ich am 22. September 1805 von armen schlichten Landleuten als der zweite Sohn geboren. Kein Geograph hat es der Mühe werth gefunden, den Ort meiner Geburt in einem seiner Werke aufzuzeichnen; und was hätte er auch wohl von ihm anführen können? Er besteht nur aus achtzehn meist kleinen Häusern und einem Edelhof von alterthümlicher Bauart, und seine größte Merkwürdigkeit ist eine ehrwürdige tausendjährige Eiche, deren Schaft 32 Fuß im Umfange hält. In dem Schatten dieses Riesenbaumes und an dem daran hinfließenden klaren Bächlein spielte ich meine Knabenspiele.

Die heitern wie die trüben Eindrücke der ersten Kinderjahre haben sich sämmtlich in meinem Gedächtnisse verwischt, ich erinnere mich nur noch dunkel, daß ich im sechsten Jahre nach Neukirchen, unserem eine Viertelstunde entfernten Kirchdorfe in die Schule geführt wurde, und später oft weinte über den langen Weg und noch öfter aus Furcht vor dem Haselstock des strengen Lehrers, den er an mir nicht sparte, wenn ich meine Aufgaben nicht gelernt hatte. Eigentlichen, tiefergreifenden Lebensschmerz empfand ich jedoch erst beim Tode meiner Mutter, der die Gute von einer schmerzvollen, unheilbaren Krankheit von achtzehn Monaten erlöste. Als ich am letzten Abend ihres Lebens an ihr Lager trat, und sie mir die kalte, abgezehrte Hand reichte, und ihr brechendes Auge mit Thränen der Wehmuth auf mir ruhte, als sie mit leiser, halberstickter Stimme zu mir sagte: „Was wird aus dir werden, Ernst, wenn ich nicht mehr bin?“ da überströmte mich eine Thränenfluth, und ich ahnete die Schwere des Verlustes, der mich bald treffen sollte, wenn ich auch nicht den Sinn der weissagenden Worte der Mutter verstand. Sie aber sah die Zukunft unseres Hauses voraus, sie sah an ihrer Stelle die zweite — die Stiefmutter schalten, sie sah mich den Mißhandlungen derselben preisgegeben und alle Versicherungen meines Vaters, sie in dieser Hinsicht trösten und beruhigen zu wollen, blieben vergebens. Ohne Trost schlummerte sie hinüber, und meine Thränen flossen reichlich an ihrem Grabe. In der Seele eines Kindes von acht Jahren schlägt jedoch der Schmerz keine tiefen Wurzeln; es hat vom Leben noch soviel zu gewinnen, daß es die Größe eines solchen Verlustes nicht ermessen kann. Am Ende, dachte ich, ist es gleichgültig, wer mir Morgens und Abends das Butterbrod streicht, wenn es mir nur wie bisher gestrichen wird.

Zwei Jahre gingen nach dem Tode meiner Mutter leid-

lich vorüber. Zwar neckten und foppten mich die Nachbarn fort und fort mit einer Stiefmutter, die mein Vater bald aus diesem, bald aus jenem Dorfe heimführen, und die bald so, bald anders heißen sollte, allein Alle lächelten, wenn sie dergleichen zu mir sagten, und ich glaubte endlich nicht mehr daran, da auch mein Vater mich gut und liebevoll behandelte, und unser Haushalt nach wie vor derselbe blieb. Nichts desto weniger gingen die Worte meiner Mutter und das Ge- rede der Leute in Erfüllung. Im Jahre 1816 kam die Stief- mutter ins Haus, und ihr Eintritt in dasselbe hätte mir bei- nahe das Leben gekostet. Als ich am Hochzeitstage mit an- dern Knaben in der Scheuer des Schwiegervaters zu Bischofs- roda spielte, fiel ich, während gerade nach ländlicher Sitte der Morgensegen geblasen wurde, vom Gerüste in die Tenne herab, und blieb daselbst für todt liegen. Ohne Bewußtsein brachte mich die neue Mutter in die Oberstube zu Bett, meinen Vater aber kümmerte mein Unglück wenig; denn als ich wieder zur Besinnung kam, beschwichtigte er meine Klagen über Schmerz mit Androhung von Schlägen; der Sturz hatte keine schlim- men Folgen, und ich ward bald wieder hergestellt. Aber der Horizont meiner Jugend war getrübt, und ich konnte nicht mehr so freudig wie früher ins Leben hinausblicken.

Zu meinen sonstigen Beschäftigungen im Hause und auf dem Felde kamen noch andere, die mir freilich nur wenig zusagten, die ich jedoch, wohl oder übel, verrichten mußte. Die neue Mutter stellte mich an die Wiege ihres Kindes, und lehrte den zehnjährigen Knaben Schlummerlieder singen, oft mit dem Stocke, wenn er die Melodie nicht sogleich begreifen wollte. Nach der Schule, die ich bisher regelmäßig besucht hatte, wurde wenig mehr gefragt; es schien meine Eltern nicht zu kümmern, ob ich etwas lerne oder nichts. Daher kam es oft, daß ich an einem Tage zweimal Prügel erhielt,

zu Hause, wenn ich an der Wiege nicht recht gesungen oder gepfiffen, und in der Schule, wenn ich meine Lection nicht gelernt hatte. Von dem Stocke meines Lehrers befreiten mich zuweilen Geschenke, die ich unter meine Mitschüler austheilte, damit sie mir die Aufgaben zuflüsterten, meistentheils wurde ich jedoch der Mühe überhoben, mir Rock und Hose selbst auszuklopfen, da Eltern und Lehrer dies Geschäft wechselseitig an meinem Leibe verrichteten. In solchen Beschäftigungen und Duldungen vergingen meine Schuljahre, und ich wurde endlich aus der Schule entlassen. Ich war zu Verstande gekommen, und mein ernstliches Bestreben ging dahin, ein Handwerk zu erlernen. Leider fand ich mit meinen desfallsigen Vorstellungen bei meinem Vater kein Gehör, sei es, daß er das Lehrgeld für mich scheute, oder mich nicht gerne im Hause entbehren konnte oder mochte. Er ließ mich hart an: „Wenn du nicht bei mir bleiben willst,“ sagte er, „so diene einem Herrn.“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, denn ohnehin litt es mich nicht länger im Vaterhause, da ich mich mit meiner Stiefmutter in keinerlei Weise vertragen konnte.

Vierzehn Jahre alt, verließ ich mein Heimathsdorf und trat in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Wenigenlupnitz bei einem Bauer in Dienst, dem ich zwei Jahre lang, nicht ohne Liebe und Lust, um kärglichen Lohn die Aecker pflügte. Nach dieser Zeit sehnte ich mich weg von den einförmigen Beschäftigungen, und fand bald ein anderes Unterkommen auf dem Rittergute zu Mechterstedt, einem großen und schönen Dorfe im Gothaischen, zwischen Eisenach und Gotha an der Leipzig=Frankfurter Landstraße gelegen. Hier ging mir ein neues Leben auf: ich wurde in das eigentliche Wesen der Landwirthschaft eingeweiht und brachte es bald dahin, daß ich zum Oberknecht gemacht wurde und als solcher die Stelle eines Verwalters versah. Der Pächter, ein gemüthlicher, men=

schenfreundlicher Mann, gewann mich täglich lieber, und seine Sorge für mich ging so weit, daß er mir auf seine Kosten Unterricht im Rechnen und Schreiben ertheilen ließ. Anstatt jedoch in die Rechnen- und Schreibstunde zu gehen, ging ich oft in die Werkstätte eines geschickten Wagners, der mir in vielen Stücken Unterricht ertheilte und mich den ganzen Winter hindurch um sich litt. Mein Herr verbot mir diese Besuche nicht, und eigenhändig fertigte ich mehrere Kleinigkeiten, die wir auf dem Gute brauchten. Im Frühling lehrte mich der Pachter die Aecker besäen, zu welchem Ende auf dem geräumigen Hofe ein großes Plantuch ausgebreitet wurde, auf welchem ich meine Probe ablegen mußte. „Links und rechts!“ commandirend, ging der Herr neben mir her und beobachtete jede meiner Bewegungen. Zuweilen schrie er aus vollem Halße: „Strahlen! Strahlen!“ und als ich nicht gleich begriff, was er damit sagen wollte, erklärte er mir, daß die Körner beim Auswerfen nicht in der Luft zusammen bleiben dürften, damit sie nicht zu dicht auf das Land fielen. Auf dem Felde säete der Herr anfänglich selbst, später aber, als er sah, daß ich seine Lehren begriffen hatte, schickte er mich mit einem vierspännigen Wagen voll Frucht allein hinaus, und der siebzehnjährige Knecht säete vom Morgen bis Abend im Schweiß seines Angesichts, ohne in seinem Eifer zu ermüden. Die andern Knechte mußten mit der Egge nachfolgen, denn der Herr hatte mir befohlen, sowohl über sie, als über die Arbeit zu wachen.

Einft, als wir am Acker waren, sagte der Pachter zu mir: „Ernst, wenn wir nach Hause kommen, wollen wir das braune Reitpferd anspannen, um es ziehen zu lehren.“ Kaum auf dem Hofe angelangt, wurde das Pferd ins Geschirr gebracht und vor einem aufgeschlausten Pflug gespannt, nachdem zuvor das Thor verschlossen worden war. Der stärkste

Knecht ging auf der einen, ich auf der andern Seite des jungen Pferdes, das wir langsam auf dem Hofe herumsführten. Als aber der Pflug auf dem Pflaster zu rasseln anfing, begann es wüthend zu werden, und riß uns mit sich fort, so daß wir kaum den Boden berührten. Der Stärkere ließ es los und fiel auf das Pflaster; der Herr, der uns laut lachend zusah, rief mir zu, ein Gleiches zu thun; allein ich erkannte die große Gefahr, in der ich schwebte, denn die Spitze des Pflugschars, auf deren Seite ich stand, würde mich durchbohrt haben, ehe ich bei Seite hätte springen können. Endlich stürzte ich ermattet zu Boden, aber in diesem Augenblicke sprang auch der Nagel aus dem Gremel, das rasende Pferd rannte mit der Lade und den Rädern davon und mit dem Kopfe so gewaltig gegen das Hofthor, daß es rücklings zu Boden stürzte. Es wurde in den Stall gebracht, und seitdem nicht wieder an einen aufgeschlaufnen Pflug gespannt. Nur vier Schritte von mir entfernt lag der Pflug mit der Schar, den die Hand der Vorsehung von meiner Brust abgehalten hatte.

Nächst dem Braunen hatte der Pächter einen Rappen, der so unbändig war, daß er sich weder zum Reiten noch zum Fahren brauchen ließ. Die muthigsten Knechte, die schon 10 bis 12 Jahre im Dienste waren, wagten es so wenig, seinen Rücken zu besteigen, als der Herr selbst. Während der Erntezeit forderte mich der Pächter auf, schleunigst einen Brief nach Sonneborn zu besorgen und den Rappen zu reiten, da die andern Pferde an der Arbeit waren. Punkt eilf Uhr ritt ich aus dem Thore. „Zwölf Uhr erwarte ich dich zurück,“ rief er mir lachend nach, und obgleich ich in Sonneborn aufgehalten wurde, so hielt ich doch Schlag 12 Uhr unter dem Thore des Gutes. „Kerl, du bist ein Narr!“ rief mir der Pächter zu, der gerade am Fenster stand. „Seines Herrn Be-

fehle muß man respectiren und vollziehen," antwortete ich ruhig, „und sollte auch aus einem Rappen ein Schimmel werden. Vielleicht ist er nun zahm geworden und zum Fahren zu gebrauchen.“ Und so war es. Der Wächter freute sich sehr, würde sich aber gerade auch nicht geirrt haben, wenn das Pferd ohne den Reiter wieder gekommen wäre. Einmal hätte sich dieser Fall beinahe ereignet. Einer eingetretenen Dürung wegen konnten wir den größten Theil des Sommers nicht pflügen, und hatten zu Hause gute Zeit, da Futter und Holz in großem Vorrath angefahren waren, und es auch auf dem Hofe nichts zu thun gab. Unsere einzige Beschäftigung war, die Pferde täglich zweimal in die Schwemme zu reiten und die übrige Zeit hindurch Karte zu spielen. Der Weg zur Schwemme führte durch die Hörsel über eine etwa 400 Schritte lange Wiese nach den tiefern Stellen des Flusses. Auf der Wiese angekommen, machte mir einer der Knechte den Vorschlag, die Schnelligkeit unserer Pferde zu erproben. Ich ging darauf ein, ließ den Rappen, den ich schon einmal gebändigt, laufen, und langte zuerst am Wasser an. Da reißt, indem ich ihn aufhalten will, die Trense, und er stürzt kopfüber das steile Ufer hinab, mich bis in die Mitte des Flusses schleudernd. Während das Thier sich wieder aufraffte und das Wasser aus den Ohren schüttelte, faßte ich es am Zügel, schwang mich auf seinen Rücken und ritt im vollen Trabe, daß mir das Wasser aus den Stiefeln über dem Kopfe zusammenschlug, zum Thore hinein. Mein Herr stand am Fenster und lachte herzlich, als ich ihm erzählte, daß sich das Pferd mit mir gelegt habe. Vom Wettrennen erfuhr er nichts, sonst hätte er uns vielleicht die Karte genommen, an der das Herz hing.

Der Herbst, die Zeit der Ruhe, war gekommen. Wagen, Eggen und Pflüge wurden unter Dach gebracht; zuvor

aber sollten sie im Wasser abgeschwemmt werden. Durch einen lang anhaltenden Regen war die Hörsel etwas stark angeschwollen, und keiner der Knechte, die ich zu dieser Arbeit aufforderte, hatte den Muth, sich hinein zu wagen. „Sie wollten ihr Leben nicht aufs Spiel setzen,“ meinten sie. Diese Antwort brachte ich dem Herrn, der darüber zürnte und die Wagen und Pflüge selbst nach dem Wasser bringen wollte. Ich erbot mich dazu, spannte zwei Pferde an, und der Pächter ging selbst mit, um mir die am wenigsten gefährlichen Stellen des Flusses zu zeigen. Er blieb auf der Brücke stehen und rief mir „Links!“ zu, als ich in das Wasser gefahren war. Ich gehorchte seinem Befehl, aber die Pferde fanden schon keinen Grund mehr und wurden gewaltsam nach der Mitte des Stromes gerissen. Bald war von ihnen nichts mehr als die Köpfe zu sehen. Es dauerte nur wenig Minuten, da dreht sich der Wagen, so daß das Hintertheil nach vorn gedrängt wurde, und ich mit den Pferden rückwärts dem Strome nachging. An beiden Seiten des Flusses eilten eine Menge Menschen mit Feuerhacken herbei, die aber nicht bis zu mir herüberreichten. Ein Glück für mich, daß ich nicht auf dem Hand-, sondern auf dem weit stärkern Sattelpferde saß, ich suchte es herumzureißen, es gelang, der Wagen wurde dabei etwas auf die Seite gedrängt und blieb in einem Erleustrauch am Ufer hängen. Ich wollte nun versuchen, auf der Deichsel unter dem Wasser vorwärts zu kommen, um einen Baum zu erreichen, als sich der Wagen wieder losriß und nach der Mitte zu getrieben wurde. Meine Angst war groß, und ich sah den sichern Tod vor Augen, da die Pferde zu abgemattet waren, um die Anstrengung noch länger aushalten zu können. Da mit einem Male trennte sich durch mehrmaliges Ueberschlagen der Hinterwagen von dem vorderen und wurde vom Strome fortgetragen, die Pferde strengten ihre letz-

ten Kräfte an, schwammen mit dem leichten Vorderwagen bald vorwärts, bald auf die Seite, und gelangten endlich an eine ihnen bekannte Ausfahrt, wo sie wieder fußen konnten. Ermattet und an allen Gliedern zitternd, erreichten wir das Ufer, wo ich erst bemerkte, daß dem Sattelpferde die Deichsel zwischen die Beine gerathen war.

Nach diesem Ereignisse blieb ich zwar noch eine Zeitlang auf dem Gute, aber die guten Verhältnisse zu meinem Herrn änderten sich. Er hatte nämlich einen brutalen Burfchen, der kaum aus der Schule entlassen war, als Lehrling angenommen. Das anmaßende Betragen desselben gab zu vielen Mergerlichkeiten Anlaß, und da der Pachter einmals nicht wußte, wem von uns beiden er Recht geben sollte, so verließ ich den Dienst, den ich anderthalb Jahr versehen hatte.

Im Gasthof zum Anker in Waltershausen wurde mir eine Stelle als Aufwärter angeboten, die ich jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da ich auf Empfehlung meines frühern Herrn, der mir immer noch wohl wollte, beim Oberbeamten des Amtes Tenneberg als Kutscher in Dienst trat. Kaum war ich einige Tage im Hause, als ein Kind und gleich darauf auch die Mutter erkrankten. Ich mußte täglich zwei-, auch dreimal nach Gotha und später nach Langensalza zum Arzt reiten, und wurde bald des Reitens so überdrüssig, daß ich zu Fuße ging und das Pferd voran laufen ließ, welches die Schnitter auf dem Felde auffangen wollten, im Wahne, es sei mit mir durchgegangen. Alle meine Mitte waren vergebens, Mutter und Tochter wurden von Tag zu Tag kränker. Da sagte eines Tages der Amtmann zu mir: „Es gilt das Leben der Frau und des Kindes, reite, und wenn auch das Pferd unter dir zusammenbricht.“ Ich setzte mich auf, in einer halben Stunde war ich in dem drei Stunden entfernten Gotha, hielt mich da eine Viertelstunde auf, und war in drei Viertelstunden wieder

auf dem Schlosse Tenneberg. Mein Herr freute sich sehr, als ich ihm die Arzneien überbrachte, aber als ich in den Stall trat und das Pferd todt liegen sah, empfand ich einen nicht geringen Schrecken. Meine böse Ahnung hatte mich nicht getäuscht; bei Ueberbringung der traurigen Nachricht erhielt ich meine Kündigung. Durch diese übermäßigen Anstrengungen hatte ich meine Gesundheit zusezt, und eilte nach Hause, um mich wieder herzustellen.

Während meiner Dienstzeit auf dem schön gelegenen Schlosse Tenneberg war ich einige Male nach Winterstein zum Wagnermeister Heß, der für unser Haus arbeitete, gekommen und hatte ihm meinen Wunsch zu erkennen gegeben, seine Profession zu erlernen, die ich ja schon in Mechterstedt liebgewonnen hatte. Er war es zufrieden, mich als Lehrling anzunehmen, unter der Bedingung, daß ich für das Lehrgeld ihm die Felzarbeiten besorgen sollte, da er sich Pferd und Geschirr zu kaufen gedente.

Als ich mich nun wieder ganz gesund fühlte, verließ ich ohne alle Unterstützung von meinem Vater, und nur mit dem versehen, was ich mir in meiner Dienstzeit angeschafft hatte, neunzehn Jahre alt, zum zweitenmal das elterliche Haus, um meine Lehrzeit anzutreten. Ich hatte schon viel von den Uebelständen der Lehrjahre gehört, doch war ich ja kein Kind mehr, und glaubte, daß mich der Meister menschlich behandeln und nicht vergessen würde, „daß ein Meister nicht geboren wird.“ Und Gottlob! ich ersuhr nichts von jener rohen und grausamen Behandlung, die man leider noch immer in vielen Werkstätten selbst gegen den besten Lehrling angewendet sieht, indem man meint, ohne Schläge und Scheltreden sei er nicht zum tüchtigen Arbeiter zu bilden. Ich merkte kaum, daß ich Lehrling war, und alles ging viel besser, als ich mir vorgestellt hatte. Der Meister muthete mir keine un-

würdige Beschäftigungen zu und behandelte mich wie seinen Sohn. Dagegen ging mein ganzes Bestreben dahin, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um etwas Tüchtiges zu lernen. Und so kam es, daß ich schon in kurzer Zeit schwerere Arbeiten in die Hände bekam und auch dann kein böses Wort vom Meister erhielt, wenn ich ein Versehen begangen hatte. Wenn er ja einmal zankte, so geschah es auf eine belehrende, humane Weise, was immer den besten Eindruck auf mich machte. In solchem guten Vernehmen vergingen mir meine Lehrjahre, die ich in Betreibung der Feldarbeiten und in Erlernung der Profession so eintheilte, daß ich dabei in meiner Ausbildung nicht zurückblieb.

Zu meiner Betrübniß änderte sich das schöne Verhältniß noch ganz zulezt, gleichsam als wenn Leute, die sich so lange vertragen, nicht im Guten von einander kommen sollten. Eines Tages verreiste der Meister, nachdem er schon am vorhergehenden Tage einem jeden die Arbeit vorgeschrieben hatte. Mir hatte er ein Rad zu fertigen aufgegeben, zu welchem noch wenig vorgerichtet war. Als ich es zusammenschlug, nahm ich einige Augenblicke die Hülfe meines Nebenlehrlings in Anspruch. Am andern Morgen trat der Meister mit finstern Gesicht in die Werkstatt, (Gott weiß, was ihm Uebles begegnet war!) schaute meine Arbeit an und fragte nach der des andern Lehrlings. Als dieser sagte, daß noch eine Kleinigkeit daran fehle, weil er mir gestern beim Zusammenschlagen des Rades habe helfen müssen, wandte sich der Meister zornig gegen mich, und gab mir mit den Worten: „Wie kannst du dich unterstehen, jenen von seiner Arbeit wegzunehmen!“ eine Ohrfeige. Diese unverdiente Begegnung an der Schwelle meines Lehrlingsstandes empörte mich. Ohne Jemand ein Wort von dem Vorgefallenen zu sagen, verließ ich das Haus, ging nach Friedrichrode zum Obermeister,

erzählte ihm den Hergang der Sache und trat nach vierzehn Tagen bei einem andern Meister, Eckarius, in Gumbach ein, der mich gern aufnahm und mir für meine Arbeit Gesellenlohn gab. Bei ihm überstand ich den letzten Rest meiner Lehrjahre. Zum Gesellen gesprochen, ging ich nach Hause, genügte dann eine Zeit lang in Eisenach meiner Militärpflicht, woran ich wenig Geschmac fand, und blieb den Winter hindurch im Vaterhause, um mir die ersten nöthigen Bedürfnisse für meine Wanderjahre zu verdienen.

Am 13. März 1830 erhielt ich den Urlaubspasß, um den ich nachgesucht hatte. Er war nur auf ein Jahr gültig, und mir die Marschroute darin genau vorgezeichnet; sie lautete bis Wien. Meine Gedanken waren schon dort, ehe ich noch einen Fuß aus meinem Dorfe setzte.

Am 15. März ergriff ich den Wanderstab. Mein Vater entließ mich, ohne ein Wort zu sagen, nur meine Stiefmutter und Geschwister weinten. „Reise mit Gott!“ sagten sie mit Thränen im Auge, als ich ihnen die Hand zum Abschied reichte. „Wie es dir auch gehe, werde nur Gott und deinem Gewissen nicht untreu. Ob wir uns hier wiedersehen, weiß nur der Allmächtige; aber lebe so, daß wir uns in jener Herrlichkeit wiederfinden.“ Bei diesen herzlich gemeinten Worten traten auch mir Thränen ins Auge: „Ich hoffe euch alle noch hienieden wieder zu sehen,“ sagte ich gerührt, und rief ihnen scheidend den Vers zu:

„Trennt auch das Schicksal Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch Liebe, durch Gebet und Rath,
Und, wo wir können, durch die That.
Vollenden wir einst unsern Lauf,
So nimmt uns dann der Himmel auf.
Unendlich ist die Seligkeit,
Die ewig uns vereint erfreut.“

Wanderschaft.

Fromme Vorsätze. — Baireuth. — Donaufahrt von Regensburg nach Wien. — Verdruß in Wien. — Reise auf der Donau nach Ungarn. — Pesth. — Baja. — Beschwerliche Fußreise nach Semlin. — Belgrad. — Das kalte Fieber. — Reise über Hermannstadt nach Kronstadt in Siebenbürgen. — Ein Abenteuer. — Angenehme Bekanntschaft in Hermannstadt. — Kronstadt. — Ubreise nach Bukarest.

Und so wanderte ich bald freudigen bald beklommenen Herzens fort unter dem vaterländischen Himmel durch schöne Thäler, die eine zarte Morgenröthe, eine glanzhelle Sonne, ein mildes Mondlicht und ein unermessliches Heer goldener Sterne beleuchteten. Mein Auge hing fromm vertrauend an ihren Bahnen. Gesund an Leib und Seele schritt ich rüstig durch die Herrlichkeit des Frühlings. Jeder Thautropfen am Grashalme, jede hell rieselnde Quelle, jeder sprossende Baum im Walde, Gärten, Wiesen und Felder mit den ersten Blumen und das Sängerkhor der Vögel riefen mir zu: Gott ist die Liebe! Da faltete auch ich die Hände und betete: O Gott, der du die Liebe bist, deine Allmacht hat zahllose Geschöpfe ins Dasein gerufen und deine Vaterhuld sorgt für alle; Sorge auch für mich, denn auch ich bin dein Kind, wie

ſie, auch mich haſt du an deine Allgüte gewieſen. Fern ſei von mir der Frevel, irgend eines deiner Geſchöpfe zu quälen, fern der Leichtſinn oder die Frechheit, das zu entweihen, womit deine Liebe die Erde verherrlicht hat, fern jede ſtrafbare Verletzung oder Zerstörung deſſen, was Mühe, Fleiß und Kunſt zur Verſchönerung deſſelben geſtiftet. Die Erde iſt voll deiner Größe und Güte, auf ihr will ich nur bauen, nicht verwüſten. Ich will mich brüderlich mit meinen Brüdern vereinen, und was an mir liegt, in Wort und That dazu beitragen, daß der Schauplatz deiner unendlichen Majeſtät immer mehr Paradies werde.

Mit ſolchen Vorſätzen ſetzte ich meinen Stab immer weiter, heute unter trüben Wolken, morgen bei heiterem Himmel, ſtets den ſchönen Vers eines Liedes im Munde:

„So wandert, Brüder, muthig fort,
Nach eures Schickſals Ruf,
Und denket auch im fremden Land
Der alten Freundschaft, deren Band
Uns manche Freude ſchuf.“

Ueber Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, durch das Vogtland, hatte ich die bayeriſche Grenze erreicht. Während der Charwoche kam ich in Baireuth an und erhielt daſelbſt — was um dieſe Zeit um ſo ſeltener der Fall iſt, da die Meiſter zu den Feiertagen eher einen Geſellen forſchicken, als einen neuen annehmen — meine erſte Arbeit in einer Werkſtatt. Wiewohl mein Frühſtück, aus zuſammengeſchüttetem Kaffee und einem Kreuzerbrögdchen beſtehend, ſpärlich genug zugerichtet war, ſo blieb ich doch drei Monate lang in dem Hauſe des guten Meiſters, wo mir verſchiedene, biſher unbekannte Arbeiten durch die Hände gingen und ich meine Kenntniſſe durch den Neubau vieler Wagen bedeutend ver-

mehrte. Aber meine Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, trieb mich mit Beginn des Sommers weiter. Ich reiste über Nürnberg nach Regensburg, ohne mich länger als einen Tag in jeder Stadt aufzuhalten. Ich kann daher von den vielen Merkwürdigkeiten dieser beiden alten Städte, an denen ich schnell vorüberging, nichts erzählen, da ich nur einen flüchtigen Eindruck derselben mit mir fortnahm; auch sind sie fast jedem Gebildeten bekannt und in vielen Büchern ausführlich beschrieben. In Regensburg begrüßte ich die majestätische Donau, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich auf ein nach Wien abgehendes Schiff zu setzen, auf welchem ich eine zahlreiche bunte Gesellschaft, und darunter eine hübsche Anzahl von Handwerksburschen traf. Schwelgend in den Genüssen, welche die prächtigen Ufer des Stromes bieten, langten wir am 24. Juni in Engelszell an der österreichischen Gränze an, wo wir unsere Pässe und Wanderbücher, sowie 5 Thlr. Reisegeld aufzeigen mußten. Nach dem meinigen fragte man nicht, da man solches bei mir, dem gut Bekleideten, voraussetzen schien. Einer meiner Reisegefährten wußte listig das wachsame Auge der Polizei zu täuschen. Er hatte sich mit einem tüchtigen Beutel voll Kreuzer versehen, den er, als er nach dem Reisegeld gefragt wurde, verb und klingend auf den Tisch aufstieß, obgleich der Gesamteinhalt kaum einen Thaler betrug, wie er uns späterhin gestand. Die List gelang, und er steckte seinen Beutel wieder ein, ohne ihn geöffnet zu haben. Da ich mit meinem militärischen Urlaubspass das österreichische Gebiet nicht betreten durfte, so tauschte ich denselben gegen ein Wanderbuch um, das ich für 30 Kreuzer ausgefertigt erhielt. Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise zu Schiffe über Linz nach Wien weiter fort. Ohne Gefahr schifften wir über den Wirbel und den Strudel, die der zwischen hohe Felsen ein-

geklemmte, wild dahin schießende Strom unweit Linz bildet. Man macht sich gewöhnlich von ihnen weit größere und gefährlichere Vorstellungen, allein die Gefahr verschwindet, wenn man in die Nähe der gefürchteten Stelle kommt. Als wir uns derselben nahten, kamen Rähne vom Ufer auf uns zu; um uns um ein Almosen anzusprechen, — was von den meisten um so williger gegeben wurde, als sie dadurch sich gesicherter glaubten — und uns eine glückliche Fahrt zu wünschen. Auf einem Uferfelsen über dem Strudel steht ein Crucifix, welches die Katholiken auf dem Schiffe beim Vorüberfahren mit frommer Andacht begrüßten. Wir eilten an den Städten und Dörfern auf beiden Ufern der Donau, an ungeheuren Felsmassen, an dichtbewaldeten Bergen, von deren Gipfeln Kirchen und Ruinen alter Burgen herabblickten, vorbei, und langten am 26. Juni in der Kaiserstadt an. Mit jauchzendem Herzen begrüßte ich das stolze Wien, und mein froher Muth trällerte die Verse des oft gehörten Volksliedes:

„'s giebt nur a Kaiserstadt,
's giebt nur a Wien.“

Fast zwei Stunden brachte ich damit zu, die Herberge zu suchen. Als ich beim Eintritt in das Zimmer den Herbergsvater nicht mit den gewöhnlichen, albernen Junstgebräuchen, sondern mit einem freundlichen „guten Morgen!“ begrüßte und ihn fragte, ob noch andere fremde Gesellen da seien, murmelte er mürrisch einige unverständliche Worte und wies mich an einen zweiten Tisch. Das verdroß mich; mein heiteres Gemüth hatte in Wien einen freundlicheren Empfang erwartet. Ich legte mein Felleisen in einer daranstoßenden Stube ab, trat zu dem Tische, grüßte den daran Sitzenden, einen Gesellen meines Handwerks, und erfuhr von ihm, daß

die andern, welche auf den Bänken an den Wänden der Stube umhersaßen und lagen, Schmiedegesellen seien.“ Durstig von der Reise fragte ich ihn, „ob Bier und Wein gut seien,“ und erhielt zur Antwort: „der Wein ist schlecht, laß dir lieber eine Pilsche Bier geben.“ Ich forderte eine solche vom Kellner, der sich lachend entfernte, und als er wieder kam, einen Krug auf den Tisch stellte, der gewiß zwölf Maß enthielt. Der Spaß verdross mich ebenfalls und da ich in meinem Beutel nicht so viel Geld hatte, um das Verlangte sogleich bezahlen zu können, ich aber nicht eher von dem Biere trinken wollte, als bis ich es bezahlt habe, so ging ich in die Nebenküche, um mir Geld aus dem Felleisen zu holen. Als ich wieder in die Stube trat, hatten sich die Gesellen von ihren Bänken bereits erhoben, an den Tisch gesetzt und mein Bier so rein ausgetrunken, daß für mich kein Tropfen mehr übrig war. Dadurch stieg mein Verdruss aufs Aeußerste. Zornig über solch ungezogenes Benehmen, bezahlte ich, ohne ein Wort zu sagen, die Pilsche, nahm mir aber fest vor, in Wien, auf das ich mich so sehr gefreut, und wo ich nun so unhöflich empfangen worden war, nicht in Arbeit zu treten, sondern ohne weiteres Deutschland zu verlassen. Noch an demselben Abend ging ich an die Donau, wo ich, ohne lang zu suchen, ein Schiff fand, das in fünf Tagen nach der türkischen Grenze abging. Ich wurde sogleich mit dem Schiffer um den Preis einig, und benutzte die vier Tage, die mir bis zur Abfahrt noch blieben, um mir Wien näher zu besehen.

Von solchen Kleinigkeiten hängt gar oft das Schicksal der Menschen ab. Hätten die ersten Stunden meines Aufenthaltes in der Kaiserstadt nicht einen so ungünstigen Eindruck auf mich gemacht, ich hätte mich um Arbeit bemüht, denn das war ja mein Vorsatz gewesen, wäre lange in Wien

geblieben, vielleicht ganz und gar, und hätte wahrscheinlich das Morgenland nicht gesehen.

Meine einzige Beschäftigung in Wien war auf den Straßen und Plätzen, in den schattigen Alleen und Gärten der Vorstädte umherzuschlendern. Ich konnte mich nicht satt sehen an den Herrlichkeiten, die mir die Kaiserstadt mit jedem Schritte bot. Bald stand ich vor einem Palaste mit unzähligen Fenstern still, bald vor einer Kirche, deren großartigen Baustyl, deren himmelanstrebenden Thurm ich mit kindlicher Freude bewunderte und anstaunte. Es war die Kirche des heiligen Stephan. Heilige Schauer ergriffen mich, als ich durch die hohe, immer geöffnete Thüre in das ungeheure, nur matt vom Tageslicht erhellte Innere trat: und meine Seele fühlte sich unwillkürlich zur Andacht gestimmt. Als ich wieder aus derselben ging, zogen andere Gegenstände meine Aufmerksamkeit auf sich, und die rege Welt um mich her verscheuchte die fromme Stimmung wieder. Hier beschäftigte eine wogende Volksmenge, die jeden Augenblick eine andere, schönere Scene darbot, meine Neugierde, dort hing mein Auge an den prächtigen Equipagen der Reichen, die durch die Menge dahinfuhren, bald ergözte es sich an den malerischen Trachten der Ungarn, Polen, Türken, die sich die Kaiserstadt zum Aufenhalt gewählt hatten, bald an dem reinlichen, netten, österreichischen Militär, das zur Parade nach dem Burgplatz eilte. Ich folgte der Menge, die dahin strömte, und gestehe, daß ich nie herrlichere Militärmusik als hier gehört habe. — Am meisten überraschte mich das öffentliche Leben der Einwohner, wie es sich in den Gärten der Vorstädte, vorzüglich im Prater entfaltete. Noch nie in meinem Leben sah ich so viele und so heitere Menschen zusammen, die sich hier an einander vorbeidrängten, dort in dicht geschlossenen Reihen beisammen saßen, aßen und tranken, scherzten und lachten. Die

gutmüthigen, immer lächelnden Gesichter schwammen in Wonne, kein Kummer, keine Sorge war in ihnen zu lesen. Die harmlose Fröhlichkeit der Wiener ist zum Sprichwort geworden, die Befriedigung materieller Lebensgenüsse ist ihre einzige, größte Sorge, der Genuß ihr Gott, dem sie täglich die reichlichsten Opfer bringen. Ich genoß, was mir während meines kurzen Aufenthalts die Kaiserstadt an unschuldigen Genüssen bot, und als der Tag der Abreise herankam, war ich nahe daran zu bereuen, daß ich in meinem ersten Aerger mit dem Gelübde so voreilig gewesen war, keine Arbeit in Wien nehmen zu wollen. Doch nahm ich den schönsten Eindruck der Hauptstadt Oesterreichs in meiner Seele mit mir fort, und ihre Merkwürdigkeiten werden in meinem Gedächtnisse fortleben.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß ich daselbst in meinem Leben die erste Menagerie sah, die einen Elephanten und andere verschiedene Thiere enthielt, darunter eine Kuh mit sechs Füßen, von welchen zwei auf dem Rücken, nahe über dem Vorderblatt zusammengewachsen waren.

Am 1. Juli bestieg ich das Schiff, das sogleich unter Segel ging. Die Gesellschaft auf demselben war sehr gemischt, und die Unterhaltung artete meist in Zank und Streit über die Religion aus. Ich nahm keinen Theil daran, eben so wenig als der Kapitain, der mich oft, wenn die Streitenden sich in die Haare zu fahren drohten, fragte: „Was sagen Sie dazu, Wagner?“ — „Ein Verständiger,“ antwortete ich, „wird den Andern gar nicht fragen, welcher Religion er sei, noch weniger ihn eines Bessern belehren wollen, am allerwenigsten aber mit Schimpfreden und Schlägen. Bleibe ein jeder bei seinem Glauben.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete er mir, „ich z. B. bin katholisch, Sie lutherisch, aber wir werden deswegen nicht

in Wortwechsel gerathen, weil wir überhaupt nicht davon reden.“

Am 2. Juli kamen wir in Pesth, Ofen, der Hauptstadt Ungarns, gegenüber, an, ich stieg an das Land, um mein Wanderbuch visiren zu lassen. Die Stadt machte jedoch nicht den günstigen Eindruck auf mich, wie Wien, und das Leben ist hier weit theurer, als dort, und lange nicht so harmlos und gemüthlich. Da das Schiff, welches mich bis hieher gebracht hatte, wegen zu geringer Fracht in Pesth liegen bleiben mußte, so war ich genöthigt, mir ein anderes zu suchen, das nach Baja zu segeln im Begriff stand. Die Gesellschaft auf demselben bestand, außer mir und dem Kapitän, nur noch in einem verwegenen Schneider, und die Fahrt war bei weitem nicht so angenehm, wie die frühere. Eine Art Mücken, Gelse genannt, ließ mich des Nachts keine Stunde schlafen, ich mochte mich so gut verwahren, wie ich wollte. Ja, hätte ich mich in einen Sack einnähen lassen, sie würden doch den Weg zu meiner Haut gefunden haben. Während ich in Verzweiflung war über die Stiche der Quälgeister, schien die Haut des Schneiders dagegen unempfindlich zu sein, und wenn ich ihn zuweilen um Gotteswillen bat, er sollte mir nur eine Stunde lang die zudringlichen Gäste abwehren, sagte er gemächlich: „Mir thun sie gar nichts, ich kann schlafen.“ Am Tage war von diesen Thieren nichts zu sehen, dafür quälten mich die Fliegen, gegen deren Stiche ich mich jedoch durch Bedeckung schützen konnte. Nach drei Wochen, in denen ich kaum eine Stunde schlafen konnte, und des Tages über die größte Langeweile empfand, da sich dem Auge nur nackte, unfruchtbare, weilenweite Sandebenen darboten, in denen oft kein Baum, viel weniger ein Dorf zu sehen war, langten wir in Baja, einem in einer sandigen, unfruchtbaren Gegend gelegenen Flecken an. Da kein Schiff vorhanden war, das mich nach Semlin hätte

bringen können, bat mich ein Meister, Arbeit bei ihm zu nehmen, weil er mit Bestellungen so überhäuft sei, daß er sie nicht fördern könne. Durch vieles Bitten ließ ich mich bewegen, bei ihm einzutreten, mehr um eine Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten, als lange bei ihm zu bleiben. Seine Werkstätte, in welcher er schon mit drei Gesellen arbeitete, hatte nicht Raum genug für mich, und ich wurde in einem Schoppen untergebracht. Als ich das zur Arbeit nöthige Werkzeug forderte, sagte er, es sei in Oesterreich Gebrauch, daß die Gesellen dasselbe mitbrächten. Ich erklärte ihm, daß ich ein Ausländer sei, der sich sein Brod weiter zu verdienen getraue, und daß ich hier nicht in Oesterreich, sondern in Ungarn sei, wo ich, wenn ich Werkzeug hätte, nur eine Werkstätte brauchte, um selbst Meister zu sein, und als er mir dennoch kein Werkzeug gab, nahm ich mein noch gepacktes Felleisen wieder auf den Rücken, dankte für seine Arbeit und ging meines Weges. Da sich auch in den nächsten Tagen noch kein Schiff fand, trat ich in Begleitung eines Schmiedegesellen die Reise nach Semlin zu Fuß an. Mein Reisegefährte war ein Ungar, der etwas Deutsch verstand, und dabei ein sehr artiger junger Mann. Es war Erntezeit, und wir reisten durch die Felder, die eine solche Fülle von Getraide liefern, daß oft mehr auf den Aeckern liegen bleibt, als in manchen Ländern darauf wächst. Diese Aecker sind oft 4 bis 5 Stunden von den Dörfern, zu denen sie gehören, entfernt, daher müssen die Einwohner dahin fahren. Das Getraide wird auch nicht, wie bei uns, in die Scheuer gebracht, sondern auf festgetretenen Stellen in der Nähe der Dörfer von Ochsen und Pferden ausgetreten, sodann gereinigt und in großen tiefen Gruben in der Erde aufbewahrt. Obgleich der Boden alle Bedürfnisse zum Leben im reichsten Maße hervorbringt, so sind die Bewohner der Dörfer doch meistens arge Räuber. Deshalb

haben die Pferde in der Nähe der Dörfer starke Eisen, ähnlich denen der Sträflinge, an den Füßen, und oft sieht man ganze Heerden so geschlossen auf den Weiden. Dennoch vergeht kein Tag, daß man nicht hört, es sei Dem oder Jenem über Nacht ein Pferd gestohlen worden. In manchen Gegenden erhält man sogar gegen eine gewisse Abgabe einen Schein, zu Folge dessen man stehlen, aber sich ja nicht erwischen lassen darf, weil man sonst nach dem Gesetze bestraft wird. Daher ist das Eigenthum in diesen Gegenden keine Stunde vor Räuberhänden sicher.

Je tiefer man in das Land kommt, desto beschwerlicher wird die Reise, einmal, weil die Ortschaften so weit aus einander liegen, daß man von einer zur andern kaum in einem Tage gelangen kann, und sodann wegen des Mangels an Wasser, das in den Dörfern schlecht und fast gar nicht zu trinken, auf den Halden aber äußerst selten ist. Auf diesen Halden, ungeheuren Weideplätzen, weiden zahlreiche Ochsenheerden. Die Hirten derselben haben einen Haufen großer Hunde um sich, die den Reisenden nachsetzen und sie mörderisch anfallen, so daß man oft genöthigt ist, eine Viertelstunde stehen zu bleiben, ehe solch eine Bestie zurückgeht, oder von ihrem Herrn zurückgerufen wird. In den Dörfern setzt man sich gleicher Gefahr aus, von den Hunden zerrissen zu werden, und man thut wohl, den Stock an sich zu ziehen, um ihn nicht bemerken zu lassen, dena die Einwohner sind schon falsch, wenn sie einen Deutschen sehen, den sie sogleich an der Tracht erkennen, und im Stande, die Hunde anzuhetzen, wenn diese ihn nicht freiwillig anfallen. Ich machte diesem Spiele, das sich in jedem Dorfe wiederholte, dadurch ein Ende, daß ich eine Bleikugel durchbohrte, durch dieselbe eine Schnur zog, die ich ruhig in der Hand hielt, bis daß ich damit einem eins versehen konnte, worauf ich ihn für immer los war. Ging ich allein

durch ein Dorf, so verfolgten mich jedesmal alle Hunde, und nur wenn der Schmied bei mir war, riefen sie die Eigenthümer an sich, weil ihnen seine Tracht den Landsmann verkündete.

Eines Tages, als wir durch die große Hitze sehr müde und matt waren, erblickten wir auf einer Halde eine Viehtränke, in deren Nähe sich noch mehrere Brunnen befanden. Wir gingen darauf zu, schon erfreut, unsern brennenden Durst löschen zu können; aber wie erschrakten wir, als die Brunnen so mit Kröten angefüllt waren, daß man das Wasser nicht sehen, und das Gefäß, welches über dem Brunnen an einem Schlagbaume befestigt war, nicht einmal durch ihre dichten Massen hindurch dringen konnte. Bei diesem Anblick verging mir aller Appetit zum Trinken, ich hätte es nicht vermocht, und wenn ich noch drei Tage hätte schmachten müssen. Mein Reisegefährte ließ sich aber das Wasser ganz vortrefflich schmecken.

Bis auf den Tod ermattet kam ich in Semlin, der letzten ungarischen Stadt an. Sie liegt an der Donau, wo die Sau sich in dieselbe ergießt, der türkischen Stadt und Festung Belgrad gerade gegenüber, das sich auf dem anderen höheren Ufer der Donau erhebt. Sowohl mir, als auch meinem Reisegefährten gelang es, Arbeit zu bekommen, aber ich konnte die ungewöhnlich fette Kost und das schlechte Wasser nicht vertragen, und bekam gleich am ersten Tage das kalte Fieber, so daß ich nur einen Tag um den andern arbeiten konnte. Es war mein Wille, keine Stunde länger hier zu bleiben, da ich von allen Seiten hörte, daß täglich Deutsche begraben wurden, die den klimatischen Einflüssen und den ungewohnten Nahrungsmitteln unterlegen waren, doch hielten mich die Bitten meiner Meisterin, einer gutherzigen Frau, zurück, die sich alle Mühe gab, mich vom Fieber zu befreien und sogar mein

Bett mit Vorhängen umhing, damit ich vor den Stichen der Gelsen ruhen und schlafen konnte. Dennoch besserte sich mein Zustand wenig, und als ich erfuhr, daß die Fremden wegen des ungesunden Wassers das Fieber selten wieder los würden, verließ ich, nach vierzehn Tagen noch krank, Semlin, um meine Weiterreise nach Siebenbürgen anzutreten.

Während der Ueberfahrt nach Pancsova, am 2. August 1830, weidete ich mein Auge an Belgrad, dessen hohe, stolze Citadelle sich in den Fluthen malerisch wiederpiegelte. Die Straßen der Stadt reichen bis an das Ufer des Flusses herab, aber die Mauern um dieselbe, sowie die Vorstädte, liegen in Schutt und Trümmern, und letztere sind nur wenig bewohnt. Großes Vergnügen machte es mir, hier die ersten Türken mit ihren weiten Gewändern und langen Bärten in ihrem Vaterlande zu sehen, und mich überzeugen zu können, daß sie auch Menschen, oft bescheidener und artiger als wir, und keineswegs Tyrannen sind, als welche sie so oft beschrieen werden.

In Pancsova hielt ich mich nicht auf, sondern nahm meinen Weg über Hermannstadt nach Kronstadt, wurde aber unterwegs so vom Fieber ergriffen, daß ich meine schlotternden Glieder fast nicht mehr fortzuschleppen vermochte. Mehrere Meilen vor Hermannstadt zeigte sich mir, was sonst nur selten der Fall ist, eine Gelegenheit zu fahren. Ein Bauer, mit einem Faß Wein auf dem Wagen, fuhr, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, im vollen Trabe heran. Ich rief ihm zu und bat ihn, mich gegen ein Trinkgeld mitzunehmen, doch er schüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige mir unverständliche ungarische Worte und fuhr, obwohl er meinen leidenden Zustand erkannte, an mir vorbei. Durch das rasche Fahren hatte sich das Faß auf dem Wagen umgedreht, der Spund war losgesprungen, und schon die Hälfte des Weins heraus-

geschlossen, ehe den Bauer ein Anderer, der ihm begegnete, auf den Schaden aufmerksam machte. Er drehte das Faß um, hielt so lange an, bis ich zu ihm kam, und nahm mich nun unentgeltlich auf den Wagen, weil er glaubte, daß er sich durch seine Unbarmherzigkeit an mir versündigt und der Himmel ihm den Verlust des Weines als Strafe auferlegt habe. Da wir bis zu Mittag desselben Tages keine der weit auseinander gelegenen Poststationen erreicht hatten, so wurden die Pferde abgespannt und auf eine Haide gelassen, um daselbst zu weiden. Ich lagerte mich in den Schatten des Weinsasses. Das Fieber hatte mich wieder so ergriffen, daß ich erst vor Frost klapperte, dann wieder vor Hitze zu verbrennen und vor Durst zu verschmachten wähnte. Auf der weiten Haide war kein Brunnen zu sehen, und ich mußte aushalten, da weder ich noch der Fuhrman ein Instrument hatte, um das Faß zu öffnen. Für einen Trunk aus demselben hätte ich gern gezahlt, was er verlangt hätte. Ich litt unbeschreiblich viel, aber was erträgt die Jugend nicht! —

Am Abend desselben Tages langten wir in der ersehnten Herberge an. Der Bauer gab seinen Pferden ein Futter, und ich ging in die Wirthsstube, wo gerade — es war Sonntag — getanzt wurde. Die Aufspieler waren Zigeuner, deren Instrumente aus Triangeln und Dudelsäcken bestand. Nicht selten gaben die Sporen der Tänzer beim Zusammenschlagen der Absätze zur Ergänzung der Musik manchen Ton von sich. Der eigenthümliche Nationaltanz der Einwohner interessirte mich so, daß ich wohl länger als eine Stunde den lustigen, leichten Sprüngen der Bursche und Mädchen zusah. Zu meinem Leidwesen fuhren wir vor Anbruch der Nacht wieder ab. Vor dem Orte ging der Weg bergauf; zwei ungarische Bauern fuhren mit einem leeren, mit Ochsen bespannten Wagen an uns vorbei, und nöthigten mich, auf demselben Platz zu neh-

men, indem sie mir durch Zeichen mit den Fingern andeuten, daß sie noch bis auf die zweite Poststation von hier fahren würden. Ich folgte ihrer Einladung, und nun ging es im raschesten Trabe bergauf, so daß wir von dem früheren Wagen bald nichts mehr sahen. Nach einiger Zeit holten wir einen andern Wagen ein, der den immer steiler werdenden Berg nur langsam hinauffuhr. Der Eigenthümer schlief neben einem Backtroge, in welchem sich etwa sechs Laib Brod befanden. Als wir in seine Nähe kamen, erwachte er. Der Eine, auf dessen Wagen ich saß, nöthigte ihn, mit freundlichen Worten, nur fortzuschlafen, indem er seine Ochsen schon antreiben wolle. So schloß ich nämlich aus Mienen und Geberden meines Fuhrmanns. Jener schlief nun fort, und dieser stahl ihm alle Brode bis auf eins aus dem Backtroge. Als wir auf der Höhe des Berges ankamen, ließ er den Schläfer im Stich und fuhr im raschesten Trabe abwärts. Ich glaubte, sie wären aus einem Dorfe und trieben nur Scherz mit einander, und als sie von der Hauptstraße abführten und einen Nasenweg einschlugen, meinte ich immer noch, es geschehe, um den Ochsen das Traben zu erleichtern. Bald aber sah ich, daß dies nicht der Fall war; sie entfernten sich immer weiter von der Hauptstraße und vor einem dichten Buchenwalde angekommen, theilten sie brüderlich ihren Raub, und der eine verlor sich mit seinem Antheil im Walde. Da sah ich mit einem Male, in welche Gesellschaft ich gerathen war, und es wurde mir in der That nicht wohl zu Muth. Indessen entfernte sich mein Fuhrmann immer weiter von der Straße und war schon im Begriff, in den großen Buchenwald einzubiegen, als ich erschrocken vom Wagen sprang, aber ihm nichts weiter zurufen konnte, als das Wort: „Post!“ Er nickte mit dem Kopfe, was wahrscheinlich so viel heißen sollte, als wir seien auf dem richtigen Wege dahin, ich traute ihm aber

nicht. Wir geriethen in Streit, doch keiner verstand die Schimpfreden des Andern. Er verlangte Geld, ich versprach es ihm zu zahlen, wenn er mich nach der Station brächte, die er früher mir mit den Fingern angedeutet habe. In dieser meiner mißlichen Lage wäre ich schon zufrieden gewesen, wenn er mich auf den rechten Weg zum nächsten Dorfe gebracht hätte, aber er verstand mich nicht, und weit und breit war Niemand zu sehen, der mir hätte helfen können. Es war um die Zeit, wo sich Tag und Nacht scheiden. Wir beide wollten uns auch von einander trennen, aber er wurde immer gröber, und rief nach seinem Gefährten. Mir blieb nichts Anderes zu thun übrig, als rasch eine meiner Pistolen, die ich mir in Wien als gute Wandergesährten angeschafft hatte, zu ziehen und ihm damit Schweigen zu gebieten. Dies wirkte; schweigend und ohne eine Belohnung zu nehmen, fuhr er von dannen; ich blieb im Walde. Die Nacht brach immer dunkler herein, nirgends war ein Licht zu sehen, nirgend das Bellen eines Hundes oder sonst ein Geräusch zu hören, das mir die Nähe eines Dorfes hätte anzeigen können, und die Furcht vor Bären und Wölfen, die heerdenweise in den Wäldern Siebenbürgens anzutreffen sind, überkam mich bang und bänger. Dennoch entschloß ich mich, im Walde zu übernachten, und schlug unter einer Buche mein Lager auf. Das weiche Haidkraut war mein Pfühl, das Felleisen mein Kopfkissen; und so entschlummerte ich, angestrahlt von dem sanften Lichte des Vollmonds, das durch die Zweige auf mich niederschien, zum ersten Male in meinem Leben unter Gottes freiem Himmel, nachdem ich recht herzlich an meine Lieben im fernen Vaterlande gedacht und leise einen Liedervers als Abendsegen gesungen hatte:

„Bei Arbeit find' ich Unterhalt
Genug in jeder Stadt;

Auf Reisen sitz' ich oft im Wald,
Und ess' am Brod mich satt,
Und singe Preis und Ehr' und Dank
Dem, der den Bissen gab,
Und geh dann weiter meinen Gang
An meinem Wanderstab.“

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich von gellenden Menschenstimmen erweckt wurde, die mir bald von der einen bald von der andern Seite näher kamen. Ich erhob mich schnell, ging den Tönen nach und gelangte nach kurzer Zeit wieder auf die Hauptstraße. Da ich nicht wußte, welche Richtung ich einschlagen sollte, folgte ich ihr auf gut Glück und kam nach kaum einer halben Stunde zu Fuhrleuten, die Steinsalz geladen hatten und immer des Nachts fahren, weil die Hitze am Tage zu drückend ist. Da ich der Sprache nicht kundig war, konnte ich sie nicht fragen, ob ich auf dem rechten Wege nach Hermannstadt sei, doch wanderte ich rüstig weiter, bis die Morgenröthe am Himmel aufglühete und die ersten Sonnenstrahlen durch die Zweige der Bäume drangen. Nicht immer hat mir die Sonne des Glücks auf den Wegen meiner Wanderschaft geschienen, oft verbargen mir düstre Wolken die Himmelssterne, aber immer brach aus der dichtesten Finsterniß ein Strahl des Lichts und der Hoffnung. So auch heute. Das Fieber hatte sich wieder bei mir eingestellt, und ich war nahe daran, ermattet am Wege liegen bleiben zu müssen, als ein junger Herr in einer leichten Berline vorüberfuhr, der mich auf deutsch fragte, wer ich sei, wohin ich wolle und woher ich komme? Diese meinen Ohren wohlthuenden Fragen waren bald beantwortet. Da er sah, daß ich das Fieber hatte, bot er mir einen Platz in seinem Wagen an, und nie in meinem Leben war mir eine Einladung willkommener gewesen. Bald entspann sich zwischen uns ein

lebhaftes Gespräch, ich erzählte ihm meine Erlebnisse des gestrigen Tages, und ehe ich es noch vernuthete, hatten wir unser Ziel, die Hauptstadt des Sachsenlandes in Siebenbürgen, das schön gelegene Hermannstadt, erreicht. Sogleich bestellte er in dem Gasthose, in welchem wir abgestiegen waren, ein mir dienliches Mittagessen, und fügte demselben einen Schoppen Wein hinzu, „damit ich sehen sollte, daß es nicht allein schlechte, sondern auch gute Menschen in Siebenbürgen gebe.“ Meine Abenteuer von gestern theilte er zwei Herren mit, welche am Tische saßen. Der Eine, ein Husar, bezeugte mir die lebhafteste, herzlichste Freude, als er hörte, daß ich aus Thüringen sei. Auf seinen Kriegszügen war er durch mein Vaterland gekommen, war in Eisenach einquartirt gewesen, und sprach von der berühmten Wartburg, die er besucht hatte, mit wahrer Begeisterung. Ueberhaupt konnte er die gute Behandlung nicht genug rühmen, die er in Eisenach und überhaupt in ganz Thüringen gefunden. Diese ungekünstelten Aeußerungen thaten meinem Herzen sehr wohl; es erfreut in der Fremde nichts mehr, als sein Vaterland rühmen hören. Die Artigkeit des Husaren gegen mich ging so weit, daß, als ich wieder zum Wanderstabe greifen wollte, er mich nöthigte, in den Wagen zu steigen, der vor der Thüre auf mich wartete und nach Kronstadt zurückging. Mit den herzlichsten Glückwünschen für mein ferneres Wohlsein von ihrer, und mit dem innigsten Danke von meiner Seite, trennte ich mich von diesen wohlwollenden Männern, und nach achtzehn Stunden kam ich am 23. August 1830, ohne daß mich die Fahrt auch nur einen Heller gekostet hatte, in Kronstadt an. Ich trat daselbst bei einem Meister in Arbeit, und hatte das Glück, mich in 14 Tagen gänzlich vom Fieber befreit zu sehen. Dennoch war meines Bleibens in Kronstadt nicht lange; ich hatte gehört, daß in Bukarest die Arbeit weit besser bezahlt würde,

als hier, und nun war all mein Sinnen und Trachten auf die Hauptstadt der Wallachei gerichtet. Indessen konnte ich nicht so schnell, wie ich wünschte, dahin gelangen. Ich mußte zuvor um Erlaubniß nachsuchen, das türkische Gebiet betreten zu dürfen; und nicht einem Jeden wird diese gewährt, am wenigsten denen, welche noch militärpflichtig sind. Viele versuchen zwar heimlich über die Grenze zu kommen, allein sie setzen sich stets der Gefahr aus, von den Grenzjägern, die auf dem Rande des Gebirges nur so weit von einander entfernt sind, daß sie sich sehen und zurufen können, erschossen zu werden, wie oft der Fall ist, wenn sie beim Anrufen der Wachen nicht stehen bleiben. Doch giebt es Bauern, die, aller Wege und Stege kundig, einen Jeden für eine gute Bezahlung durch den Sanitätscordon einschwärzen, nur darf er dann ohne Contumaz zu halten, auf diesem Wege nicht wieder zurück; Jeder, und sei er ein Fürst, muß sich ihr 8 bis 21 Tage unterwerfen. Die Umgehung derselben wird mit dem Tode bestraft. So erzählte mir ein Schlossergeselle, den ich später in Adrianopel traf, er sei durch die Donau geschwommen, um nicht Contumaz zu halten, auf dem Grenzamte angekommen, wo er sich der Contumaz gern unterworfen haben würde, habe er die Weisung erhalten: auf dem Wege, auf welchem er gekommen, auch wieder zurückzukehren; und so habe er wieder in die Wallachei zurückschwimmen müssen. Früher war ihm eine andre List besser gelungen. Er hatte keine Erlaubniß, die Türkei betreten zu dürfen, erhalten, und gesellte sich daher zu einem Gefährten, der einen Passirzettel (Teskereh) erhalten hatte. Auf diesem war sein Taufname von dem Zunamen getrennt, und als der Schlosser an der Grenze nach seinem Erlaubnißscheine gefragt wurde, antwortete er: sein Name stände mit auf dem Teskereh seines Gefährten; und mit dieser kecken Antwort kam er durch. Mir wurde es indessen nicht schwer,

ich erhielt die Erlaubniß am 13. September 1830, und am folgenden Tage trat ich meine Reise nach der Wallachei an.

In der Wallachei.

Der große Wald. — Regen, Hunger und Kummer. — Großartige Waldnatur und wüthendes Rindvieh darin. — Steigende Unannehmlichkeit des Weges. — Räubergesindel. — Eine schreckliche Nacht. — Hungersnoth und Vorsepiegelung einer überreizten Phantasie. — Endlich gestilltes Bedürfnis. — Ende des großen Waldes und zwiefach gefährliches Nachtquartier. — Eine Bekanntschaft auf der Straße. — Bukarest. — Gute Tage nach überstandener Noth. — Lüderlichkeit in Bukarest. — Rache eines beleidigten Cheweibes. — Wuth der Pest. — Schauerhafte Unreinlichkeit der Straßen. — Unerträglicher Gestank. — Wasserträger. — Strafe der betrügerischen Bäcker. — Bastonade. — Spießruthen.

Auf dem nächsten Contumazante verweilte ich einige Tage, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu fahren zu erhalten. Allein mein Warten war vergebens, die Witterung wurde schlechter, und es regnete unaufhörlich, so daß es keinem Fuhrwerke möglich gewesen wäre, den Weg über die Berge zu passiren. So mußte ich denn, wohl oder übel, mich zur Fußreise entschließen, und wanderte nach einem Aufenthalte von zwei Tagen nach der Wallachei zu. Obgleich mir in dem Wirthshause bei der Contumaz von den Wächtern gesagt wurde, daß ich mich hinreichend mit Proviant, mindestens mit etlichen Laiben Brod versehen müsse, weil in dem fünf bis sechs Tagereisen langen Walde kein Wirthshaus, sondern hie

und da nur eine Schäferhütte anzutreffen sei, in welcher man keinen Bissen Brod, und wollte man ihn noch so theuer bezahlen, bekommen könnte, so glaubte ich doch, sie trieben Scherz mit mir, und hielt es für unmöglich, daß man in einem europäischen Lande sechs Tage reisen könnte, ohne ein Haus zu finden, worin dem Wanderer wenigstens Brod geboten wird; und so hatte ich denn nur für einen Tag Lebensmittel gekauft, weil ich ohnedies an meinem Bündel schwer zu tragen hatte.

Als ich die Höhe des Gebirgs überstiegen hatte, gelangte ich zu dem Hause der Grenzfäger, und erkundigte mich bei denselben nach der Straße nach Bukarest; allein sie verstanden mich nicht, und zeigten immer nur mit der Hand gerade aus. Ich folgte der Richtung mit einem sehr unbehaglichen Gefühle, erzeugt von der Ungewißheit, ob ich auf dem rechten Wege sei, von einem endlos vor meinen Blicken sich ausdehnenden unwirthlichen Walde und vom beginnenden und den ganzen Tag anhaltenden Regen bis zum höchsten Unmuth gesteigert. In solchem geistigen Zustande und bis auf die Haut durchnäßt langte ich Abends vor einer Schäferhütte im Walde an. Neugierig sahen die Bewohner derselben aus den Fenstern, und als ich sie fragte, ob ich hier schlafen könnte, lachten sie über meine Unrede, von der sie kein Wort verstanden. Erst als ich den Kopf auf die Seite bog, die eine Hand daran hielt und die Augen zudrückte, nickten sie mir zu und öffneten das armselige Haus. Zu meiner Betrübniß wurde ich hier inne, wie thöricht ich gewesen war, den guten Rath der Grenzwächter im Contumazhause für Scherz zu halten; doch gewährte es mir für den Augenblick schon einigen Trost, daß ich mich der nassen Kleider entledigen und sie trocknen konnte. Abends spät kam noch ein Mann hinzu, welcher etwas deutsch verstand, ich schrieb mir die Zahlen bis hundert nebst einigen

Worten, als: Essen, Trinken, Schlafen u. dergl. wallachisch auf einen Zettel, den ich später in die Hand nahm, wenn ich etwas forderte. Allein er half mir nichts, denn es war ja für Geld und gute Worte platterdings nichts zu bekommen. Das einzige Nahrungsmittel dieser Waldhirten ist die Mamalike, die sie nicht eher zubereiten, als bis sie dieselbe essen wollen, da sie durchaus nur warm einigermassen genießbar ist. In einem Kessel mit kochendem Wasser wird gelbes Maismehl gerührt und dieses so lange eingekocht, bis es so derb wird, wie Kuchenteig. Dann wird der Inhalt, der die Form eines Kessels behält, auf einen Tisch geschüttet, mit Zwirnsfaden in Scheiben geschnitten und warm gegessen; kalt ist der Geschmack dieser Speise so abscheulich, daß man gewiß nur durch den wüthendsten Hunger zum Genuße derselben getrieben werden kann.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten von der Britsche, auf der mich keine Feder gestochen hatte, und ging weiter. Der Himmel war noch immer trübe und mit Regenwolken bedeckt, und ich trat in ein enges, düstres Thal, das zu beiden Seiten von himmelhohen, seltsam und ungeheuerlich gestalteten Felsen und Bergen eingeschlossen wurde, auf deren Gipfeln der Schnee vom vorigen Jahre noch nicht geschmolzen war. Noch nie hatte ich die Natur so großartig gesehen, und obgleich nicht heiter gestimmt, stand ich doch still, in Bewunderung des erhabenen Anblicks versunken. Da, ganz überwältigt von meiner Umgebung, vernehme ich plötzlich ganz in meiner Nähe das Brüllen einer Heerde, und wie ich mich danach umsehe, erblicke ich wohl acht Stiere, die wüthend auf mich losstürzen. Einen Hirten erspähete mein erschrockenes Auge nicht, dem ich hätte zurufen können, daher flüchtete ich Hals über Kopf in den dichten Wald und die steile Berghöhe hinan und eilte in wilder Hast, bis ich das drohende Horn=

vieh aus den Augen verloren hatte. Dann kletterte ich mühsam am Abhange des Berges weiter und stieg endlich wieder auf die Straße hinab, als ich die Thiere weit genug im Rücken hatte. Durch diese große Anstrengung war mein Hunger rege geworden, allein meine Lebensmittel waren rein aufgezehrt, kein Dorf, kein Haus war in der Nähe zu sehen, und keine menschliche Seele begegnete mir, die ich um Auskunft hätte fragen können. Zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte ich, daß sich der Weg, auf dem ich wandelte, sich in einen Fluß verlor, über welchen, so weit ich umher blicken konnte, keine Brücke führte. Um die Straße nicht zu verlieren, entschloß ich mich, hindurch zu waten. Aber ich sank bis unter die Arme in's Wasser, mußte mit aller Kraft gegen den Strom kämpfen, um nicht mit fortgerissen zu werden, und kam ermattet am gegenseitigen Ufer an, wo ich lange suchen mußte, ehe ich den Weg wiederfand. Und so mußte ich des Tages noch öfter, mehrmals ganze Viertelstunden lang, im Wasser gehen, wenn der Fluß über seine Ufer in den Weg getreten war. Wiewohl ich dabei nicht verschmachtete und durch fleißiges Trinken mir den Hunger auf Augenblicke stillte, so überkam mich doch zuweilen eine furchtbare Angst, wenn ich daran dachte, wie leicht ich in dieser trostlosen Waldeseinöde Hungers sterben könnte. Zu beiden Seiten erblickte ich nichts, als die hohen, steilen, mit undurchdringlichen Wäldern umgebenen Berge, an deren Fuße mir oft sechs bis acht, wenigstens 30 Fuß im Umfang haltende, kreuzweise über einander liegende Buchen den Weg versperren; die Gipfel der Berge waren theils abgebrannt, theils brannten noch einige, als ich näher kam, und verbreiteten Dampf und Hitze um mich her, mir ein eben so fremder als Grausen erregender Anblick. Durch und durch erschüttert, vom wachsenden Hunger gequält, von dem über alle Beschreibung beschwerlichen Wege

auf's Aeußerste ermattet und stets mit Gedanken an meine verzweifelte Lage beschäftigt, wanderte ich langsam fort, aber wie soll ich das Entzücken schildern, das mich plötzlich durchzuckte, als ich, um einen Berg biegend, in einiger Entfernung ein Haus erblickte! Voll schönster Hoffnung, endlich meinen Hunger stillen zu können, schritt ich hastig darauf zu. Mit wüthendem Gebell empfing mich ein Rudel Hunde und ließ mich nicht eher von der Stelle, bis sie von den Herren angerufen wurden, die so eben fünf Mann stark aus dem Hause kamen. Es waren rüstige, wilde Gestalten, bei deren Anblick mir der Muth entfiel. Sie trugen weiße, schmutzige Kittel, um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten, der dicht mit Knöpfen von den verschiedensten Arten besetzt war. Ueber die Achsel hingen lederne Hirtentaschen. Die Füße waren mit einer Art Sandalen bekleidet, und diese unter dem Knie mit Bändern befestigt; auf dem Kopfe trugen sie runde schwarze Hüte mit breiten Krempe, unter welchen rabenschwarzes Haar bis auf die Achsel herabfiel. Jeder von ihnen führte einen langen, mit einem faustdicken Knopfe versehenen Stock, und der zuletzt Heraus tretende war überdies noch mit einem Gewehre bewaffnet. Sie umringten mich und zeigten auf die blanken Knöpfe an meiner Weste; einige verlangten Geld. Ich bat sie um Brod (Poëne). „Poëne nögeste“ (wir haben kein Brod) antworteten sie, und deuteten mir durch Zeichen mit den Fingern an, ich möchte die Knöpfe von meiner Weste abschneiden. Ich glaubte, sie wollten Scherz mit mir treiben, und machte Miene, mich zu entfernen. Da drohte mir einer mit dem Stocke, und als ich einen zweiten Versuch ihnen zu entkommen wagte, erhoben alle ihre Stöcke gegen mich. Ich dachte, es komme, wie es will, du bist einmal nahe daran zu verhungern, es gilt also Leben oder Tod. Also versprach ich ihnen Geld — Parre oder Paralle — und griff in meine Hosentaschen, sie hielten die

Hände auf, die Baarschaft in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrafen sie, als ich ihnen plötzlich meine Pistolen, die ich unvermerkt in den Taschen aufgezogen hatte, unter die Nase hielt! Beim Anblick derselben flohen sie mit lautem Geschrei waldeinwärts, und selbst der Bewaffnete machte von seinem Gewehre keinen Gebrauch, weil — das Schloß daran fehlte. Mein Hunger war nun für den ganzen Tag gestillt, und ich setzte meinen Weg weiter fort. Im Walde überraschte mich die Nacht, und wie früher mußte ich mein Lager auf dem schwellenden Moose unter einem Baume aufschlagen. Aber es wurde sehr kühl, und meine Zähne klapperten. Da nun auch der Hunger mich wieder wüthend anfiel, wie ein gewappneter Mann, dem ich keine Vertheidigung entgegen setzen konnte, so ist es nicht zu verwundern, wenn ich in der ganzen Nacht kein Auge schloß. Wie nun meine körperlichen Empfindungen, so waren die Gedanken meiner Seele sehr peinlicher Art. In einem fremden, unwirthlichen Lande, in einem ungeheuern, unwegsamem Walde, in einer dunkeln Nacht auf dem feuchten Moose liegend, leicht gekleidet, von einem fieberhaften Frost durch und durch geschüttelt, vom schrecklichsten Hunger gemartert, von mörderischen Räubern und wilden Thieren bedroht, und ohne Aussicht und Hoffnung im Laufe des folgenden Tages ein Ziel dieser Leiden zu finden: wahrlich in solchen Umständen kann sich das Gemüth nicht zu heitern Betrachtungen erheben und die Phantasie mit rosenfarbnen Bildern beschäftigen! Mit Tagesanbruch erhob ich mich und schleppte mich mühsam weiter. Nach einigen Stunden sah ich eine Köhlerhütte abwärts von der Straße in einem Thale liegen. Die Freude verdrängte augenblicklich meine Abspannung. Ich eilte darauf zu, und „Brod!“ war mein einziges bittendes Wort. — „Wir haben keins,“ erhielt ich zur Antwort, und zum Beweis, daß die Leute in

Wahrheit gesagt, schlugen sie ein Kreuz. Sie gaben mir ein Stück Mamalike, welches leider kalt und darum kaum zu genießen war. Ich wollte es ihnen bezahlen; sie versetzten: „Gott bezahlt's!“ Doch gab ich ihnen mehr, als sie verlangt haben würden und ging wieder, von ihrem herzlichen „bonetrum!“ — glückliche Reise! — begleitet, nach der Straße zurück. Jetzt versuchte ich die Mamalike zu verspeisen, allein es war selbst meinem Hunger unmöglich, sie zu verarbeiten; doch steckte ich die Gabe ein. Merkwürdiger Weise hatte sich die Gewalt des Hungers an der Kraft meines Willens noch einmal gebrochen, und ich konnte, bei weitem nicht mehr so gepeinigt, wieder rüstiger vorwärts schreiten. Die Straße führte rechts vom Flusse wieder in den dichten Wald, in welchem ich etwa gegen 10 Uhr zwei Reitern begegnete. „Haben Sie Brod, meine Herren?“ rief ich halb deutsch, halb wallachisch. Der Eine antwortete mir deutsch, obwohl er kein Deutscher war: „Born rechts auf dem Berge steht ein großes Haus, das viel Brod hat;“ und beide ritten weiter. Und so war ich wieder getäuscht und mußte mein schweres Felleisen und meinen leichten Magen weiter schleppen. Singen und pfeifen verging mir freilich, aber der Reiter hatte mir doch Hoffnung gemacht, daß ich bald das unabweishbare Bedürfniß befriedigen werde, und so schnellte mich die Jugendkraft noch einmal empor. Nach ungefähr einer Stunde zog sich die Straße wieder rechts, und von einem kahlen Berge herab grüßte ein großes Haus nebst einer Kirche freundlich zu mir nieder. Ach, welcher ein tröstlicher, gesegneter Anblick für mich armen Leidensbruder! Ich faltete die Hände; es flirrte mir vor den Augen; es krampfte mir die Brust zusammen, und ich konnte kaum die Füße fortbringen. Ich ging von der Straße rechts ab auf den leuchtenden Gottestempel, auf das stattliche gastliche Dach zu und trat durch ein Gitterthor in einen Vorhof. So-

gleich empfing mich ein halb Duzend Hunde mit lautem Gebell. Ein Mann in einem schwarzen Gewande, das ein Strick über den Hüften zusammenhielt, und mit einem großen Barte, trat durch eine Thüre und führte mich in das Innere des Hauses. Ich folgte ihm mit Zittern und Zagen. Jedenfalls hatten die große Anstrengung, die Abspannung und gesteigerte Aufregung meine Nerven so angegriffen, daß ich, am Ziele angelangt, an Leib und Seele gänzlich erschöpft war, und meine krankhaft überreizte Phantaste mir Schrecknisse und Gefahren vorgaukelte und in dem härtigen, schwarzgekleideten Manne mich einen Räuber, in dem schönen Hause eine Mördergrube erkennen ließ. Ich kam in ein Zimmer, wo mehrere Männer mit gleichen Gewändern und Bärten saßen und mich freundlich grüßten. Einer von ihnen brachte ein Gefäß mit Linsen, welche gelesen und dann gekocht werden sollten. Sie nöthigten mich, mein Bündel abzulegen und Platz zu nehmen, aber meine fieberische Angst ließ es nicht zu, und ich dachte, wenn ich nur schon wieder fort wäre. Als sich die Schwarzröcke Einer nach dem Andern entfernten und nur der allein noch da blieb, welcher die Linsen zu lesen hatte, uahm ich rasch die Thüre in die Hand, sagte ihm ein kurzes Lebewohl und sprang hinaus, froh, daß ich durch die vielen Thüren den Ausgang nach dem Vorhofe wiederfand. Mit lautem Gekläff setzten mir die Hunde, mit lauter Stimme riefen mir die Bewohner des Hauses nach; ich hörte und sah nicht und rannte in meinem Delirium wie ein Wahnsinniger den Berg hinab, bis ich unweit desselben ein Haus erblickte, auf welches ich zuweilte. Mit mehreren Reisenden, die eben von Bukarest zurückkamen, trat ich in dasselbe ein. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als ich einen der Schwarzröcke vor dem Fenster erblickte, der gleich darauf ins Zimmer trat. Er setzte sich zu den eben Angekommenen und fing mit ihnen ein Gespräch an,

das beständig von ihrem Gelächter unterbrochen wurde. Einer derselben verdolmetschte mir, daß er ihnen so eben meine Angst und meine Flucht aus dem Kloster erzählt habe. Von ihm erfuhr ich, daß die Bewohner desselben griechische Mönche seien, redliche Menschen, die jedem Wanderer Nahrung und Herberge in ihrem Kloster gäben. Ich bedauerte, die guten Leute für Räuber gehalten zu haben, und die Strafe für meine Furcht folgte mir auf dem Fuße nach. Denn anstatt des Einsengerichts, an dem ich mich bei ihnen hätte laben können, wurde hier unten so eben ein heißer Mamalike auf den Tisch gestürzt, der, als er sich etwas verkühlt, in Schafsmilch eingebrockt und auf diese Art leidlich schmackhaft verzehrt wurde. Nachdem ich meinen ausgehungerten Magen damit gesättigt hatte, verließ ich das Haus und wanderte weiter. Der Himmel hatte sich aufgeheitert, der Tag war sonnig und schön, und mein einsamer Waldweg hatte ein weit freundlicheres Ansehen, als früher. Als es Abend wurde, schlug ich mein Quartier wieder im Walde auf, einmal, weil man da vor Räubern weit sicherer ist, und sodann, weil man von Ungeziefer befreit bleibt. Ich hatte desselben in der Hütte, in welcher ich die erste Nacht geschlafen, so viel aufgelesen, daß ich Hemd und Unterhose ausziehen und wegwerfen mußte, um mit einem Male davon befreit zu werden. Die Nacht war mehr geeignet, wie die vorige, daß ein Wanderer unter dem Dache eines Baumes zubringe, und ich trug mir dürres Holz zusammen, nach welchem ich nicht weit zu gehen brauchte. Dann zündete ich seitwärts von der Straße ein großes Feuer an, das wohl zehn Schritte im Durchmesser hatte, theils um die Nacht hindurch nicht zu frieren, theils um die Wölfe von diesem Plage abzuhalten, und schließ bei seiner behaglichen Wärme ein. Münter und gestärkt erwachte ich am andern Morgen, und röstete auf den noch übrigen Kohlen das Stück Mamalike,

das ich aus der Köhlerhütte noch in der Tasche trug, und bereitete mir es so zu einem leidlichen Frühstück. Dann setzte ich meinen Weg den Wald entlang fort. Am 20. September gegen 2 Uhr Nachmittags kam ich im Thale vor ein einzelnes schönes Haus, welches mit mehreren Lanzen behangen war und vor welchem ein russischer Kosak auf- und abging. Ich trat auf ihn zu, sprach ihn um ein Stück Brod an und hatte die Freude, solches im Augenblick nebst einem Tuche voll Aepfel und Birnen zu erhalten. Ich wollte ihm Geld geben, aber er schlug es aus, klopfte mich lächelnd auf die Achsel, und freute sich über meinen gesunden Appetit. Dabei zeigte er unaufhörlich auf den Weg, den ich eben gekommen, und schüttelte mit dem Kopfe, als wolle er sagen, es sei ihm unglücklich, daß ich denselben ohne Gefahr zurückgelegt habe. Als der Hunger gestillt war, verließ ich den Wachtposten dankend und von seinem Glückwunsche begleitet. Unweit des Hauses theilte sich der Weg in zwei, einer führte durch das Wasser, der andere an einem Berge hin nach einem Dorfe zu, das von der Höhe desselben herabschaute; ich wählte den letztern, und als ich das Dorf erreicht, sah ich ein zweites auf einer andern Anhöhe liegen. In diesem beschloß ich zu übernachten und wanderte immer dießseits desselben am Abhange des Berges fort, bis ich dem Dorfe gerade gegenüber stand. Aber eine tiefe Schlucht, vom reißenden Waldstrome durchbraust, trennte mich von ihm und, um hinüber zu gelangen, mußte ich abermals durch das Wasser waten; eine höchst gefährliche Passage! Obwohl ich immer mit dem Stocke umhersuchte, war ich doch oft nahe daran, zu ertrinken, da mir die Fluth bis unter die Arme ging und mich fortzureißen drohte. Doch gelangte ich glücklich ans Ufer. In dem erreichten Dorfe nun fand ich das erste ordentliche Obdach, unter dem ich ruhig schlafen konnte, und auch Brod und andere Ge-

waaren in Menge. Man kann sich leicht denken, daß ich mir ein Gütliches that. Aber nur wer ähnliche Strapazen gehabt hat, wird sich von dem Vergnügen, womit ich tafelte und ruhete, eine wahre Vorstellung machen können.

Am 21. September Nachmittags erreichte ich das Ende des Waldes, und als ich aus demselben heraustrat, grüßte ich mit innerlichem Jubel das freie angebaute Land, das ich mit heitern Blicken überflog. Aus einem Haine von Wallnußbäumen ragte, etwa eine Stunde von mir entfernt, der Kirchturm eines Dorfes hervor, auf welches ich rüstig zuschritt. Dasselbst angekommen, fragte ich nach dem Wirthshause, das sich gleich rechts am Eingange befand. An der Thüre desselben hing ein abgeschlachteter Hammel zum Verkauf. Gleich bei meinem Eintritte bestellte ich mir für 20 Paras — etwa 1 Silbergroschen — Fleisch von demselben, das mir auch bald, in Zwiebeln gedämpft, vorgesetzt wurde. Ungefordert fügte die Wirthin, ein junges, schönes Weib, auch noch Wein hinzu. Ich ließ mir die Mahlzeit vortrefflich schmecken, und fing an, in dem gastfreien Hause mich recht behaglich zu fühlen. Ich fragte die freundliche, hübsche Frau nach ihrem Manne, sie antwortete: „La Bukarest Kusak!“ (er ist Soldat in Bukarest), und zeigte mir zur mehreren Beglaubigung ihrer Aussage dessen Tischako und Säbel. Als es Abend wurde, deckte die Wirthin einen Tisch für drei Personen, setzte ein Licht und eine Flasche Wein darauf und trug Klöße und abgekochte Pflaumen, gebratenes und gekochtes Fleisch auf. Die Wirthin nöthigte mich, den dritten Platz einzunehmen, und ich ließ mich dazu bewegen, obgleich ich kaum eine Stunde zuvor mich satt gegessen hatte. Sie setzte sich dicht an meine Seite, schäkerte mit mir und trank mir dabei so stark zu, als wenn sie die Absicht habe, mich betrunken machen zu wollen. Während dessen gesellte sich ein Bewohner des

Dorfes zu uns, der an der Seite der Magd Platz nahm, fleißig mitzachte und zu verstehen gab, daß ich und die Wirthin ein schönes Paar wären. So reizend die Frau war, so sagten mir doch ihre etwas freien Manieren wenig zu; ich war ein unverdorbenener Junge, überdies müde und schläfrig, und ich bestellte daher, um nicht länger in ihrer Gesellschaft zubringen zu müssen, mein Nachtlager. Sogleich wurde mir dasselbe an der Seite nach der Straße zu hinter der Tafel zubereitet, und nicht weit davon schlug die Wirthin das ihrige auf. Ohne meine Kleider abzulegen, streckte ich mich nieder, nachdem ich mein Felleisen und meine Pistolen, so daß es die Anwesenden bemerken mußten, unter das Kopfkissen gelegt hatte. Die Wirthin setzte sich auf ihr Bett, unterhielt sich noch mit dem zuletzt Angekommenen, der bedeutungsvoll mit Händen und Blicken auf uns Beide wies und sich dann mit der Magd aus der Stube entfernte. Gleich darauf vernahm ich ein Geräusch an der Thüre, als wenn sie dieselbe verriegelten, denn Schösser, wie an den Thüren auf unsern Dörfern, kennt man daselbst nicht. Sogleich nahm ich das Licht und die Pistolen in die Hand und ging nach der Thüre zu, fand sie jedoch offen. Jetzt verriegelte ich sie von inwendig, legte sodann die Pistolen wieder an ihren Ort und kündigte der Wirthin an, in keinem Falle das Licht, das ich ihr bezahlen werde, auszulöschen, und legte mich wieder nieder. Ich war fest entschlossen, mich wach zu erhalten, und doch überraschte mich auf dem weichen Polster der süße Schlaf, den ich auf meinen Lagern im Walde so lange entbehrt hatte. In dessen erwachte ich bald wieder, aber das Licht war ausgelöscht. Ich schwieg und that, als ob ich schlief, konnte jedoch kein Auge wieder schließen, auch wenn ich gewollt hätte, denn eine böse Ahnung beschlich mich und trieb mir Angstschweiß aus. Es mochte ungefähr 12 Uhr sein, als Jemand vor das

Fenster geritten kam und die Wirthin beim Namen rief. Ich wollte hinaus schauen, konnte aber nicht, weil die Fenster mit ölgetränktem Papier verklebt waren. Die Wirthin sprang schnell vom Bette, zündete ein Licht an und ging hinaus, die Thüre zu öffnen. Ich hörte das Pferd durch die Hausflur an der Stubenthüre vorbei nach dem Stalle gehen, und vernahm das heimliche Flüstern der Wirthin mit dem eben Eingekehrten. Da sie nicht sogleich zurückkam, erhob ich mich und setzte mich für jeden Fall in Bereitschaft. Endlich kam die Frau allein in's Zimmer zurück, und so wie sie eingetreten, langte ich nach dem Lichte, welches sie jedoch schnell, ehe ich es fassen konnte, ausblies. Nun war es wieder stockfinstre Nacht im Zimmer und kein Laut darin rege. Ich horchte ängstlich und vernahm bald von dieser, bald von jener Seite her Hundegebell, das immer lauter wurde, je näher es dem Hause kam. Dazwischen Pferdegetrab, Menschenschritte, einzelne Stimmlaute, Flüstern. Das Alles war sehr unheimlich und beängstigend. Das Herz klopfte mir wie ein Hammer in der Brust, mein Haar begann sich zu sträuben, denn ich sah nun deutlich ein, daß ich es mit Mehreren zu thun bekommen würde. Rasch warf ich mein Felleisen auf den Rücken, nahm meinen Stock unter den Arm, eine Pistole in jede Hand und ging nach der Thüre zu. Die Wirthin merkte meine Absicht zu entfliehen nicht und sah mir nicht nach; sie glaubte wahrscheinlich, ich wolle wie früher die Thüre verriegeln, was mir ihrer Meinung nach nichts helfen würde, und ließ mich ungestört fortgehen. Etwa sechzig Schritte gerade über vom Wirthshause lag ein Gottesacker. Dorthin flüchtete ich im ungewissen Sternenschimmer und ließ mich auf einem eingesunkenen Grabe nieder, von welchem aus ich den Eingang des Wirthshauses ziemlich deutlich sehen konnte. Es dauerte nicht lange, so traten sieben bis acht Gestalten in dasselbe, die

jedoch gleich wieder herauskamen, als sie mich drinnen nicht mehr gefunden hatten, und vor der Thüre eine Zeit lang sich berathschlagten. Beinahe hätten mich ihre herumstöbernden Hunde verrathen, die ganz in meiner Nähe zu bellen anfangen, jedoch von ihren Herren wieder besänftigt wurden. Darüber waren aber die Hunde des untern Dorfes rege geworden, und ihr Gebell leitete die Räuber irre. Sie eilten nämlich theils zu Pferde, theils zu Fuße nach dem Dorfe zu, jedenfalls in der Meinung, daß ich durch dasselbe auf der Straße nach Bukarest zu entflohen sei und von den Hunden verfolgt werde. Langsam schlich ich nun nach der hintern Seite des Gottesackers, und es gelang mir über die Mauer zu kommen. Der Weg ging bergein, und am Abhange standen einige elende Häuser. Als ich in ihre Nähe kam, stürzten auch hier Hunde bellend auf mich los, und ich floh schnell wieder dahin zurück, woher ich gekommen, um durch sie nicht verrathen zu werden. Unterdessen war es ganz finster geworden, und ich stürzte, als ich von der Gottesackermauer wieder herabsprang, in ein tiefes Grab, das sich dicht an derselben befand. Da ich keinen Schaden genommen, so blieb ich darinnen kauern. Unweit von mir bellten die Hunde in einem fort, und die Räuber, dadurch aufmerksam gemacht, kehrten aus dem Dorfe zurück und gingen über den Gottesacker hinweg dem Bellen nach. Ich hielt den Athem an mich, als ich sie am Rande des Loches, das ihnen bekannt schien, vorbeigehen hörte, aber das Herz im Leibe drohte mir vor Angst zu zerspringen. Bei den Häusern außerhalb des Gottesackers, in welchem einen noch Licht war, hielten sie an, richteten Fragen an die Bewohner desselben und gingen wieder in ihre Wohnungen zurück, als sie von ihnen nichts erfahren konnten. Das ganze Dorf schien mir der Sitz einer Räuberbande zu sein. Ich brachte die Nacht in dem Grabe zu, froh, auf diese

Weise den Händen der Räuber entkommen zu sein. Mit dem anbrechenden Morgen, den 22. September, meinem Geburtstag, hörte ich ein Geschirr durch das Dorf fahren, und rasch aus meinem Versteck springend, eilte ich, nachdem ich mir zuvor meine Lagerstätte noch einmal besehen, hinter den Gärten hinweg nach der Straße zu, wo ich mit einem Fuhrmanne zusammentraf. Am Ende der Gärten stand ein Mann, wahrscheinlich einer der nächtlichen Räuber, nicht um mir gratuliren zu wollen, sondern um zu sehen, wo ich herkomme. Unser Weg führte durch eine weite, wenig angebaute, sondern, so weit mein Auge sehen konnte, nur mit Dornen und Disteln bewachsene Ebene, die die herrlichsten Früchte tragen könnte, wenn die wallachischen Bauern sich die Mühe nähmen, sie zu bebauen; allein sie ziehen nur so viel Getraide, als sie zur höchsten Nothdurft gebrauchen. Ihr größter Reichthum sind ihre Heerden. Aber auch diesen Nahrungszweig betreiben sie faul. Sie rauben und stehlen lieber, als daß sie arbeiten.

Nachmittags kam ich in ein kleines Städtchen, dessen Bewohner wohl noch nie einen Reisenden meiner Art gesehen haben mochten, denn sie schauten mich an wie ein Wunderthier und verfolgten mich haufenweise bis zum Orte hinaus. Vor demselben bekam ich Gelegenheit, mit einem Bojaren (Edelmann) einige Poststationen weit bis nach seinem Gute zu fahren, das an der Straße nach Bukarest lag. Unterwegs holten wir einen siebenbürgischen Kaufmann ein, der einen neuen Wiener Wagen nach Bukarest bringen wollte.

„Wohin gedenken Sie zu reisen?“ fragte mich der Kaufmann. — „Nach Bukarest.“ — „Und haben sich nicht gefürchtet, allein durch den großen Wald zu reisen? Ist Ihnen nichts zugestoßen?“ — „Nichts, was von großer Bedeutung für mich gewesen wäre,“ antwortete ich. — „Da haben Sie von Glück zu sagen; nicht allein die Wälder, sondern auch

alle Dörtschaften sind von Raubgesindel bevölkert, das nicht einmal sein Handwerk zu Fuße treibt, sondern die schönsten Pferde reitet, die natürlich auch gestohlen sind.“ — „Und führt man über diese Menschen keine Aufsicht?“ — „Ja wohl; allein die Aufseher sind meist die Hauptleute der Räuber. Befragen Sie sich darüber in Bukarest, oder, worvor Sie Gott behüten möge! überzeugen Sie sich gar selbst von der Wahrheit meiner Aussagen, wenn sie weiter durch das Land reisen, in dem Sie bis jetzt so glücklich davon gekommen sind. — Und hatten Sie sich gehörig mit Proviant versehen?“ fragte der Kaufmann theilnehmend weiter. — „Leider nicht!“ — „Aber wovon haben Sie denn gelebt, da in diesen Gegenden nichts zu haben ist?“ — „Ich habe hier die Hungertage meines Lebens überstanden, die traurigsten, die ich bis jetzt gesehen. Doch sie sind überstanden, und die Erinnerung daran hat immer etwas Angenehmes.“

Nach einer Pause fragte der Kaufmann nach meiner Heimath. Ich sagte ihm, daß ich ein Deutscher, ein Thüringer sei.

„Und wohin gedenken Sie zu gehen?“ — „Gern möchte ich Constantinopel sehen, allein meine Reisefasse ist bis auf zwölf Thaler geschmolzen, darum will ich vor der Hand in Bukarest bleiben und mir so viel verdienen, wie ich zur Reise brauche.“ — „Und was für ein Handwerk treiben Sie?“ — „Ich bin ein Wagner.“ — „Ein Wagner!“ wiederholte der Kaufmann, augenscheinlich überrascht. „Verstehen Sie auch feine Arbeit zu liefern?“ — Ich bejahete. — „Das ist ja vortrefflich! Da kann ich Sie in Bukarest empfehlen. Mein Vetter Joseph Weiß ist der erste Wagenfabrikant daselbst, der in seiner Werkstätte noch Schmiede, Sattler, Lakirer und Gürtler beschäftigt.“

Dankbar nahm ich sein Anerbieten an und vertauschte

meinen gegenwärtigen Sitz mit dem auf dem Bocke seines Wagens. Hinter demselben führen noch zwei Frachtwagen, die ebenfalls sein Eigenthum waren. Wir hatten noch 24 Stunden bis Bukarest, und im fortwährenden Trabe gieng auf der Straße dahin, da die Frachtwagen mit sechs Pferden bespannt und nur mit höchstens 20 bis 40 Centnern beladen waren.

Fröhlich und wohlgenuth langte ich auf diese bequeme Weise am 23. September Nachmittags in Bukarest an, dessen ungeheure Häusermassen ich schon von weitem erblickt hatte. Dennoch täuschte ich mich in meinen Erwartungen hinsichtlich der Stadt, die im Umfange viel größer, aber bei weitem nicht so volkreich ist, als Wien, dessen kleinste Straße einen weit freundlichem Anblick gewährt, als hier die Hauptstraßen, die ungepflastert sind und von Schmutz starren. Die Häuser sind meist mit Schindeln gedeckt, und Paläste, wie sie Wien in großer Anzahl hat, sind hier nur sehr einzeln anzutreffen. Auch bemerkt man an den Einwohnern nicht die Kleiderpracht, wie in Wien; der einzige Luxus, den sie treiben, besteht in Karossen, die ich nirgends in so großer Anzahl hinter einander und so schnell habe fahren sehen, wie hier. Oft muß man eine Viertelstunde lang in der Straße stehen bleiben, um von einer Seite derselben auf die andere zu kommen. Von weitem gesehen, gleicht so ein schnellfahrender Wagenzug dem auf einer Eisenbahn, nur daß man weiter keinen Dampf bemerkt, als den, welcher von den schäumenden Pferden ausgeht, und keine Wolken, als die des furchtbaren Staubes. In einem Gasthose abgestiegen, führte mich der freundliche Kaufmann sogleich zu seinem Vetter, dem Wagenfabrikanten, dessen Werkstätte jedoch noch gar nicht so eingerichtet war, wie sie sein sollte und ich der Beschreibung des Kaufmanns nach erwartet hatte. Ich verhehlte ihm dieses nicht, er aber

meinte, das mache nichts aus. Sogleich wies er mir ein geräumiges Zimmer an und schaffte das nöthige Werkzeug herbei. Auf sein Befragen, ob ich auf Wochenlohn oder auf Stück arbeiten wolle, zog ich das Letztere vor und ging ohne Zögern an die bessere Einrichtung der Werkstätte, wofür ich vom Meister noch außerdem bezahlt wurde. Mit wahrer Lust, ja Begierde, griff ich die Arbeit an. Die Behandlung des Meisters war ausgezeichnet, nur mußte man sein Geschäft tüchtig verstehen, so daß er sich auf einen verlassen konnte. Die Kost vorzüglich; zum Frühstück Geflügel oder Rostbraten nebst einem Schoppen Wein, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch, so viel man genießen wollte, und Abends Braten und Salat und wiederum einen Schoppen Wein; Sonntags standen oft sechserlei Gerichte auf dem Tische. Wie wohl mir dabei an meine große Hunger- und Angstperiode war, kann man sich leicht denken. Ich ließ mir Wein und Braten trefflich schmecken und war froh, daß ich nicht wie König Pharao die fetten Rübe erst erlebt, und dann die magern, sondern umgekehrt. Eben so reichlich war der Lohn, nachdem einer arbeiten konnte oder mochte; ich hatte mir vom October 1830 bis zum April 1831 gegen 100 Thaler erspart. Meine Nebengesellen, die schon mehrere Jahre da waren, hatten jedoch noch nicht daran gedacht, sich etwas zu erübrigen. Es waren lustige Bursche, von denen fünf oder sechs nur einen Rock hatten, den sie der Reihe nach anzogen. Wenn der Erste ins Wirthshaus ging, so nahm er den Lehrlingen mit, zog dort den Rock aus und schickte ihn dem Zweiten, dieser dem Dritten u. s. w., bis sie alle zusammen waren, und nun das Trinken losging. Wie schon gesagt, der Lohn ist stark, der Wein gut und billig, und die Gesellen sind selten. Meister und Fabrikanten müssen zu ihrem Treiben schweigen und entlassen nicht gern einen geschickten Arbeiter, weil er auf der Stelle zehn andere Mei-

ster findet, die ihn mit Freuden aufnehmen. Manche dieser Arbeiter waren trotz des trefflichen Lohnes und der Billigkeit aller Bedürfnisse so abgerissen, daß sie nicht über die StraÙe gehen konnten, ohne ihr Schurzfell nach Art der Bergleute umzubinden, damit ihre Blöße nicht gar zu sehr in die Augen fiel, und doch fuhren sie nicht selten in prächtigen Karossen mit läderlichen Dirnen spazieren, die ihnen den Rest ihrer Baarschaft abnahmen. Ich will nicht erzählen, auf welche empörende, unverschämte Weise freche Weibskente Jünglinge und verheirathete Männer in ihre Netze zu locken wissen. Eine Frau in Bukarest hatte schon lange bemerkt, daß ihr Mann läderliche Häuser besuchte und sie gänzlich vernachlässigte, und hatte ihm Rache geschworen. Als er eines Abends spät nach Hause kam, hatte sie schon ein scharfes Messer in Bereitschaft, mit welchem sie ihn, sowie er zu ihr kam, entmannte. Wenige Tage darauf verschied der so furchtbar bestrafte Sünder unter den fürchterlichsten Schmerzen. Am 18. Januar 1831 wurde die Frau, nachdem man ihr zuvor die Haare vom Haupte abgeschoren, öffentlich und, damit sie Jedermann sehen konnte, auf einem Stuhl an den Pranger gestellt. Und obgleich die Kälte so groß war, daß man Wagen und Schlitten schon aus der Ferne auf dem Schnee knarren hörte, mußte sie doch in diesem Aufzuge vom Morgen bis Abend stehen bleiben.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest hatte ich neben der Arbeit Muße genug, mir die Stadt genau zu besehen. Trotz ihres großen Umfangs und ihrer bedeutenden Häuserzahl zählt sie doch kaum mehr als etwa 80,000 Einwohner, die sich in den ungeheuren Räumen verlieren. Man will behaupten, daß sich die Zahl derselben jährlich eher vermindere, als vermehre, da die Stadt regelmäßig von der Pest, so oft diese im Orient herrscht, heimgesucht wird, und Tausende von Einwohnern hinweggerafft werden. Während



meines Hierseins grassirte sie nicht, doch erinnerten mich die Sanitätschreier jeden Morgen daran. Es sind dieses Leute, welche über den Gesundheitszustand der Stadt zu wachen haben. Jeder von ihnen hat eine bestimmte Anzahl von Häusern, die er in der Frühe des Morgens visitiren muß. Ist in einem Hause Jemand erkrankt, so muß ihm dieses unverzüglich angezeigt werden, worauf er die Aerzte davon benachrichtigt, die sich sogleich in das genannte Haus begeben, um zu untersuchen, ob die Pest oder sonst eine ansteckende Krankheit darin ausgebrochen ist. Ereignet sich ein Pestfall, so wird das Haus sogleich gesperrt und mit Wache besetzt, herrscht sie schon in mehreren Häusern, so wird auf dem Felde vor der Stadt ein Pestlazareth errichtet, und die kranken Einwohner derselben hinausgeschafft. Selten kommt daselbst einer mit dem Leben davon. Ich hatte das Glück, einen solchen kennen zu lernen, der mir jedoch das Elend und die Schrecknisse, die er darin erlebt, nicht fürchterlich genug schildern konnte.

Indeß darf man sich über den ungesunden Zustand der Stadt nicht wundern, wenn man den furchtbaren Schmutz und die über alle Beschreibung ekelhafte Unreinlichkeit sieht, die in den Häusern und auf Straßen und Plätzen herrschen. Tritt man in eines der geringeren Häuser der Stadt oder der Vorstädte, so darf man nichts weiter erwarten, als ein Bild des Ekels und Abscheues, das einem sogleich auf der Schwelle entgegentritt. Aber noch weit ärger ist es auf den Straßen, selbst auf den breitesten, in denen man keinen Schritt setzen kann, ohne an ein Pferd, an einen Hund oder sonst ein todttes Thier zu stoßen, das von den Einwohnern herausgeworfen, daselbst verfault, und beständig muß man auf die Büße sehen, um nicht in einen Haufen Koth oder Unrath zu fallen, den die trägen Einwohner, um ihn nicht weit zu tragen, vor dem ersten besten Palaste ausschütten. Daher kann

man sich auch keinen Begriff von dem unerträglichem Gestank machen, der die ganze Stadt erfüllt. Und wie muß es erst vor meiner Anwesenheit in der Stadt ausgesehen haben, da man während derselben die große Reinlichkeit darin lobte, deren sich die Einwohner befließigten, seit, nach dem Frieden von Adrianopel, die Stadt unter Oberherrschaft der Russen stand! Täglich ritt ein russischer Commandant in Begleitung von drei oder vier Kosaken durch die Straßen und drang selbst in die Häuser und Vorhöfe der Bojaren, um sich von ihrer Reinlichkeit zu überzeugen. Und wehe dem Einwohner, der seinen Befehlen nicht sogleich nachkam! — Die Kantschue der Kosaken wußten ihm auf der Stelle rührige Hände zu machen. So hatte ein angesehenener Kaufmann, der in einem palastähnlichen Hause wohnte, verabsäumt, vor seiner Thüre reinigen zu lassen, in der Meinung, der Commandant werde, ohne etwas zu bemerken, daran vorbei reiten. Nichts desto weniger hatte dieser durch seinen Kosaken den Eigenthümer vor die Thüre rufen lassen, und als ich gerade vorbei ging, hörte ich die Worte, die er auf deutsch dem Hausbesitzer, der aus Siebenbürgen war, zurief: „Mein Herr, ich habe Ihnen schon zweimal durch meine Kosaken befohlen, Sie möchten das Eis vor ihrer Thüre aufhauen lassen, damit sich der Schmutz nicht ferner daran stemme. Jetzt befehle ich es Ihnen zum dritten und letzten Male in eigener Person. Komme ich zurück, und mein Befehl ist noch nicht vollzogen, so lasse ich Ihnen von meinen Kosaken die Hosen ausziehen und Sie mitten in den Schmutz hineinsetzen.“

Mit diesen Worten ritt er weiter, und in der nächsten Viertelstunde war die Thüre des Kaufmanns gereinigt.

Neben der lieben Gewohnheit, säuisch zu leben, ist ein Hauptgrund des ungeheuren Schmutzes in der Stadt in dem Umstande zu suchen, daß die meisten Straßen weder gepflast-

stert noch mit Trottoirs versehen sind. Quer über den Weg, von einer Häuserreihe zur andern, sind grob zugehauene Holzsäulen gelegt, unter welchen ein Kanal hinwegläuft. Die Säulen, über die man hinwegschreiten muß, um nicht im Schmutz zu versinken, liegen etwas getrennt, um den Inhalt der Nachtgeschirre aufzunehmen, die die Einwohner, trotz der strengen Aufsicht, in der Frühe des Morgens da hinein ausleeren. Oft schütten sie den Unrath vor die Thüre ihres Nachbarns, um diesen zu ärgern und der Mühe überhoben zu sein, die Straße zu reinigen, wenn der Commandant darin Visitation hält.

Um den Fischmarkt zu finden, braucht man nur dem widerwärtigen Geruche nachzugehen, der sich von ihm aus durch die Stadt verbreitet, und betritt man den Platz, so vergeht einem nicht selten für immer der Appetit, Fische zu essen. In großen Quantitäten, um für die Fastenzeit keinen Mangel daran zu haben, liegen sie schichtweise, theils eben frisch abgeschlachtet, theils halb getrocknet, auf schmutzigen Tischen zum Verkauf, und nicht allein der unerträgliche Gestank, der von ihnen ausgeht, sondern auch die häßlichen, schmutzigen Gesichtser der Verkäuferinnen rufen im Fremden einen nicht zu unterdrückenden Ekel hervor. Meistentheils werden diese Fische in der Drumbrowiza, einem größern Flusse, welcher bei der Stadt vorbei, und in der Gerle, einem kleinen Flusse, welcher durch die Stadt fließt, gefangen. Der letztgenannte Fluß versorgt auch die Einwohner mit dem Trinkwasser, da es in der Stadt gar keine Brunnen giebt, und es gewährt einen schönen Anblick, wenn man auf der Brücke steht und Fluß auf- und abwärts dem Treiben der Wasserträger zusieht, die in gewisser Ordnung nach einander an den Ufern stehen, dann in den Fluß hineinfahren und ihre Fässer füllen, um sie zum Verkauf in alle Theile der Stadt zu füh-

ren. Während des Winters tritt oft Wassermangel ein, vorzüglich in den Vorstädten, und dann ist Wein das tägliche Getränk, da er weit billiger ist, als Wasser; im höchsten Nothfalle wird er auch zum Kochen gebraucht. Während des Sommers ist das Wasser der Gerle so dick und trübe, daß man es im vollen Sinne des Wortes schneiden kann. In solcher Weise wird es nur von den Aermsten getrunken, aber in jedem Haushalte zum Garfochen des Fleisches gebraucht. Ist dieses geschehen, so wird die Brühe hinweggeschüttet und dann das Fleisch mit Reis, Linsen u. s. w. zerstampft und zu einer Art Mamalike eingekocht.

Wie in allen türkischen Städten, ist es auch hier Gebrauch, daß die Bäcker, wenn sie zu kleines oder schlechtes Brod bäcken, mit dem einen Ohre an die Laden- oder Haus- thüre genagelt werden, und ihr ganzer Vorrath unter die Armen geworfen wird. Ich habe diese Strafe mehrmals vollziehen sehen, und an den zerfetzten Ohrläppchen fast aller Bäcker merkte ich, daß die Ehrlichkeit keine ihrer Tugenden war. Weit schmerzlicher und grausamer ist die Bastonade, die an Jedem vollzogen wird, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, auf welchem die Todesstrafe nicht steht. Im Hofe des Stadtrichters muß sich der Schuldige auf den Bauch legen; die Füße werden an eine Stange gebunden, diese dann in die Höhe gehoben und ihm von beiden Seiten, je nach dem Verbrechen, 100 bis 120 Hiebe mit Haselstöcken auf die nackten Fußsohlen aufgezählt. Sodann bedankt sich der Gezüchtigte für gnädig zuerkannte Strafe und geht — wenn ihm solches noch möglich ist.

Jeden Freitag hielten die Russen vor ihrer Hauptwache öffentliches Gericht mit den eingefangenen Räubern, und ließen durch Trommeln die Einwohner dazu einladen, um sich ein Beispiel daran zu nehmen. Oft waren es sechs bis acht,

an denen auf einmal die Strafe vollzogen wurde. Nachdem einem Jeden zuvor seine Vergehen vorgelesen worden waren, wurde ihm das Hemd über die Achseln gezogen; zu beiden Seiten stellten sich zwei Gerichtsdienere, der eine mit einem Bündel Ruthen, und begannen taktmäßig die Hiebe zu ertheilen, die ein dabei stehender Schreiber nachzählte. Zerbrach eine Ruthen, so wurde eine andere aus dem Bündel genommen, und, obwohl dem Schuldigen schon das Blut über den Rücken lief und er vor Schmerzen laut aufschrie, wurde doch nicht eher aufgehört, als bis der Richter „Genug!“ rief. Sogleich trat ein anderer mit einer Glasflasche voll Brandwein in der Hand herzu, that einen Schluck daraus, und bespritzte mit den gespitzten Lippen den blutenden Rücken des Gezüchtigten, wobei dieser noch lauter als zuvor schrie. Als ich einmal einer solchen Execution beiwohnte, trat ein starker, stämmiger Mann — jedenfalls der Hauptmann einer Räuberbande — der schon mehrere solcher Feiertage erlebt haben mochte, hervor, nahm seine 250 Hiebe, ohne einen Laut von sich zu geben, hin, bedankte sich höflichst dafür und ging seines Weges, als sei nichts vorgefallen.

Das war das Leben und Treiben einer Stadt, deren Name auf Deutsch „Freudenstadt“ heißt, fürwahr der schmutzigste Ort, den ich gesehen, und worin Wallachen, Griechen, Armenier und Juden, sich gegenseitig an Unreinlichkeit überbietend, herumwühlen, wie jene Hausthiere, welche den Befennern des alten Testaments so sehr zuwider sind.

In der Moldau.

Abreise von Bukarest. — Herzliche Aufnahme in dem Grenzstädtchen Focksan. — Eine Nacht in Tekutsch. — Reizende öde Gegend. — Eine merkwürdige Speisetafel. — Zwei Postabenteuer. — Condition in Birlad. — Feier des Osterfestes und Probe des Christenthums. — Ein Erdbeben und fortgesetzte Festfeier. — Reise nach Bukarest. — Lebensgefahr auf dem Heimwege. — Ein unerwartetes Anerbieten. — Anstalten gegen vier Räuber. — Schlechte Kost. — Entdeckungsreise nach Focksan. — Cholera in Focksan. — Entführung einer Köchin. — Verfolgung. — Ein heiterer Abend nach überstandener Angst. — Eine List. — Cholera in Birlad. — Einfaches Rettungsmittel. — Billigkeit der Lebensmittel. — Verfahren beim Schlachten des Viehes. — Differenzen mit dem Principal. — Schurkerei eines Arbeiters. — Ein gehörnter Dieb. — Melonenspiel. — Merkwürdiges Begräbniß. — Zukunft dieses Landes. — Abreise von Birlad. — Ein plötzlicher Schrecken. — Ankunft in Galatz. — Neue Bekanntschaft und Etablissementplan. — Reise nach Jassy. — Physiognomie dieser Stadt. — Abenteuer auf der Rückreise. — Unappetitliche Weinkelter. — Vereitlung meines Plans. — Prellerei. — Abschied von der Moldau.

Ogleich die Werkstätte des Herrn Weiß hinsichtlich Kost und Lohn und muntere Geselligkeit fast nichts zu wünschen übrig ließ, so verleideten mir doch die schmutzige Stadt und das ungezügeltere Leben in ihr endlich den Aufenthalt, und ich dachte ernstlich darauf, meinen Wanderstab weiter zu setzen,

da ich hinlänglich mit Geld versehen war. Auch wandelte mich ein großes Verlangen an, andere und schönere Länder des Erdbodens zu sehen. Schon war ich ein volles Jahr von der Heimath fern, aber ich hatte mich des Aufenthaltes in der Fremde noch nicht so erfreut, wie ich wünschte, und Bukarest war wahrlich nicht der Ort, diesen Wunsch zu erfüllen. Und so verließ ich am 9. April 1831 die eben so große als schmutzige Hauptstadt der Wallachei in der Absicht, nach dem südlichen Rußland zu wandern. Dies wurde mir aber aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern kann, vielfach abgerathen, und so änderte ich meinen Plan, und schlug den Weg nach der Moldau ein, einem Lande, das zu einem Paradiese umgeschaffen werden könnte, wenn nur auf irgend eine Weise die trägen Bewohner desselben zur Bebauung des fruchtbaren Bodens anzuhalten wären. In dem kleinen Grenzstädtchen Focksan, dessen eine Hälfte wallachisch, die andere moldauisch ist, blieb ich bei einem Wagner, einem Deutschen aus Schwerin, über Nacht, und nie habe ich auf meinen Wanderungen einen so freundlichen Empfang gehabt, wie hier. Die Freude, in mir einen Landsmann und oben-drein einen Handwerksgenossen zu finden, mit welchem er sich in der Muttersprache vom Vaterlande, das man auch in der weitesten Ferne nicht vergißt, unterhalten konnte, machte den gemüthlichen Mann fast zum Kinde. Er ließ auftragen, was er in Leib und Leben hatte, und wir, sammt seiner Gefährtin, einem achtzehnjährigen hübschen Weibchen, mit dem er in wilder Ehe lebte, sprachen dem Weine fleißig zu, und manches Glas galt den Erinnerungen an das Vaterland. Als mein Kopf schwerer und ich immer müder zu werden anfing, sagt mein Wirth mit der offenherzigsten Miene zu mir: „Bruder, ich habe nur ein Bett, und auf der Ofenbank laß ich Dich nicht schlafen; Du mußt es mit mir und meiner

Alten — so nannte er seine kleine junge Freundin — theilen, da es hinreichend Platz für vier Personen hat.“ So bestimmt ich nun auch diesen Vorschlag zurückwies und auf der Bank übernachten zu wollen ernstlich versicherte, so wurde ich doch trotz meinem Sträuben entkleidet und in das gemeinschaftliche Bett gebracht. Hindern konnte ich es nicht, denn ich hatte zu Ehren des lieben deutschen Vaterlandes nach alter deutscher Sitte des Guten etwas zu viel gethan. Als ich am andern Morgen erwachte, hatte ich meinen süßen Rausch ausge schlafen und fand mich allein im Bette, nicht wissend, ob meine Wirthsleute ebenfalls darin oder wo anders die Nacht zugebracht hatten.

Nach einem guten Frühstück schied ich unter heißen Abschiedsküssen von dem menschenfreundlichen Paare. Mein Weg führte wiederum durch eine herrliche, leider zu wenig angebaute Gegend, in welcher ich gegen Abend in das unbedeutende, meist nur aus dürstigen Hütten bestehende Städtchen Tekutsch gelangte. Um nicht eine ähnliche Scene, wie Abends vorher, zu erleben, ging ich nicht zu dem Wagner, sondern in das Wirthshaus. Als ich mir hier einen Brennesselsalat mit Eiern bestellte, da es weiter nichts als Mama-like zu essen gab, sahen mich der Wirth und die Wirthin groß an und lachten über meine Forderung. Doch bald bequemten sie sich dazu, als ich ihnen die Bereitung desselben, die mich meine Meisterin in Bukarest gelehrt hatte, mittheilte. Schnell suchten wir junge Nessel, reinigten sie, brühten sie mit kochendem Wasser ab, und ich that dieselben, ausge drückt und fein geschnitten, mit Essig und Baumöl angemacht, zu ausgebratenem Speck in einen Tigel. Die hart gesottenen Eier wurden zerschnitten und gleichsam als Verzierung an den Rand der Schüssel gelegt. So trug ich das Gericht auf und lud Wirth und Wirthin ein, mit zu essen. Sie schlugen es

mir nicht ab, und der Wirth besonders war so erfreut darüber, daß er ein Maß des besten Weins auftragen ließ. Wahrscheinlich mochten ihm in seinem Leben noch nicht viel Gäste vorgekommen sein, die sich die Ingredienzen zu einem Salat selbst suchen, ihn zubereiten, den Wirth zu Gast bitten und noch obendrein bezahlen. Von dem „bone trum!“ der freundlichen Wirthsleute, mit denen ich nicht viel reden konnte, da ich ihre Sprache nicht verstand, begleitet, zog ich am andern Morgen meine Straße weiter. Nach einigen Stunden gelangte ich abermals in eine Gegend, die an Schönheit und Pracht die früheren, durch die ich gewandert, weit übertraf. Nur war dieselbe wenig belebt, und so weit das Auge reichte, entdeckte es kein Dorf oder sonst eine menschliche Wohnung, da diese oft Tagereisen von einander entfernt sind. Inzwischen trifft man zuweilen dicht an der Straße ein Wirthshaus, aber der Wanderer geht gewöhnlich daran vorbei, ohne es zu bemerken, weil es sich nicht über der Erde erhebt, sondern unter derselben erbaut ist. Sieht man den Eingang nicht, so hält man dasselbe für einen Hügel von Erde, was in der That auch der Fall ist, nur daß darunter ein viereckiges Loch sich befindet, dessen Seiten durch starke querlaufende Pfähle gestützt und oben am Dache mit Flechtwerk versehen sind, um die darüber liegende Erde zu tragen. Doch findet man darin zuweilen ein Glas guten Wein, den man sich in der Hitze des Sommers vortrefflich schmecken läßt.

Noch an demselben Tage bemerkte ich von Weitem ein anderes über der Erde erbautes Wirthshaus (Krischma) und ging darauf zu, in der Absicht, meine Mittagsruhe darin zu halten, obgleich das Neuphere nicht einladend war. Sogleich beim Eintritt durch das Loch, welches die Thüre vorstellen sollte, bot sich meinem Auge ein scheußlicher Anblick dar. Auf dem Boden der Stube lag ein gefallenes, schon in Fäulniß

übergangenes Pferd, um welches die Familie des Hauses saß, mit großem Appetit ihr Mittagmahl verzehrend, so daß ihr der Kadaver als Tisch diente, auf welchem die Speisen lagen. Auf der Stelle war mir alle Lust zu essen und zu trinken vergangen. Ich fragte den Wirth, wie weit es noch bis zum nächsten Wirthshause sei, erhielt zur Antwort „zwei Stunden“ und suchte meines Hungers Herr bis dorthin zu werden. Der Wirth, welcher wohl merken mochte, daß hier meines Bleibens nicht lange sein würde, nöthigte mich, in ein anderes unterirdisches Zimmer zu gehen und setzte mir ein Glas Wein vor, welches ich, ohne es anzurühren, bezahlte. Die Wirthsstube war zugleich der Viehstall und starrte, wie die Bewohner, im vollsten Sinne des Worts von Schmutz. Nachdem ich noch einige Augenblicke ihren gesunden Appetit bewundert hatte, kehrte ich durch die obere Stube, durch welche ich eingetreten war, wieder zurück und verließ das Haus. Eine Thüre brauchte ich weder auf- noch zuzumachen, da im ganzen Hause keine zu finden war. Eine solche ist auch gar nicht nöthig, da den Bewohnern nichts gestohlen wird, im Gegentheil sie fast Alles selbst stehlen, was sie brauchen. Hätten sie, so oft sie nicht zu Hause waren, das todte Pferd vor den Eingang des Hauses gewälzt, sie wären sicher gewesen, daß weder bei Tage, noch bei Nacht Jemand darin eingekehrt wäre. Ueberhaupt ist es stets besser, im Walde oder unter freiem Himmel, als in einer solchen Räuberhöhle zu übernachten, wo Leben und Eigenthum keinen Augenblick sicher sind.

Bald darauf fuhr eine Postkutsche mit zwei Reisenden an mir vorbei. Eine solche ist gewöhnlich nicht größer als ein Kinderwagen, ohne alles Eisenwerk, bis auf die Vorstecker vor den Rädern, damit diese nicht ablaufen, und wird so schnell gefahren, daß die Räder kaum den Erdboden berühren.

Einige hundert Schritte von mir verlor der Postillon den Hinterwagen mit den Passagieren und fuhr immer rascher und ohne auf den Zuruf der Zurückbleibenden zu hören, mit dem Vorderwagen dem Posthause zu, das man aus der Ferne sehen konnte. Indem ich den Reisenden näher kam, von denen einer in russischer Sprache über den Vorfall fluchte, während der Andre sich darüber todt lachen wollte, kehrte auch der Postillon, der seinen Verlust erst vor dem Posthause inne geworden war, mit einem andern Wagen zurück, um die Verlorenen abzuholen. Als ich in Birlad diesen Spaß erzählte, wurde mir ein anderer mitgetheilt, der jedoch tragischer endete. Während eines kalten Winters fuhr ein Deutscher in einem ähnlichen kleinen und offenen Postwagen von Focksan nach Jassy. Durch das allzu schnelle Fahren mochte ihm der kalte Wind zu schneidend ins Gesicht wehen, und er rief dem Postknechte zu: es sei ihm zu kalt. Jener versteht aber, es sei ihm zu warm, weil kalto in dieser Sprache „warm“ heißt, und treibt seine Pferde zu doppelter Eile an. Als er nun nach Jassy vor das Posthaus kommt und den Reisenden nöthigt, aus dem Wagen zu steigen, findet er ihn erfroren. Darüber zur Verantwortung gezogen, vertheidigte er sich damit, daß der Reisende ihm beständig zugerufen habe: es sei ihm zu warm.

Für diese Nacht schlug ich mein Lager in einem erträglichen Wirthshause auf und gelangte am folgenden Tage bald nach Birlad, das sich malerisch in einer großen schönen Ebene hinzieht. Mein erster Gang war in die Wagensabrik des Herrn Andriko Mamaki, eines griechischen Edelmanns, der auch zugleich den Posten eines deutschen Consuls versah, ohne jedoch ein Wort von der deutschen Sprache zu verstehen. Er besaß die Fabrik gemeinschaftlich mit einem moldauischen Sattler, dessen Bruder, ein Wagner, darin einige Zigeuner

als Schmiede beschäftigte, die zusammen eine erbärmliche Arbeit lieferten. Herr Mamaki nöthigte mich, bei ihm zu bleiben, versprach mir, mich auf Stück arbeiten zu lassen und zugleich einen Lohn, wie ich ihn nirgends so gut empfangen hatte; allein ich zögerte, auf seinen Vorschlag einzugehen, weil das Handwerkszeug gar zu schlecht und dürftig war. Er deutete mir zwar an, besseres kommen lassen zu wollen; doch da wir uns darüber nur in einigen Worten verständlich machen und durchaus zu keinem genügenden Resultate gelangen konnten, ließ er einen polnischen Juden rufen, der unsere beiderseitigen Angelegenheiten bald in's Reine brachte.

Es war gerade um die Zeit des griechischen Osterfestes, wo jeder Bojar seine Wagen, und wenn er deren vier bis sechs hat, in Stand setzen läßt. Während meines Aufenthaltes in Baireuth hatte ich von einem Sattlergesellen manches gelernt und konnte mit dem Anstreichen und Lackiren ein wenig umgehen. Ich ließ mir jedoch davon nichts merken, um noch mehr zu lernen; aber leider verstanden meine Meister noch weniger als ich, und ich arbeitete nur so, wie sie es mir zeigten. Meiner Beschäftigung, die in Farbereiben und Abschleifen bestand, war ich schon in den ersten Tagen überdrüssig geworden, und ich beklagte mich darüber bei dem Juden, den der Herr eines Tages zu mir schickte, als er aus der Ferne zugesehen hatte, wie ich dem Sattler behülflich gewesen war, das Leder zu einem Kutscherbock zuzuschneiden, der unter seinen Händen durchaus keine Form bekommen wollte. Der Jude fragte mich, ob ich auch das Sattlerhandwerk erlernt habe, und obgleich ich dieses verneinen mußte, so sagte ich doch, daß ich mehr davon verstände, als die unwissenden Meister, die Alles verdürben. Ich drohte die Werkstätte zu verlassen, wenn ich keine bessere Arbeit erhielt. Sie wurde mir zugestanden, und bald ging ein aufgeputzter Wagen zur

großen Freude des Herrn Mamaki allein aus meinen Händen hervor. Derselbe führte mich Abends in die Apotheke, wo sich zwei Deutsche befanden, die mich ausfragen mußten, ob ich nicht lieber, anstatt des Sattlers, mit Herrn Mamaki in Compagnie treten wolle. Ich schlug diesen Antrag auf der Stelle aus, denn ich kannte die Griechen und hat den Apotheker, Herrn Mamaki zu sagen, daß ich nur geneigt sei, als Werkführer in seiner Fabrik zu bleiben, wenn er mir wöchentlich zwei Dukaten Lohn zusichere, jede von mir gelieferte Arbeit besonders bezahle und mir erlaube, sämtliche bis jetzt beschäftigte Arbeiter zu entlassen und andere, sowie auch besseres Werkzeug aus Bukarest zu besorgen. Herr Mamaki ging diese Vorschläge ein und verwilligte mir noch überdies ein Reitpferd, um die Reise schneller zurücklegen zu können. Bevor ich jedoch dieselbe antrat, wurde ich aufgefordert, das Osterfest mitzubegehen. Der moldauische Sattler, der Compagnon des Herrn Mamaki, nahm mich mit in die Kirche, gab mir daselbst eine brennende Wachskerze in die Hand und nöthigte mich, die kirchlichen Ceremonien mitzumachen, die darin bestanden, daß Männer wie Frauen mehrmals nach- und nebeneinander unter dem Altar wegkrochen. Ich blieb ruhig mit meiner Kerze in der Hand am Eingange stehen, sah dem seltsamen Treiben zu und ließ mich durchaus nicht bewegen, Theil daran zu nehmen, so dringend mich auch der Sattler wiederholt dazu aufforderte. Die leeren Ceremonien waren meinem Gefühle zuwider. Zu Hause angekommen, rief der Sattler das ganze Haus zusammen und sagte: „Der Herr Sachse — er meinte mich — ist kein Christ.“ Die andern wollten sich auch überzeugen und setzten mir deshalb Butter und Käse vor, während sie ihr Bisolen- (Bohnen-) Gericht verzehrten. Als sie sahen, daß ich mir Butter und Käse vorzüglich schmecken ließ, überzeugten sie sich, daß ich kein Christ

sei, denn ein solcher genießt während der Fastenzeit keine Speise aus dem Thierreiche, und gingen mir von diesem Augenblick an aus dem Wege.

Am Morgen des ersten Ostersfeiertages auf meiner Hobelbank, welche mir auch zur Bettstelle diente, erwacht, sah ich durch das auf den Hof führende Fenster den Sattler mit einem kleinen runden Kuchen in der Hand aus der gegenüberliegenden Küche kommen. Eben hatte er den ersten Biß hineingethan, als ich — es mochte um 5 Uhr sein — ein paar so gewaltige Stöße verspürte, daß die Balken krachten und das Haus wankte. Der Sattler ließ bleich vor Entsetzen und mit entstellten Zügen den Kuchen zur Erde fallen und sprang in die Küche zurück; dumm genug, da er in dem alten, sehr haufälligen Gebäude leicht hätte erschlagen werden können. Diese Stöße wiederholten sich, und obwohl mir ängstlich dabei zu Muth ward, mußte ich doch herzlich über das verunglückte Frühstück des Sattlers lachen. Das Erdbeben — denn ein solches war es — hatte indessen mehr Schrecken verbreitet, als Schaden angerichtet, und als alle fernere Gefahr vorüber war, überließen sich die Einwohner Birlads den Freuden und Genüssen des lang ersehnten Osterfestes. Die Feier desselben besteht, um es mit dem richtigsten Namen zu nennen, in fortwährendem Fressen und Saufen, wodurch sich die Einwohner für das vorhergegangene lange Fasten zu entschädigen suchen. Jeder muß dann ein Osterlamm haben, der Arme wie der Reiche, jeder seinen Wein. Alle Zucht und Sitte hört während dieser Tage auf, und die Menge wankt sogar trunken in die Kirche. Tag und Nacht füllt Tanz und Jubel die Straßen und Schenken der Stadt, und in den letztern fließt der Wein in Strömen. Nach den Feiertagen ist es aber auch um so stiller, denn ein großer Theil der Einwohner liegt auf

dem Krankenlager, auf Das sie ihre unmäßigen Genüsse geworfen.

Am dritten Oftertage ließ mich Herr Mamaki rufen und fragte, ob ich die Reise nach Bukarest zu Pferde oder zu Wagen antreten wolle. Um Kosten zu sparen, wählte ich das erstere, denn ich mußte mich aufhalten, da ich die Gesellen nicht sogleich von den Meistern wegnehmen konnte, sondern diese erst 14 Tage zuvor die Arbeit auffagen mußten. Auf sein ferneres Befragen, wie viel Geld ich zur Reise brauche, lehnte ich jede Vorausbezahlung mit der Erklärung ab, daß ich das Nöthige auslegen und ihm später darüber Rechnung ablegen wolle. Somit empfahl ich mich, bestieg das Pferd und gelangte in vier Tagen nach Bukarest. Mein Aufenthalt daselbst dauerte sechszehn Tage, ehe ich die nöthigen Gesellen von allen zum Wagenbau gehörigen Handwerkern gefunden und das erforderliche Werkzeug eingekauft hatte. Sodann kaufte ich für 30 Piafter (etwa 4 Thaler pr. Cour.) einen Bauernwagen mit einem Korbe von geflochtenem Stroh und ein Geschirr für ein Pferd. Diese Wagen, ohne alles Eisenwerk und von den Bauern selbst gefertigt, sind von roher Arbeit und für die Dauer unhaltbar, doch that uns der unfrige treffliche Dienste. Das eingekaufte Werkzeug und die Felleisen der Gesellen wurden darauf geladen, und so trat ich in der Mitte einer lustigen Gesellschaft die Rückreise an. Wenn es bergein ging, nahmen auch noch die Gesellen auf dem Wagen Platz, aber bergauf mußten wir das Pferd durch Schieben des Wagens unterstützen, da es nur ein Reitpferd war und zum Ziehen wenig Lust hatte. Dieser Umstand setzte uns immer großer Gefahr aus. Einige Stunden hinter Focksan führte der Weg bergunter nach einer Brücke; plötzlich setzte sich das Pferd in Galopp, ohne daß wir es aufzuhalten im Stande waren, so daß uns Allen die Haare zu Berge standen, denn

die Brücke war lang und ohne Brustwehr und kaum einen Fuß breiter als die Spur des Wagens; der Fluß, den sie überspannte, reißend und, wie es schien, von beträchtlicher Tiefe. Ein paar Hände breit zu weit rechts oder links und wir endeten höchst wahrscheinlich unsere Wanderschaft auf immer in den Fluthen. Aber wir kamen — Gottlob! — mit klopfenden Herzen an das jenseitige Ufer, was uns wie ein Wunder erschien. Unmittelbar an der gefährlichen Brücke führte der Weg wieder aufwärts, und eilig und noch zitternd von der eben überstandenen Todesangst sprangen wir vom Wagen, um ihn aufzuhalten, damit er nicht rückwärts in den Fluß rolle.

Nach acht mühseligen Reisetagen langten wir in der Ebene von Birlad an. Ich ging voran; der Wagen mußte einstweilen vor der Stadt halten, da ich nicht wußte, wo ich die mitgebrachten Gefellen unterbringen sollte, und ferner nicht, ob sich Herr Mamaki schon von seinem Compagnon getrennt habe. Bis alle Angelegenheiten mit diesem beseitigt waren, erhielten wir in dem in der Stadt gelegenen Hause des Herrn Mamaki unser Quartier. Derselbe konnte sich nicht genug wundern, daß ich die Kosten der vierwöchentlichen Reise aus meiner Tasche bestritten und alles nöthige Werkzeug angekauft hatte. Dieser Umstand schien mir in seinen Augen ein so großes Ansehen zu geben, daß er mir ein eigenes Zimmer anbot, was ich jedoch nicht annahm. „Ich bin eben so gut Gefelle wie die Andern,“ sagte ich, „und mit eben einem solchen Bündel gekommen, wie diese.“ — „Das habe ich wohl gesehen,“ entgegnete er mir, „doch ist ein großer Unterschied sowohl unter den Bündeln, als unter denen, die sie tragen.“

Am andern Tage mußte ich mit dem Herrn nach Tekutsch fahren, um dort einige Wagen zu veraccordiren. Nachdem

wir einige Stunden gefahren waren, während welchen wir mit einander gesprochen, so gut es hatte gehen wollen, trug mir der Herr plötzlich seine Tochter zur Frau an. Ich war etwas überrascht über dieses Anerbieten und wußte auf der Stelle nicht, was ich antworten sollte: endlich schüttelte ich mit dem Kopfe, als wenn ich seine Worte nicht verstanden hätte. Herr Mamaki schien darüber beleidigt und schwieg. Mittlerweile kamen wir an einem Wirthshause vorbei, in welchem ich Tags vorher mit meinen Gefellen ein Glas Wein getrunken hatte und das heute von Räubern angezündet worden war und noch in vollen Flammen stand. Unweit davon um ein anderes lagerten etwa 200 Bauern, die sich jedoch nicht von der Stelle getrauten, weil die Räuber, vier an der Zahl, in dem eine Viertelstunde davon entfernten Gehüfche sich aufhalten sollten. Als wir der Truppe näher kamen, trat eben ein Bauer dazu, der bitterlich weinte. Er war den Räubern in die Hände gefallen, von ihnen seiner Habe beraubt und so geschlagen worden, daß ihm das Blut aus mehreren Wunden am Kopfe drang. So wie mein Herr von Räubern hörte, befahl er dem Kutscher, sogleich umzukehren und wieder nach Hause zu fahren. Wir waren jedoch noch nicht lange auf dem Rückwege, als wir sechs Wagen begegneten, auf denen mehrentheils bewaffnete Griechen saßen. Der Kutscher erhielt Befehl, sich ihnen wieder anzuschließen. Aber um nach Tekutsch zu gelangen, mußten wir einen andern, sieben Stunden weitem Weg einschlagen, der durch das Gebirge an Weinbergen und Ortschaften vorüber führte. Als ich mich gegen unsere Reisegesellschaft über die Feigheit der Bauern aussprach, die in so großer Anzahl sich nicht einmal getrauten, vier Räuber anzugreifen, und über ihre Furcht lachte, wurde mir mein Betragen ernstlich verwiesen, weil, wie man glaubte, die Räuber mein Lachen hören und uns dafür züch-

tigen könnten. Von der Höhe herab zeigte man mir das im Thale gelegene einstockige Posthaus, an welchem ich gestern mit den Gefellen vorbeigefahren war. In der Nähe desselben sollten sich die Räuber verborgen halten. Auf einer Wiese nahe bei dem Hause weideten eine Anzahl Pferde, so daß sich die Räuber nach Belieben heute einen Schimmel, morgen einen Braunen u. s. w. aussuchen konnten. Bei unsrer Rückkehr von Tekutsch schlugen wir wieder den geraden Weg ein, weil wir hörten, daß sich die Räuber vor dem Transport russischen Militärs, das von Bukarest nach Jassy ging, zurückgezogen hätten. Als wir in das schon erwähnte Posthaus kamen, unweit dessen die Räuber sich verborgen gehalten haben sollten, erzählte uns der Posthalter mit vielem Leidwesen, was ihm die Räuberbrut alles entwendet hätte. Wir dachten bei seiner Erzählung unser Theil, denn wir hatten bereits erfahren, daß er mit den Räubern in Verbindung stehe und wohl gar ihr Anführer sei. Wenigstens war mir noch nirgends ein Mensch vorgekommen, dessen Physiognomie mehr einen Räuberhauptmann angedeutet hätte, als die seinige. Auch erfuhr ich später, daß die Eigenthümer des abgebrannten Wirthshauses zu der Räuberbande gehörten und es mit eigener Hand angezündet hätten, um jedem Verdachte zu entgehen.

Einige Tage darauf, während welcher wir noch im Wohnhause des Herrn Mamaki in der Stadt blieben, zogen wir in das vor derselben gelegene Fabrikgebäude ein, wo alles bald in die schönste Ordnung gebracht wurde. Alles ging gut, nur konnten wir uns mit der Kost nicht befreunden, die von Tag zu Tag schlechter wurde. Zwar wagten die Gefellen, wegen des bedeutenden Lohns, den sie erhielten, nichts darüber zu sagen, doch als ich etwa acht Tage später neugierig in den Topf schaute, der uns eben geschickt worden war, und in dem darin enthaltenen dicken Erbsengericht noch deutlich die Hand

eines Mäschers abgedrückt sah, stellte ich das Gericht bei Seite und bewirthete die Gesellen, ohne ihnen ein Wort von dem Wahrgenommenen zu sagen, auf meine Kosten im Wirthshause.

Am andern Morgen ließ ich Herrn Mamaki rufen, zeigte ihm den Topf mit der noch unberührten Kost und ließ ihn durch einen Dolmetscher bedeuten, daß sie durchaus in der Folge besser werden müsse, da die Arbeiter seiner Fabrik nicht mehr aus Zigeunern und Leibeigenen wie früher beständen, sondern aus freien Leuten, die bis jetzt nur meinetwegen geblieben wären. Zugleich ließ ich ihn an das Versprechen erinnern, das er mir früher in der Apotheke gethan. Meine Worte fruchteten. Er versprach für eine Wirthschafterin zu sorgen, die in der deutschen Kochkunst erfahren sei, gab mir auf der Stelle den Auftrag, umherzureisen und zuzusehen, wo ich eine solche fände, und bot mir zu dieser Reise seinen Wagen an. Ich theilte den Gesellen seine Erklärung mit, und einer von ihnen, ein Sattler, den ich auf meiner frühern Engagementsreise aus Focksan mitgenommen hatte, benachrichtigte mich, daß sich daselbst zwei deutsche, in der Kochkunst trefflich erfahrene Köchinnen befänden, die nur einen Fehler, nämlich beständig Durst hätten. „Den können wir ihnen stillen,“ sagte ich, ließ mir die fraglichen Subjecte genau bezeichnen, und trat noch an demselben Tage meine Reise nach der Wirthschafterin an. Der zwanzigstündige Weg bis Focksan war bald zurückgelegt. Etwa noch vier Stunden davon entfernt, gelangte ich wieder an den reißenden Bergfluß, über dessen Brücke ich kurz vorher mit meinen Gesellen die halsbrechende Fahrt so glücklich gemacht hatte, und fand nun diese Brücke von den Fluthen weggerissen. Auf einem Floße wurde ich mit Wagen und Pferd übergesetzt, erfuhr aber zu meinem großen Leidwesen von dem Fährmanne, daß die Cholera in

Focksan ausgebrochen und die Stadt mit einem Gordon umgeben sei, so daß Niemand hinein, noch heraus gehen dürfe. Was war da zu thun? Die Köchin mußte geschafft werden! Vor dem nächsten Wirthshause mußte der Kutscher ausspannen, und wir blieben allda bis gegen 10 Uhr Abends. Sodann fuhren wir nach Focksan zu, das wir gegen Mitternacht erreichten. Die gewöhnliche Straße war gesperrt, wir mußten deshalb weiter links an mehreren Häusern vorbei, deren Einwohner entweder im tiefen Schlafe lagen, oder daraus geflüchtet waren, da darinnen kein Laut, selbst nicht einmal das Bellen eines Hundes rege war. Um eine Ecke, durch eine kleine enge Gasse, die nicht gesperrt war, führte der Weg nach der Stadt. Sogleich befahl ich dem Kutscher die Pferde anzutreiben und Niemandem, wer es auch sei, Rede und Antwort zu stehen; und so gelangten wir in die Hauptstraße. Hier mit einem Male wurde der Wagen angehalten und von den Wächtern umzingelt, die sich eben anschickten, ihn mit ihren Laternen zu untersuchen. In dem Augenblicke sprang ich heraus, ließ den Säbel, den mir Herr Mamaki zu meinem Schutze mitgegeben hatte, auf dem Pflaster klirren, zog die Klinge, als sie dennoch Lust bezeigten, den Pferden in die Zügel zu fallen, und fing auf russisch so zu schimpfen und zu fluchen an — denn solches lernt man ja in einer fremden Sprache zuerst — daß sie in der Meinung, ich sei ein russischer Courier, bestürzt bei Seite traten und mich ungehindert ziehen ließen. Wir fuhren nun durch die Stadt und gelangten durch die Seitenstraße zu dem Hintergebäude meines Landsmannes, des Wagners, der mich schon einmal so freundlich aufgenommen hatte. Das Hofthor war verschlossen, ich stieg darüber hinweg, voll Zittern und Zagen, man möchte meiner Handlungsweise eine andere Absicht unterlegen, öffnete es, und der Wagen fuhr ein, ohne daß es Jemand im Hause bemerkt zu

Haben schien. Ich schlief einige Stunden in demselben, während der Kutscher, nachdem er die Pferde besorgt hatte, sich darunter ein Lager bereitete. Als der Morgen graute, wurde es im Hause lebendig. Sogleich sprang ich aus dem Wagen, um den Bewohnern zuvorzukommen, die nicht wenig erstaunt, aber doch zugleich sehr erfreut waren, mich wieder zu sehen. Ich bat sie wegen meines nächtlichen Ueberfalls um Verzeihung und theilte ihnen sogleich den Zweck meines Hierseins mit. Zu meinem großen Bedauern erfuhr ich, daß die beiden Wirthschafterinnen bereits in Diensten ständen, die sie nur ungern verlassen würden.

„Da kann schon Rath geschafft werden,“ sagte die Haushälterin des Wagners zu ihm, „und ich will Deinem Landsmanne zu einer Wirthschafterin verhelfen.“ — „Ich wüßte in der That nicht, zu welcher und auf welche Weise,“ versetzte der Wagner. — „Laß das meine Sorge sein,“ antwortete sie lächelnd, indem sie die Stube verließ und bald darauf mit einem Frühstück zurückkehrte. Während desselben kamen wir auf den Gegenstand unserer früheren Rede zurück. „Weißt Du,“ fuhr die Haushälterin zum Wagner gewendet fort, „wen ich für Deinen Landsmann bestimmt habe? Keine Andre als Klara, die die Hochzeit mit ihrem Gutmacher immer von einem Halbjahr zum andern verschiebt und ihn doch nicht heirathen wird. Ich wette, sie wird nicht abgeneigt sein, unserm Freunde zu folgen.“

Ich erkundigte mich nach dem Gutmacher und erfuhr, daß es derselbe war, von dem ich früher einen Blasebalg und anderes Schmiedewerkzeug gekauft und ihn dabei als einen sehr artigen Mann kennen gelernt hatte. Als ich der Wirthin darüber einige Zweifel zu erkennen gab, versetzte sie mit schalkhaftem Lächeln: „Beruhigen Sie sich! Klara mag den Gutmacher nicht leiden. Denken Sie auch nicht, daß sie

häßlich ist; sie ist schön und in meinem Alter, auch hat sie bereits einen Mann gehabt, der leider im ersten Jahre ihrer Ehe an der Pest starb.“ — „Mir kann es gleichgültig sein,“ entgegnete ich, „ob sie jung oder alt, schön oder häßlich und ein oder zehn Mal verheirathet gewesen ist, wenn sie nur ein gutes Gericht zu kochen versteht.“ — „Sie müßten kein junger Mann und vorzüglich kein Deutscher sein, wenn das ganz wahr wäre,“ lachte sie, und den Wagner anblickend: „weiß ich doch am besten, welche zärtlich gesinnte Herzen die Deutschen haben!“ — Wir freuten uns der neckischen Schelmerei, und ich brach auf, um zum Hutmacher zu gehen und mit ihm Handels einig zu werden, aber die Wirthin hielt mich zurück: „Denken Sie ja nicht daran, daß er sie gutwillig fortziehen läßt; dazu liebt er sie zu sehr. Lassen Sie nur mich für Alles sorgen; wir müssen ihm einen Streich spielen.“ — „Und kann ich Klara nicht zuvor erst sehen?“ fragte ich. — „Also doch sehen!“ rief sie lachend und drohte mir mit dem Finger. „Nun ich gehe schon, sie zu holen.“

Nach einer Viertelstunde kam sie in Klara's Begleitung zurück, die in der That jung und schön und noch weit reizender war, als ich mir gedacht hatte. Mit einem ihr gut stehenden Leichtsinne erklärte sie sich sogleich bereit mir zu folgen, doch unter der Bedingung, setzte sie mit einer mich überraschenden Naivität hinzu, wenn ich sie heirathete, denn ich gefiele ihr. Erstaunt über diesen unerwarteten Antrag, antwortete ich mit Befangenheit: „Ich bin nicht eigner Herr der Fabrik, sondern nur Werksführer darin, und bin hieher gereist, um mir eine Wirthschafterin, keineswegs aber eine Braut zu holen. Da sie jedoch, wie ich gehört, Ihren Geliebten nicht leiden mögen, so thun Sie am Besten, mit mir in eine fremde Stadt zu gehen, wo man weder weiß, daß ihr erster Mann gestorben ist, noch daß Sie den zweiten verlassen ha-

ben, zugleich gebe ich Ihnen die Versicherung, daß sich unter den hübschen, artigen Gesellen meiner Werkstatt bald einer finden wird, der die Stelle des Verlorenen ersetzt.“

Mit diesen Worten hatte ich sie gänzlich gewonnen; sie bat mich, noch so lange hier zu bleiben, bis sie ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe; und das war bald geschehen.

Nach einigen Tagen war Markt in der Stadt, und der Gutmacher auf demselben beschäftigt. Meine Wirthin bedeutete mich, den Wagen in Bereitschaft zu halten, da heute die geeignetste Zeit sei, den Handstreich zu vollführen, und ich ertheilte dem Kutscher die nöthigen Befehle. Gegen Mittag gingen Klara und ihre schlaue Freundin noch einmal auf den Markt, um den betrogenen Gutmacher ganz sicher zu machen, und erstere fragte ihn sogar, was sie ihm heute kochen solle. Nach ihrer Rückkehr setzten sie sich sogleich in den Wagen, und ich ging, nach abermaligem herzlichem Abschiede von meinem Landsmanne, zum Thore hinaus, durch welches ich hereingekommen war. Etwa eine halbe Stunde hinter der Stadt holte mich der Wagen mit den beiden jungen Frauen ein. Die Gefährtin meines Landsmannes zögerte von einer Zeit zur andern auszustiegen, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß sie eine heftige Zuneigung zu mir gefaßt habe. Es hätte mich also nur ein Wort gekostet, so hätte sie sich auch mit entführen lassen. Doch ich brauchte nur die Eine; die Andre ging betrübt nach der Stadt zurück.

Jetzt befahl ich dem Kutscher, so schnell als möglich zu fahren, und er schonte die Pferde nicht. Wir mochten bereits drei Stunden von der Stadt entfernt sein, als der Kutscher die Peitsche verlor. Während er herabsprang, um danach zu suchen, nahm ich die Zügel, und fuhr langsam weiter. Zufällig sah ich mich nach ihm um und bemerkte zu meinem

großen Schrecken drei Reiter, die uns nachsetzten und uns bald so nahe kamen, daß an ein Entfliehen nicht mehr zu denken war. Es waren Postknechte, die sogleich den Wagen unringten. „Halt!“ riefen sie. „Herr Deutscher, Sie haben dieses Frauenzimmer, die Frau eines Hutmachers aus der Stadt, entführt. Der beleidigte Mann wird sogleich hier sein und Sie nebst der Entflohenen zur Rechenschaft ziehen.“

Ich hatte diese in wallachischer Sprache an mich gerichteten Worte nicht recht verstanden, erfuhr jedoch sogleich den Inhalt derselben von meiner Begleiterin, die sie mir unter Thränen und Händeringen übersetzte. Ich befand mich begreiflicher Weise in einer sehr unangenehmen Lage und schämte mich, mit einem Manne auf solche Weise zusammen zu treffen, der mich früher so artig behandelt und dem ich jetzt seine Braut entführte. Um seinem Anblick zu entgehen, drang ich in Klara, sogleich sammt ihrem Gepäck den Wagen zu verlassen und nach Fockjan zurückzukehren; aber sie war, selbst nicht durch Gewalt, dazu zu bewegen. Laut weinend und jammernd stürzte sie zu meinen Füßen.

„Ich werde die grausamsten Mißhandlungen zu erdulden haben,“ schluchzte sie, „und ewige Schande wird mich treffen. Die ganze Stadt wird zusammenlaufen, wenn ich zurückgebracht werde. Jedermann wird mit Fingern auf mich zeigen, und ich werde der Gegenstand allgemeiner Verachtung sein. Lieber den Tod, als solche Schande!“ Ihr Zustand rührte mich, und schnell auf ein anderes Mittel sinnend, fragte ich: „Sind die Leute sehr bigott und leicht einzuschüchtern?“ — „O ja!“ antwortete sie. — „Nun gut, so nehmen Sie schnell eine meiner Pistolen und drohen, sich zu erschießen, wenn sie uns nicht passiren lassen wollen.“ — Sie befolgte auf der Stelle meinen Rath. Die Postknechte erschrafen, baten, sie möchte davon absteigen, und sagten endlich, als Klara

das Manoeuvre wiederholte, Herr Lorenz — so hieß der Gutmacher — habe ihnen einen Dukaten gegeben, um uns einzuholen. — „Hier sind zwei!“ rief ich schnell, ihnen die Goldstücke hinhaltend, „damit ihr leichter theilen könnt.“

Sie besannen sich eine Weile, schüttelten mit den Köpfen, hielten aber endlich doch die Hände auf, nachdem sie sich zuvor wohl zwanzig bis dreißig Male bekreuzt hatten. Klara war unterdessen ohnmächtig geworden.

„Jetzt eilen Sie, daß Sie fortkommen!“ riefen sie uns zu, und im raschesten Trabe erreichten wir den Fluß, bei dem eine Menge Leute beschäftigt waren, die zerstörte Brücke wieder herzustellen. Ein Floß setzte uns über. Klara lag noch immer wie todt, doch erholte sie sich, als ich ihr einige Hände voll frisches Wasser in Gesicht gesprützt hatte. Am gegenseitigen Ufer angekommen, bemerkte ich, daß die reitenden Postknechte, trotz meiner Spende, uns noch immer auf den Fersen waren und eben mit ihren Pferden durch den Fluß setzten. Wegen des schlechten Weges, der meist durch Gebüsch führte, hatten sie uns bald eingeholt, doch zu meiner Beruhigung diesmal in keiner feindlichen Absicht, sondern um uns anzuzeigen, daß wir nicht den Postweg, sondern den Feldweg einschlagen sollten, weil der Gutmacher uns auf ersterem verfolgen würde. Klara war wieder einer Ohnmacht nahe. Mit einem abermaligen Trinkgelde sprengten die Postpferde auf dem Wege nach Tekutsch weiter, wir fuhren langsam auf dem Feldwege fort, in beständiger Furcht, uns von ihnen betrogen und bald in eine neue Gefahr geführt zu sehen, was jedoch zum Glück nicht der Fall war. Bereits hatten wir zwölf Stunden zurückgelegt, als uns ein furchtbares Gewitter überraschte; ehe es jedoch zu regnen anfing, erreichten wir eine Schenke, in der wir uns gegen zwei Stunden aufhielten. Klara's Angst hatte sich noch nicht gelegt, und sie träumte

noch immer von Verfolgung. „Der Regen wird seine Liebe schon abgekühlt haben,“ tröstete ich sie; „oder er ist ein Narr.“

Während der zwei Stunden hatten die Pferde ausgeruht, und ich drang in den Kutscher, wenigstens noch eine Strecke weit bis in den Bezirk von Birlad zu fahren.

„Das ist nicht möglich,“ sagte er ängstlich, „nach Hause kommen wir nicht mehr, ohne die Pferde todt zu fahren, und in der Umgegend haufen die Räuber, die neulich das Wirthshaus in Brand gesteckt haben. Besser, wir bleiben hier, wo wir außer aller Gefahr sind.“

Ich besah mir nun das Haus, es war aus Steinen aufgeführt, zwei Stockwerke hoch, und das Thor so stark, daß nicht leicht eine Gewehrkugel durchdringen konnte; im Innern war es für Menschen und Vieh zugleich eingerichtet.

„Bleiben wir meinetwegen hier,“ sagte ich zum Kutscher, „doch gieb zuvor dem Wirthe diese sechs Pfaster, damit er alle Thüren verriegele und Niemanden, wer es auch sei, einlasse.“

Ich hatte nämlich dem Wirthe schon vorher erzählt, daß ich aus einem russischen Regimente desertirt sei und erschossen werden würde, wenn man mich fände, und ihm gedroht, ein Gleiches zu thun, wenn er Jemand ins Haus lassen würde. Mich so auf jede Weise gesichert glaubend, bestellte ich eine Oke Wein und ein Abendbrod; aber Klara sagte: „Für Letzteres habe ich schon in Focksan gesorgt, denn ich wußte, daß wir in den Wirthshäusern dieser Gegend nichts Genießbares bekommen würden.“ — „Nun denn, so tischen Sie es auf!“ rief ich vergnügt, „damit ich mich, bevor ich nach Birlad komme, von Ihrer Kochkunst überzeuge.“

Bald standen gebratene Hühner, Schöpfenbraten und Backwerk auf dem Tische, und Klara erbot sich, Alles noch einmal aufzuwärmen; ich lehnte es ab.

„Ist dieses das Mittags- oder Abendbrod des Hutmachers?“ fragte ich scherzend. — „Keins von Beiden,“ lächelte sie, „ich habe es gestern für uns und noch dazu für mein eignes Geld bereitet.“ — „Und waren Sie schon mehr auf Reisen?“ fragte ich weiter. — „Dies ist meine erste Reise und meine erste Flucht, obgleich es hier zu Lande nichts Seltenes ist, daß die Braut den davon gelaufenen Bräutigam oder dieser die entflohene Braut sucht.“ — „Dann sind Sie gewiß froh, daß der erste Versuch so glücklich ausgefallen und Ihr Hutmacher, trotz seiner Anstrengung, hinter das Licht geführt ist.“ — „Er hätte es längst merken können, daß ich ihn nicht leiden mochte; aber er war so albern und nicht einmal eifersüchtig, wenn die russischen Offiziere mit mir scherzten, für die ich die Wäsche und andere Geschäfte besorgte. Jetzt bin ich froh, daß ich seiner los bin.“

Klara's Aengstlichkeit war mit einem Male verschwunden und ihre Heiterkeit nahm mit jedem Augenblicke zu.

„Was doch Alles in einem Tage mit einem Menschen vorgehen kann,“ fuhr sie fort. „Geflüchtet und wieder eingeholt, todt gewesen und wieder lebendig geworden, mit Erschießen gedroht und abzudrücken vergessen! Doch habe ich bei all diesen Dingen, die mir jetzt spaßhaft vorkommen, ungeheure Angst ausgestanden.“

„Gewiß keine größere, als ich. Lieber will ich fernerhin Alles roh genießen, als noch einmal auf solche Art eine Wirthschafterin holen.“

Nachdem wir noch länger über die Vorfälle des Tages geschertzt, stellte sich endlich das Bedürfniß der Ruhe ein. Da jedoch in dem Wirthshause kein Bett zu finden war, ließ ich mir mein Lager im Wagen zurecht machen, während der Kutscher und die Wirthschafterin sich auf den Fußboden der

Stube betteten. Die Nacht ging glücklich vorüber, und mit dem ersten Strahle der Morgenröthe brachen wir auf. Mir war es leichter ums Herz geworden, obgleich wir noch nicht jeder Gefahr der Verfolgung überhoben waren, denn wir hatten noch 8 Stunden Wegs zurückzulegen, in denen viel Unglück geschehen konnte. Indessen kamen wir glücklich bis eine Stunde vor Birlad, wo uns ein Bekannter des Kutschers begegnete, der uns die betrübende Nachricht mittheilte, daß die Stadt gesperrt sei, und daß Alle, die von Focksan kämen, vierzehn Tage Quarantaine halten müßten, bevor sie eingelassen würden. Diese Nachricht, dachte ich, wird dem Gutmacher nun vollends jede weitere Verfolgung verleiden; mir war sie indessen sehr unangenehm. Und doch hatte ich nicht Lust, mich dem Gesetze zu fügen, sondern sogleich einen Plan gemacht, dasselbe zu umgehen. Ich sprang vom Wagen, ließ denselben bei Seite fahren, damit er von Niemandem gesehen werden konnte, und ging zu Fuß nach der Stadt. Der Säbel an meiner Seite und die russische Mütze auf meinem Haupte gaben mir ein militärisches Ansehen, und wohlgemuth, als sei ich spazieren gewesen, wanderte ich von einer andern Seite ein, wo ich von Niemandem aufgehalten wurde. Herr Mamaki freute sich, als er mich sah, und noch mehr, als ich ihm den glücklichen Ausgang der Reise erzählte. Von mir aber um Rath gebeten, wie ich den Wagen mit der Wirthschafterin, ohne Quarantaine zu halten, in die Stadt bringen könnte, war er eben so verlegen darum, wie der Dolmetscher, den er deshalb hatte rufen lassen. Jetzt war ich wieder auf mich selbst gewiesen, und mußte ohne Beihülfe Mittel und Wege auffinden. Sogleich befahl ich einen Ochsenwagen anzuspannen und Betten darauf zu packen. In diese legte ich mich, als es Abend wurde, und so fuhr der Wagen zur Stadt hinaus. Am Thore angekommen, berichtete der Knecht

zu Folge meiner ihm zuvor gegebenen Instruction: daß er einen Kranken seiner Herrschaft auf das Landgut derselben fahre und später wieder zurückkehren werde. Und so gelangte der Wagen glücklich vor die Stadt. Als wir die Kutsche mit der Wirthschafterin gefunden, mußte diese sogleich meinen Platz einnehmen, und, nachdem wir die Pferde abgespannt, des Geschirrs entledigt und dieses so wie alles übrige Gepäck unter den Betten verborgen hatten, wurde die leere Kutsche hinten an den Ochsenwagen angebunden. So fuhr er nach der Stadt zurück, während der Kutscher und ich die Pferde bestiegen, um die Stadt und endlich, von Niemandem aufgehalten, hineinritten. Auf dem Markte trafen wir zusammen, eben als der Ispravnik (Richter) über denselben ritt.

„Haben Sie einen Todten auf Ihrem Wagen?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete ich, „aber eine Lebende.“ — „Ein Frauenzimmer!“ rief er verwundert. „Und hat sie Quarantaine gehalten?“ — „Versteht sich. Die gesetzliche Frist.“ — „Unmöglich — ich habe ja alle Tage die Anstalt visitirt und nie ein Frauenzimmer zu Gesicht bekommen.“ — „Ganz recht, Herr Richter,“ entgegnete ich dreist, „ich hatte ihr Mannskleider anziehen lassen. Kommen Sie nur morgen,“ fuhr ich in deutscher Sprache, die er sehr gut verstand, fort, „nach der Fabrik des Herrn Mamaki, und Ihr Wagen wird, wenn Sie meine schöne Begleiterin gesehen, von nun an wohl öfter einer Reparatur bedürfen, die im Contobuch keinen Platz finden wird.“ Mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ ritt ich von ihm, dem Wagen nach, der bereits in dem Fabrikgebäude angekommen war. Schon von Weitem hörte ich den Jubel der Gesellen über die glückliche Ankunft der hübschen Wirthschafterin. Und hätte sie die Kost noch schlechter bereitet, als sie bisher gewesen war, keiner würde ein Wort darüber gesagt haben, um so weniger geschah es, als sie damit, sowie

mit ihrem Betragen alle Ursache hatten, zufrieden zu sein. — Hinsichtlich des Richters hatte ich mich auch nicht geirrt; sein Wagen bedurfte immer der Reparatur, die zwar unsre Hände, aber nicht die Feder des Herrn Mamaki in Bewegung setzen durfte. Auch die andern Bojaren überhäufsten uns mit Arbeit, trotz dem, daß sie dieselbe weit theurer als früher bezahlen mußten.

Bisher hatten sich nur einzelne Cholerafälle in der Stadt ereignet, und die Einwohner schienen keine besondere Furcht vor derselben zu haben, als aber die Krankheit von Tag zu Tag weiter um sich griff, nahmen auch Furcht und Schrecken überhand. Bereits hatten die Adligen und großen Kaufleute der Stadt sich auf ihre Landgüter zurückgezogen, und auch Herr Mamaki traf Anstalten, sich auf das seinige zu begeben. Da er schon längere Zeit, aus Furcht, angesteckt zu werden, die Fabrik nicht mehr besuchte, beschied er mich zu sich. In diesem Augenblicke durchschaute ich seinen ganzen Charakter, denn das wallachische Sprichwort: man kann aus einem Griechen zwölf Juden machen, und er bleibt dennoch ein Grieche, bewährte sich auch an Herrn Mamaki. Er besaß einige Weinhandlungen in der Stadt, die er jedoch nicht auf eigne Rechnung betrieb, sondern an arme Einwohner verpachtet hatte, da er sich als Edelmann schämte, den Weinschenk zu machen. Von jeder Oke Wein erhielt der Verkäufer sein Gewisses. Da nun Mamaki glaubte, daß die Weinschenken an der Cholera sterben würden, ließ er ihnen durch mich die noch vorhandenen Vorräthe abfordern und nach der Fabrik bringen, theils um sie dort aufzubewahren, theils für die Arbeiter, von denen Jeder täglich drei Köffel erhielt. Nachdem er nun auch diese Angelegenheit beseitigt wußte, bezog er mit seiner Familie das Landgut und überließ mir die Geschäfte der Fabrik. Die Sterbefälle wurden täglich zahlreicher, und bald mußten

die Leichname schichtweise auf Wagen nach dem Pestgottesacker vor der Stadt gefahren werden, wo sie in tiefe, mit ungelöschtem Kalk gespeiste Löcher geworfen wurden. Und gar mancher mag sich auf einem solchen Wagen befunden haben, dessen Lebenslicht noch nicht gänzlich erloschen war. Die Beforgung der Leichname ist den Schucklern oder Pestwärtern anvertraut, Menschen, die schon einmal die Pest gehabt und dadurch sich vor Ansteckung sicher glauben. Diese gehen in den Straßen umher und holen die Leichname aus den Häusern. Nicht selten lebt darin noch der letzte Einwohner und könnte gerettet werden; aber sie werfen ihn lebend auf den Todtenwagen und werden so die Erben des Hauses mit Allem, was sich darin befindet.

Die Fabrik lag außerhalb der Stadt in einer gesunden, stets von frischer Luft durchstrichenen Gegend. Ich verschloß das Thor und befahl, Niemanden außer dem Dolmetscher einzulassen, so oft wir ihn brauchten. Doch waren diese Vorsichtsmaßregeln überflüssig, da plötzlich unsere Wirthschafterin erkrankte. Ich ließ den Dolmetscher rufen, um ihn nach einem Arzte zu schicken, aber er sagte: „Wozu einen Arzte? Bringen Sie mir schnell Essig.“

Klara lag einer Todten ähnlich auf ihrem Lager. Mit dem herbeigebrachten Essig rieb er ihr so lange die Glieder, bis das Blut wieder in Wallung kam und sie über Schmerzen zu klagen anfing. Nun stellte er die Reibungen ein, und die Kranke versiel in einen tiefen Schlaf. Nach sechs Stunden wieder erwacht, klagte sie über Schmerz in den Gliedern und fragte, was mit ihr vorgegangen sei. Wir überredeten sie, daß sie geträumt habe. Nach einigen Tagen war sie vollkommen hergestellt.

„Sehen Sie,“ sagte der Jude zu mir, „daß mein Mittel geholfen! So gehen wir nicht nur des Tages, sondern

auch des Nachts zu unseren pestkranken Glaubensgenossen, von denen bis jetzt nur sehr wenige gestorben sind, in der Stadt umher, und heilen sie auf diese Weise, während die Christen zur Heilung der ihrigen nichts thun. Wenn irgendwo ein Vater oder eine Mutter im Sterben liegt, treten die Kinder und Verwandten von Weitem an das Bett, halten sich ein Taschentuch vor die Nase, fragen darunter hervor: „Wie geht Dir's, Vater?“ u. s. w., und gehen wieder, wenn sie keine Antwort erhalten, anstatt ihnen mit thätiger Hülfe beizuspringen, wie wir thun. Und so geschieht es auch nicht selten, daß solch ein Elender, von Hunger, Krankheit und Verzweiflung gemartert, sich auf die Straße wälzt, und darin so lange hülflos und von Jedermann gemieden liegen bleibt, bis er den Geist aufgibt.“

In der That enthielten diese Aeußerungen des Dolmetschers keine Unwahrheit; ich selbst habe mehrere auf der Straße elendiglich sterben sehen, wenn ich Morgens nach der Fleischbank ging, um dort die nöthigen Einkäufe für die Fabrik zu machen. Ein empörender, schauerhafter Anblick! Bald war ich auch dieser Wege überhoben. Die Cholera hatte eine beispiellose Billigkeit der Fleischwaaren zur Folge. Da sämmtliche Edelleute der Stadt, welche früher die den Juden nicht „kaufschieren“ Hinterviertel der Rinder und Schafe gekauft hatten, auf ihren Landhäusern wohnten, so wurde unsere Fabrik mit Fleisch überhäuft. Allein die Gesellen, meistens Ungarn, deren Wagen sich trefflich auf Verarbeitung fetter Fleischspeisen verstand, wurden dadurch bald so verwöhnt, daß sie von einem zum Frühstück angeschnittenen Hammelbraten nicht wieder Mittags essen wollten, sondern denselben den Hunden auf die Straße warfen. Jede Speise mußte frisch zubereitet sein; die Leckermäuler beriefen sich auf die Wohlfeilheit derselben. Auch waren die Fleischpreise wirklich lächerlich gering. So

kostete das ganze Hinterviertel eines jungen Schafes — denn ältere werden nicht geschlachtet — nur 6 bis 8 Pfennige, und ein ganzer Hammel, der sonst mit 12 bis 16 Groschen bezahlt wurde, nicht mehr als ein halbes Kopfstück (12 Kreuzer rheinisch). Rindfleisch mochten sie noch weniger, da es schlecht war. Denn nicht wie bei uns wird das Rindvieh zur Schlachtbank geführt, sondern von Reitern, die mit langen Peitschen bewaffnet sind, theils auch von Hundern von den Weideplätzen nach der Stadt gehezt und so auf der Stelle geschlachtet. Durch die vielen Peitschenhiebe löste sich meist die Haut so leicht vom Fleische, daß man dazu oft nicht einmal eines Messers bedurfte. War ein Schaf geschlachtet, so wurde an den Füßen eine Oeffnung gemacht und in diese stark hinein geblasen; dadurch löste sich die Haut um so leichter ab.

Die Cholera hatte nun schon drei Wochen gewüthet, und Herr Mamaki verweilte ruhig auf seinem Landgute, ohne nach uns zu fragen. Ich hatte während der ganzen Zeit die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlt und ebenso alles Nöthige zum Lebensunterhalt, sowie die Auslagen für die Fabrik daraus bestritten. Jetzt da die Quelle zu versiegen drohte, schickte ich zu dem Herrn auf das Landhaus und ließ ihn um Geld ersuchen. Ich erhielt zur Antwort, daß er keins habe, und daß ich alle Arbeiter bis auf die Wirthschafterin fortschicken möge; er wolle mir, wenn die Cholera vorüber sei, andere kommen lassen. Ich stimmte jedoch damit nicht überein. Als ich den Gesellen die mir gewordene Antwort mittheilte und zugleich vorstellte, wie schwer und unangenehm es sei, in jetziger Zeit zu reisen, wo alle Städte und Dörfer wegen der furchtbar wüthenden Krankheit gesperrt seien, erklärten sie, daß sie lieber um halben Lohn arbeiten, als weggehen wollten. So lieb mir diese Antwort war, so wollte ich doch zuvor

noch einmal mein Heil bei Herrn Mamaki versuchen. Am andern Tage befahl ich dem Kutscher, der im Wohnhause in der Stadt wohnte, anzuspannen, und fuhr mit dem Dolmetscher nach dem Landhause. Als wir etwa noch eine Viertelstunde davon entfernt waren, kam uns ein Diener entgegen, welcher uns dringend bat, nicht weiter zu fahren, da der Herr sich über alle Maßen vor Ansteckung fürchte. „Nun gut,“ gab ich zur Antwort, „wenn wir nicht zu ihm kommen dürfen, so mag er zu uns kommen, ich muß nähere Erklärung über seine gestrige Antwort haben.“

Der Diener ging zurück. Nicht weit von uns war ein zwanzig Fuß breiter Fluß, der, nach des Dieners Bestimmung, die Scheidewand zwischen uns und dem Principale bilden sollte. Etwa nach einer halben Stunde sahen wir Herrn Mamaki ankommen. Schon von Weitem hielt er sich ein Tuch vor Mund und Nase, und als er uns so nahe kam, daß wir uns verstehen konnten, machte er am jenseitigen Ufer halt. Nach gegenseitiger Begrüßung fragte er mich, ob ich krank gewesen sei. — „O ja!“ ließ ich ihm antworten, „schon seit drei Wochen, und habe mir selbst helfen müssen. Und da der Arzt, nach dem ich geschickt, nicht zu dem Patienten gekommen, so kommt dieser in der Absicht, sich radical kuriren zu lassen. In der That, Herr Mamaki, ich bin hier, um mein ausgelegtes Geld in Empfang zu nehmen, widrigenfalls fest entschlossen, mit sämtlichen Gehülfsen die Fabrik im Stiche und die beiden accordirten Wagen ungefertigt zu lassen.“

Obgleich meine Rede nicht so ernstlich gemeint war, so mochte Herr Mamaki doch für seine Fabrik besorgt sein, denn er gab schnell zur Antwort, er werde morgen Geld senden, ich möchte keinen Arbeiter gehen lassen, da er keinen entbehren könne. Mit diesen Worten empfahl er sich und ich kehrte

nach der Stadt zurück. Als ich den Gesellen anzeigte, daß sie bleiben und wie früher um den ganzen Lohn arbeiten sollten, waren sie sehr erfreut und fügten sich, ohne ein Wort zu sagen, meinen Anordnungen, die darin bestanden, daß ich ihnen verbot, die übrig gebliebenen Speisen fernerhin den Hunden vorzuwerfen.

Am andern Tage erhielt ich wirklich eine Summe Geld von Herrn Mamaki, und wir gingen mit erneuter Thätigkeit an die Geschäfte, um so mehr, als wir das Glück gehabt hatten, von allen Anfällen der Cholera verschont zu bleiben.

Erst nach vollen drei Monaten legte sich die Wuth der Krankheit, die eine wahrhaft Grausen erregende Menge von Opfern gefällt hatte, und alle Geflohenen, die noch am Leben waren, kehrten von ihren Landhäusern in die halb entvölkerte Stadt zurück. Auch Herr Mamaki fand sich daselbst wieder ein. Mit freundlichem Gruß betrat er die Fabrik, die er in vierzehn Wochen nicht gesehen hatte, und gab uns seine volle Zufriedenheit über die während dieser Zeit gefertigten Arbeiten zu erkennen. Um ihm nach einigen Tagen sowohl über das von ihm empfangene, als das von mir ausgelegte Geld Rechnung abzulegen, nahm ich, in Abwesenheit unsers gewöhnlichen Dolmetschers, einen ungarischen Schmied, der die deutsche und wallachische Sprache etwas verstand und den ich für meinen Freund hielt, zu diesem Geschäfte. Aber wie bitter hatte ich mich in ihm getäuscht! Denn als mir der Herr 50 Dukaten auszahlte und noch 10 schuldig blieb, sagte der Schmied zu ihm: „Warum zahlen Sie dem Sachsen die zwei Dukaten und außerdem noch seine gelieferte Arbeit? Zahlen Sie ihm so wie uns, und seien Sie versichert, daß er nicht fortgehen wird. Wir brauchen Sie indessen nur ein Geringes zuzulegen, und ich führe die Aufsicht über Schlosser und Schmiede, während sie täglich durch Ihren Diener die

Arbeiten der Sattler, Wagner und Gürtler controliren lassen können.“

Herrn Mamaki's freundliches Gesicht bezeugte, daß ihm diese Worte, die ich recht gut verstand, nicht mißfielen. Nach einigen Tagen trat er gegen mich damit hervor, ich aber dankte auf der Stelle für seine fernere Arbeit und erbat mir mein noch übriges Guthaben, was er mir auch, jedoch mit einem Abzuge von 7 Thalern Pr. Cour., gewährte. Nicht zufrieden mit diesem Abzug, begab ich mich zu dem russischen Consul, bei welchem ich mein Wanderbuch niedergelegt hatte, und erzählte ihm das Vorgefallene, weniger in der Absicht, durch ihn das Geld zu erlangen, als vielmehr, um mein Recht zu behaupten. Der menschenfreundliche Consul schickte auf der Stelle zu Herrn Mamaki, der aber angeblich nicht zu Hause war; auch späterhin ließ er sich so oft verläugnen, als er gefordert wurde. So vergingen einige Wochen. Endlich gab mir der russische Consul einige Kosaken zur Begleitung, welche von ihm den Auftrag erhalten hatten, Alles wegzunehmen, was ich ihnen bezeichnen würde. Mit diesem kräftigen Nachdruck trat ich in die Fabrik und bat mir, um zu meinem Gelde zu gelangen, die zur Schmiedearbeit unentbehrlichsten Werkzeuge aus. Der Ungar brauste auf und nannte mich einen schlechten Menschen; sogleich zeigte ich auf ihn, und die Kosaken nahmen ihn ohne Weiteres beim Kragen und führten ihn ab. Beim Consul angekommen, erzählte ich den Vorfall, und der Ungar wurde sogleich zwei Tage bei Wasser und Brod eingesperrt. Da er später im Verhöre seine Aussagen gegen mich nicht beweisen konnte, vielmehr gestand, daß er sich von seiner Gize habe übereilen lassen, und ihm deswegen 25 Stockprügel zugebracht wurden, fiel er mit jämmerlichem Geschrei dem Consul zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. „Nicht ich, sondern der,“ sagte

dieser, auf mich zeigend, „hat zu verzeihen.“ — Ich aber ließ, um ihn noch ein wenig zu ängstigen, von den Kosaken die Bank bringen. Jetzt bat er mich um Gotteswillen, ihm die Strafe zu schenken, und ich willigte ein, rief ihm aber noch einmal ins Gedächtniß zurück, wie ich in Bukarest seine Kleider vom Wirthe eingelöst, ihm hier zu Arbeit und gutem Lohne verholfen und ihn stets freundlich und gütig behandelt habe; daneben stellte ich sein schändliches Betragen gegen mich und überließ ihm selbst die Entscheidung, ob er die Prügel verdient habe. Er bekannte dies und bat mich mit den demüthigsten Bitten um Verzeihung. Einsehend, daß er ohne Werkzeug nicht würde arbeiten können, gab ich ihm das Mitgenommene zurück, denn ich wußte im Voraus, daß ich von Herrn Mamaki den Rest meines Lohnes nicht erhalten würde, auch wenn ich noch vier Wochen in Birlab bliebe.

Während meines sechsmonatlichen Aufenthalts in dieser Stadt hatte ich Gelegenheit, sie genau kennen zu lernen. Sie ist weder groß, noch volkreich, die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, wenn auch nicht so arg, wie in Bukarest. Die Sitten und Gebräuche stimmen meistentheils mit denen der Wallachen, zu deren Volksstamm sie gehören, überein.

Als ich einstmals aus der Fabrik nach der Stadt ging, um Eisen einzukaufen, trat plötzlich in den Laden, in welchem ich mich befand, ein Mensch von brauner Gesichtsfarbe, mit einem Hute auf dem Kopfe, an welchem große Schafhörner befestigt waren. Vom Sohne des Kaufmanns, den ich um eine Erklärung dieses sonderbaren Puges bat, erhielt ich zur Antwort, daß dieser Mensch — ein Zigeuner — ein Leibeigener sei, für dessen Redlichkeit sein Herr nicht stehe, weil er gestohlen habe, und der deshalb den gehörnten Hut trage, damit die Bewohner der Häuser, in denen er ein- und aus-

gehe, sich vor seinen Diebsfingern hüten möchten. Die Hörner seien eine allgemein anerkannte und respectirte Erklärung seines Herrn, daß er nichts ersehe, was der Kerl gestohlen habe. Man kann keinen schlagendern Beweis von der Demoralisation eines Volkes beibringen, als diese Hörner auf dem Haupte. Bei uns zu Lande sind sie doch nur symbolisch gebräuchlich und Ankläger allzu großer Fortschritte in der Cultur.

Das Land um die Stadt ist äußerst fruchtbar, aber, wie überall in der Moldau, schlecht angebaut. Dennoch ziehen die Bauern große und schöne Zucker- und Wassermelonen, die sie an Markttagen tausendweise nach der Stadt bringen, wo sie als das beliebteste Erfrischungsmittel von Arm und Reich gekauft werden. Doch ist ihre Anzahl zuweilen so groß, daß sich nicht genug Käufer dafür finden. Um nun die Früchte nicht wieder nach Hause zu fahren, spielen die Bauern ein eignes Spiel. Man legt nämlich 6 bis 8 Melonen von der Größe eines Kopfes auf eine Bank oder einen Tisch, stellt sich mit einem großen Messer davor und führt damit von der Seite einen Hieb. Wenn der Spieler sämmtliche mit einem Zuge spaltet, oder auch nur ein Stück von einer jeden abhaut, so erhält er die Melonen umsonst, wenn nicht, so muß er den Werth derselben dem Verkäufer bezahlen. Ganze Tage lang bringen die Bewohner der Städte und Dörfer vor den Wirthshäusern mit diesem Spiele zu, da sie nichts Besseres zu thun haben, und ich habe oft gesehen, daß sechs Personen einen ganzen Wagen voll dieser Früchte verzehrten, freilich so, daß sie dieselben halb auf die Straße warfen.

Die in der Moldau herrschende Religion ist die griechische, deren Ceremonien die Einwohner mit großer Aengstlichkeit beobachten, aber dabei äußerst abergläubisch sind. Nicht wie bei uns besuchen sie die Kirchen in ihrem Sonntagsputz, sondern in ihren gewöhnlichen Kleidern, die im Winter aus

einem Pelze, im Sommer aus einem weißen, durch einen Gurt um die Hüften zusammen gehaltenen Hemde bestehen. Den Gebrauch der Glocken kennen sie nicht, der Klang von großen Stahlstäben, die auf den Thürmen an Stricken hängen und mit einem dritten Stab taktmäßig wie auf einer Trommel geschlagen werden, ruft die Gemeinde zum Gottesdienste.

Stirbt ein Bojar oder sonst eine angesehenere Person, so folgen die Schulkinder, Mädchen wie Knaben, paarweise und in weißen Gewändern dem Sarge, vor welchem die Priester im festlichen Ornat mit Rauchfässern und brennenden Wachskerzen in den Händen paradien. Der Deckel des Sarges wird vor demselben hergetragen; im Letzteren liegt der Leichnam offen vor Jedermanns Anblick, damit keiner sagen könne, daß der zu Beerdigende vielleicht lebendig begraben worden sei. Nach einem Jahre besuchen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen noch einmal sein Grab, weinen ihre letzten Thränen darauf, und vergessen dann bei einem fröhlichen Schmause jede weitere Trauer. So ernst und feierlich solches Leichenbegängniß ist, so wird es doch nicht selten durch allerhand komische Scenen gestört. Einst starb in Bukarest ein reicher Bojar, welcher, seinem letzten Willen gemäß, auf dem Kirchhofe eines Nonnenklosters beerdigt wurde. Ich folgte dem Leichenbegängniß, um die Nonnen zu sehen, welche den Sarg vor der Kirche umgaben. Eine große Menschenmasse stand dicht umher. Mehrere Diener kamen aus der Kirche, um Lichter unter die Menge zu vertheilen. Jetzt wurde das Gedränge, indem Jeder nach einem Lichte griff, so arg, daß jene sich genöthigt sahen, mit den Leuchtern und Lichtern unter die Masse zu schlagen, die erobert darüber, den Dienern in die Haare fiel und sie zu Boden warf. Die Leichenfeier war mit einem Male in eine allgemeine Balgerei ausgeartet, und

die Nonnen brachen endlich in ein helles Lachen aus, so sehr sie sich auch erst bemühten, ihre Lachlust zu unterdrücken.

Der Boden dieser Länder ist überall fruchtbar, Feld und Wald, Thal und Berg wechseln angenehm mit einander ab, die Gegenden sind meist schön, zuweilen paradiesisch reizend; das treffliche Klima begünstigt die Vegetation ungemein; welche herrliche Saaten könnten unter diesen vortheilhaften Bedingungen hier blühen, wenn nur — die Menschen etwas taugten. Der tiefe Verfall der Sitten ist aber die unglückselige Folge der Jahrhunderte langen türkischen Bedrückung. Auch diesen Ländern wird einst die Stunde der Freiheit schlagen, die die unaufhaltsam vorschreitende Intelligenz des übrigen Europa gebieterisch verlangt, aber es wird lange Zeit dazu gehören, diese Völker zur Mündigkeit zu erziehen, so daß sie auch würdig und tauglich für politische Freiheit sind.

Am 17. September 1831 ließ ich mein Wanderbuch beim Consul Kostow für einen Dukaten vistren, miethete mir einen Wagen und verließ Birlad. Mein Weg führte durch eine unübersehbare Ebene, und erst zu Mittag erreichte ich ein einzelnes Haus, welches dicht am Walde stand. Ich hielt an, theils um das Pferd zu füttern, theils um selbst einen Imbiß zu nehmen, und traf in der Stube zwei alte Leute, welche ein kleines Kind bei sich hatten, das ihnen jedoch nicht zu gehören schien. Sie bedienten uns, so gut sie konnten. Bald nachher trieb mich ein natürliches Bedürfniß zum nahen Walde, und ich nahm, vor Jedermanns Blicken geborgen, hinter einem Busche, an welchem ein kleiner Bach vorbeifloß, meinen Platz. Zuvor zog ich meine Pistolen aus der Tasche und legte sie neben mich. Plötzlich tritt hinter demselben Busche eine lange Gestalt hervor, greift hastig nach einer der Pistolen, und ehe ich noch aufspringen kann, knallt dieselbe, und die Kugel reißt mir, dicht am Beine vorbeisauzend, ein

Stück meiner weiten Kosakenhose mit fort. Sogleich hatte ich die zweite erfaßt, und war eben in Begriff, sie auf den Menschen abzudrücken, als dieser vor mir auf die Knie niederfiel und mich beschwor, ihn leben zu lassen.

„Gott weiß es,“ flehte er, „daß ich es nicht mit Willen, noch in einer bösen Absicht gethan habe. Ich habe noch nie solche Pistolen — es waren doppelte und mit Percussionschlössern — gesehen, und meine Neugier ließ mich dieselben in die Hand nehmen, um sie zu betrachten. Aber ich bin kein Räuber, kein Mörder, so wahr mir Gott helfe!“

Zur mehrern Beglaubigung seiner Worte riß er seine Kleider auf, um zu zeigen, daß er nicht einmal ein Messer bei sich habe, was in jenen Gegenden jeder Bauer führt, wenn er auf den Acker oder sonst wohin geht; ich sah, daß er über den Schuß noch weit mehr als ich selbst erschrocken war, und schenkte ihm das Leben.

Am andern Tage langte ich bei Zeiten in Galatz an der Donau an. Der Gasthof, in welchem ich abstieg, lag an einem Berge, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die Ebene, die sich bis an das schwarze Meer erstreckt, auf die von Schiffen belebte Donau, die sie durchströmt, und in weiter Ferne auf die blauen Berge des Balkan, die südlich den Horizont begrenzen, genießt. Ich konnte mich nicht satt sehen an der herrlichen Landschaft, und die großen, majestätisch die Donau hinauf- und hinabfahrenden Schiffe riefen den Wunsch in mir wach, auf der Stelle unter Segel zu gehen. Im Hasen angekommen, war es schon zu spät, doch traf ich dort drei Bekannte aus Bukarest, die eben an Bord eines türkischen, nach Konstantinopel bestimmten Schiffes gehen wollten. — Da mein Wanderbuch nicht in Ordnung war, mußte ich zurückbleiben, und obgleich am andern Tage ein zweites türkisches Schiff dahin abging, so war mir doch unterdessen

die Luft vergangen, meine erste Seereise auf einem solchen zu machen.

Wieder in den Gasthof zurückgekehrt, traf ich dort einen Wagner, der mir dringend zuredete, hier zu bleiben und ein Geschäft anzufangen, was er schon längst selbst gethan haben würde, wenn er Mittel dazu gehabt hätte. Er war in Galaz von deutschen Eltern geboren, hatte in Kriegszeiten den Marktender gemacht und war außer der deutschen der wallachischen und türkischen Sprache gleich mächtig. Ich zeigte mich seinen Vorschlägen nicht abgeneigt, und er führte mich zu einem Bojaren, der vor der Stadt in einem Weingarten wohnte und sehr erfreut war, als er hörte, ich wolle hier ein Geschäft begründen. Auf der Stelle wollte er mir seine drei Wagen zur Reparatur übergeben, versprach mir, sowohl für sich selbst einen neuen Wagen bauen zu lassen, als auch die andern Bojaren dazu zu vermögen und bot mir ohne alle Vergütung eines seiner Häuser zu einer Werkstätte an. Ich besah dasselbe; es hatte eine herrliche Lage, so daß man über das ganze Thal hinweg und meilenweit auf die schiffbelebte Donau sehen konnte, war äußerst bequem und wie zu einer Fabrik gemacht. Sogleich war ich entschlossen, auf den Antrag des Wagners, das Geschäft mit ihm gemeinschaftlich zu betreiben, einzugehen, doch gestand er mir, daß es ihm an allem Werkzeuge mangle, und solches auch nicht in Galaz zu kaufen sei. Er rieth mir daher, ein Pferd zu kaufen, einen Wagen zu miethen, und mit ihm nach Jassy zu fahren, wo er von seinem Bruder Geld zu bekommen habe, und dort das nöthige Werkzeug anzuschaffen. Ich kaufte ein Pferd, miethete von dem Wirthe einen Wagen, wofür ich ihm bei meiner Rückkehr vier neue Räder versprach, und erhielt von dem Apotheker, den ich mittlerweile kennen gelernt hatte, zum Schutz für die Reise ein Gewehr. So traten wir am 22.

September unsere Fahrt nach der 24 Meilen entfernten Hauptstadt der Moldau an. In zwei und einem halben Tage hatten wir die Strecke Wegs ohne weitem Aufenthalt zurückgelegt. Als wir eines Tages an einem See vorbeifuhren, auf welchem wilde Enten schwammen, langte ich das Gewehr hervor, um es zu probiren. Aber vergebens war jeder Versuch zu schießen. Siebenmal brannte das Pulver von der Pfanne, und ärgerlich warf ich es wieder in den Wagen mit dem Gedanken: Wenn dich die Hand Gottes nicht schützt, wie bisher, diese Waffe wird es nicht können!

Bevor man nach Jassy gelangt, hat man einen großen Wald von drei bis vier Stunden Länge zu passiren, in welchem viele Reisende theils ausgeplündert, theils ermordet worden waren, da keine gangbare Fahrstraße durch denselben führte. Eben war das russische Gouvernement damit beschäftigt, zur größern Sicherheit der Reisenden eine solche etwa 80 Fuß breit durch den Wald bahnen zu lassen, und tausend Hände waren beschäftigt, die herrlichen Bäume zu fällen; über eine Stunde weit war sie schon fertig. Ehe man Jassy betritt, sieht man es von einer Anhöhe aus dem Walde auf einer andern in einer reizgeschmückten Gegend liegen, rings von prächtigen Gärten und Weinbergen umgeben. Einen so herrlichen Anblick die Stadt aus der Ferne gewährt, einen so widrigen Eindruck macht sie in der Nähe mit ihren meist elenden Häusern und dem Schmutz ihrer Straßen. Natur und Kunst stehen hier in einem fürchterlichen Widerspruche. Die Hauptstadt der Moldau ist eben so berühmt durch die Reichthümer, welche die Handelsthätigkeit der Einwohner in ihr aufgehäuft hat, als berüchtigt durch die Sittenlosigkeit, die schamlos und ohne Deckmantel, gleichsam als wäre sie die erste aller Tugenden, die ganze Bevölkerung beherrscht. Jassy ist das frühe Grab der meisten Ausländer, vorzüglich der

Deutschen. Der dem Handwerker reichlich ertheilte Lohn überhebt ihn jeder Lebenssorge, der herrliche wohlfeile Wein macht ihn zum Trunkenbolde, der freie, von keiner Polizei überwachte Umgang mit dem andern Geschlecht verdirbt seine Sitten und führt ihn auf der Bahn der Wollust, stehend an ekelhaften Krankheiten, dem Untergange rasch entgegen. Fast in jedem Hause, auf jeder Straße, begegnet man solchen wandernden Bildern des Jammers und Elends, die ihren abgemagerten Körper nur mühsam fortschleppen.

Sogleich bei unsrer Ankunft waren wir in einem deutschen Gasthose abgestiegen, den man uns als den besten und nobelsten der Stadt bezeichnet hatte. Aber Himmel, welch ein Anblick bot sich uns sogleich beim Eintritte dar! Wir trafen meist Deutsche darin, aber an eine Unterhaltung war nicht zu denken. Einer taumelte betrunken in der Stube umher, ein Andern wimmerte, auf einer Bank liegend, über Schmerzen an seinem Körper, während ein Dritter und Vierter, in eine Ecke hineingekauert, sich die Pestbeulen mit stinkenden Salben einrieben. Dazu kam noch das fortwährende Fluchen der Wirthin in der Küche, die nicht an den Heerd kommen konnte, weil ihn die Quacksalber eingenommen hatten, und auf dem Feuer ihre verdächtigen Heilmittel bereiteten. Das Herz in der Brust erbehte mir über diese Scene; mich jammerte die in der Blüthe vergiftete Jugend meines Vaterlandes, die hier in diesem Pfuhle des Lasters fern von ihrer Heimath so schmäzlich unterging. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling, vom Segen der Seinigen begleitet, fand hier ein ruhmloses unbeweintes Grab! Schauernd hätte ich gern dieses Sodom sogleich wieder verlassen, aber ich war gezwungen, einige Tage hier zu bleiben, um das nöthige Werkzeug zusammen zu bringen. Gleich auf seinem ersten Gange nach der Stadt erfuhr mein Reisegefährte, daß sein Bruder,

ohne ihm einen Pfennig zu hinterlassen, gestorben war; wie ich später hörte, hatten auch ihm Ausschweifungen ein frühes Ende bereitet.

Am vierten Tage verließen wir Abends 5 Uhr Jassy wieder. In einer der volkreichen Hauptstraßen erblickten wir, in der Mitte einer sich drängenden Menschenmenge, einen Ausrufer, der die Trommel rührte, darauf etwas vorlas und sodann weiter ging. Da ich das Vorgelesene nicht verstehen konnte, theilte mir mein Reisegefährte mit, daß am vergangenen Tage in dem Walde, den wir eben zu passiren hatten, ein russischer Offizier ermordet und beraubt worden sei. Diese Nachricht war mir eben nicht angenehm, doch befahl ich dem Galazer zuzufahren. Kaum waren wir eine Stunde von der Stadt entfernt, als wir von einem Trupp Janitscharen oder Arnauten, welche in der Moldau die Polizei bilden, angehalten und über den Zweck unserer Reise ausgefragt wurden. Sie waren zur Verfolgung der Räuber ausgesandt und gaben uns den guten Rath, uns an sie anzuschließen. So lange der Weg eben war, kamen wir ihnen nach, als er aber bergauf führte, war es nicht mehr möglich und wir verloren sie bald aus den Augen. Mitten im Walde überraschte uns die Nacht, und es wurde so stille um uns, daß wir den geringsten Laut aus weiter Ferne hörten; endlich kamen wir auf den gebahnten Weg und trieben unser Kößlein zu rascherem Schritt. Gegen Mitternacht erreichten wir das Ende des Waldes und sahen aus einem Wirthshause, das etwa einen Büchschuß seitwärts von der Straße lag, zwei Lichter schimmern. Wir fuhren darauf zu in der Absicht, das Pferd zu füttern, selbst etwas zu genießen und ein Stündchen auszuruhen. Der Wirth empfing uns artig und war so gewandt und flink, wie ich noch keinen in jenen Gegenden getroffen. Er pries uns die Billigkeit seiner Lebensmittel an, versprach,

für das Pferd zu sorgen, und nöthigte uns in die Gaststube, wo wir einen Mann und eine Frau, gleichfalls Fremde, trafen. Wir wollten an ihrer Seite Platz nehmen, doch der gesprächige Wirth rieth uns, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo eine Gesellschaft fremder, sehr artiger Leute versammelt sei. Zugleich bat er uns, bei ihm zu übernachten, da er hinreichend Stallung für Pferde und Wagen habe, und stellte dabei die Preise, vorzüglich der Gerste — denn Hafer für die Pferde giebt es nicht — so billig, daß mir Letzteres auffiel. Die Bauern, die sie doch selbst bauen, konnten sie unmöglich so wohlfeil liefern. Ich sprach mich in deutscher Sprache über den Wirth und seine Forderung gegen meinen Reisegefährten aus, verhehlte meinen Verdacht nicht und konnte den Gedanken nicht loswerden, daß wir in die Höhle der Räuber gerathen seien, die den Wald unsicher machten. Meine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich durch ein Loch der Nebenthüre im andern Zimmer sechs bis acht unheimliche Gestalten, mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, erblickte, die, eben erst aus dem Walde gekommen, das aufgetragene Essen mit gieriger Hast verschlangen. So sehr ich bei ihrem Anblicke erschrock, so stieg doch gleich in meiner Seele ein Rettungsgedanke auf, den ich meinem Gefährten mittheilte und ihm die Ausführung desselben übertrug. Als nun der Wirth aus dem Nebenzimmer, in welchem er sich mehr als bei uns aufhielt, heraustrat, fragte ihn mein Reisegefährte: Ob die zwölf Janitscharen, welche die Räuber verfolgen sollten, die gestern den Offizier erschlagen, schon da gewesen wären? — Mit einem verlegenen „Nein“ beantwortete der Wirth die Frage.

„Nun denn,“ fuhr jener dreister fort, „so werden sie im Augenblicke hier sein. Sie verließen uns in der Mitte des Waldes, behauptend, daß sie die Spur der Räuber hätten

und versprochen, gegen Mitternacht hier in Eurem Hause wieder mit uns zusammenzutreffen.“

Dies wirkte. Der Wirth wurde verlegener und ängstlicher und lief hin und her. Mein Auge fixirte scharf seine veränderten Züge. „Wir sind gerettet,“ flüsterte ich meinem Begleiter in deutscher Sprache zu. „Schmiere Du schnell den Wagen, ich will das Pferd nach dem Wasser führen.“ Da ihm dieser Austrag nicht zu gefallen schien, tauschten wir die Rollen; er führte das Pferd nach dem 200 Schritte entfernten Bache, der unter einer Brücke hinwegfloß; ich besorgte den Wagen. Er stand der Hausthüre gerade gegenüber, so daß ich Alles, was im Hause vorging, bemerken konnte. So wie wir die Stube verlassen hatten, ging der Wirth ins Nebenzimmer, um der Gesellschaft die eben erhaltene Nachricht mitzutheilen. In einem Nu waren darin alle Lichter ausgelöscht, und nach wenigen Minuten schlich einer nach dem andern durch eine Hinterthüre dem Walde zu. In freudiger Bewegung rief ich ihnen nach: „Wohin?“ aber keiner gab Antwort.

Mein Gefährte kam mit dem Pferde, wir spannten es ein und fuhren rasch davon. Etwa hundert Schritte vom Hause holte ich die alte Flinte des Apothekers aus dem Wagen, legte zum Scherz damit auf den Schornstein des Wirthshauses an, und wie ich losdrückte, stürzte derselbe zu meinem Erstaunen (denn ich glaubte, das Gewehr würde niemals losgehen) mit lautem Geprassel vor die Hausthüre. Niemand kam heraus; mein Begleiter aber, welcher das Pferd lenkte, war über den Schuß, in der Meinung, er rühre von den Räubern her, so erschrocken, daß er Zügel und Peitsche aus der Hand fallen ließ. Das ebenfalls erschrockene Pferd ging mit uns über die schmale Brücke durch, so daß wir fast Unglück gehabt hätten, und wurde erst auf der Landstraße wieder

ruhiger. Und so fuhren wir, einer doppelten Gefahr entgangen, die noch übrige Nacht hindurch und hatten am Morgen bereits 20 Stunden zurückgelegt. Ein so dichter Nebel überschleierte Berg und Thal, daß wir auch die nächsten Gegenstände nicht erkennen konnten, und wir fuhren eine Weile in der Irre umher, bis uns ein Kosak begegnete, der Gensdarmendienste in jener Gegend versah. Mein Gefährte fragte ihn, wo wir uns befänden, und sogleich drehte er sein Pferd um und brachte uns wieder auf die Fahrstraße. Ich bot ihm für seine Gefälligkeit eine Belohnung an, aber er schlug sie mit den Worten: „das ist Menschenpflicht“ aus, und ritt weiter. Gegen 9 Uhr kamen wir in ein kleines unbedeutendes Städtchen, wo wir von Neuem unsern Wagen schmieren ließen, damit er dem Pferde nicht so schwer werde und kein so fürchterliches Knarren verursache.

Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir in Birlab an, und ich nahm meine Wohnung bei den deutschen Apothekern, die während meines Aufenthalts mir Freunde geworden waren. Mit herzlicher Freude empfingen sie mich, boten mir ihr Haus zum Nachtquartier an und erzählten mir, daß man noch am vergangenen Tage versucht habe, sie aus ihrem Hause zu werfen und dasselbe in ein Lazareth umzuwandeln, was jedoch durch die kräftige Fürsprache der Bojaren, die sich für sie ins Mittel geschlagen, verhindert worden sei. Unwillkürlich dachte ich an meine Wohnung in Galaz, und düstere Ahnungen stiegen in mir auf, die leider nur zu bald in Erfüllung gehen sollten. Gegen Abend des andern Tages führte der Weg stundenlang durch Weinberge, in denen es von fröhlichen Menschen wimmelte. Es war die Zeit der Weinlese. Mit einbrechender Nacht erreichten wir ein Wirthshaus, das mitten in Weinbergen lag. Wir stiegen ab, traten in den dazu gehörigen Garten, während das Pferd sein Futter erhielt, und

labten uns an den herrlichen Trauben, deren wir so viele verzehren durften, als wir mochten. Nicht weit vom Hause stand ein großer hölzerner Trog, in welchen die Trauben geschützt und von den Gliedern der Familie mit den nackten Füßen ausgetreten wurden. Waren die Einen des Tretens müde, so sprangen Andere in den Trog, ohne sich zuvor die Füße zu waschen, die von Schmutz und Ausschlag starren. Wiewohl mir bei diesem Anblicke aller Appetit verging, und ich nicht im Stande gewesen wäre, in der Wallachei noch einen Tropfen Wein zu trinken, so fragte ich doch den Wirth, was eine Watre (10 Maas) des Mostes koste, und erhielt zur Antwort: „Zwanzig Para!“ (einen Groschen). Ja der Wirth erbot sich, uns das Faß Most, wenn wir es ihm abkaufen wollten, unentgeltlich bis nach Galaz zu fahren und es dort so lange zurückzulassen, bis es ausgetrunken sei. Es ist unglaublich, welch' eine Masse des edelsten Weines in jenen Gegenden erzeugt und wie beispieslos billig er verkauft wird. Kann z. B. Jemand mehrere Fässer entbehren und leiht zwei oder drei einem Weinbauer, so erhält er dafür eins derselben mit Wein gefüllt zurück. Ich verließ den Weinberg, ohne von dem Moste genossen zu haben, während ihn mein im Lande geborner und an die Weinbereitung gewöhnter Gefährte sich trefflich schmecken ließ. Bei der Abreise bat ich um einige Trauben, und erhielt deren soviel, ohne daß man eine Bezahlung dafür nahm, daß ich sie im Wagen nicht alle unterbringen konnte. Wir verließen unter herzlichem Dank das Haus und den Garten des freundlichen Wirths und brachten die Nacht in einem, ein Paar Stunden weiter gelegenen Dorfe zu. Mit Tagesanbruch erreichten wir Galaz. Aber wie beschreibe ich meinen Schrecken, als ich vor dem Hause, welches mir der Bojar als Fabrik angewiesen hatte, Soldaten mit geschultertem Gewehr auf- und abgehen sah! Während meiner Ab-

wesenheit war es in ein Magazin verwandelt worden, und die Stadt selbst mit Soldaten so angefüllt, daß wir nur mit Mühe ein Nachtlager finden konnten. Da sie, wie ich vernahm, den Winter daselbst bleiben würden, so war mit einem Male alle Hoffnung für mein Etablissement verschwunden, und mir blieb nichts andres übrig, als das so schnell unnütz gewordene, erst angekaufte Handwerkszeug, so wie das Pferd um den halben Preis zu verkaufen. Das zur Wagnerei selbst nöthige Handwerkszeug, sowie eine Hobelbank behielt ich zurück und suchte mir ein Schiff, um nach Konstantinopel zu fahren. Bald fand ich ein solches, einen schönen Zweimaster, unter dem Commando eines neapolitanischen Kapitäns, eines äußerst artigen Mannes, mit dem ich mich durch einen italienischen Sprachlehrer, der bisher den Kindern der wallachischen Edelleute Sprachunterricht ertheilt hatte und das Deutsche ziemlich geläufig sprach, verständigte. Ueber meine Person, so wie über mein Gepäck war er bereits in Kenntniß gesetzt, und als ich weiter mit ihm über die Verproviantirung einen Accord treffen wollte, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, er habe auf dem Schiffe verschiedene Holzarbeiten zu fertigen, die ich besorgen möchte; bei unsrer Ankunft in Konstantinopel wollten wir uns gegenseitig berechnen. Ich war mit diesem Vorschlage zufrieden und bereitete mich zur Abreise vor.

In der Frühe des nächsten Tages, an welchem das Schiff unter Segel gehen sollte, begab ich mich zum Consul, um meine Papiere in Ordnung bringen zu lassen. Der diensthabende Korporal sagte mir, daß das Schiff heute noch nicht absegeln könne, weil die Papiere des Kapitäns noch nicht ausgefertigt seien, und ich ließ mich abweisen. Mein Gepäck war bereits an Bord des Schiffes. Nachmittags ging ich wie gewöhnlich im Hafen spazieren und sah der regen, mit dem Ein- und Ausschiffen der Waaren beschäftigten Menge zu.

Plötzlich faßte mich Jemand bei der Hand; es war ein Matrose des neapolitanischen Schiffes, welcher mich eben suchte, da das Schiff in Bereitschaft war abzusegeln.

Der Kapitän verlangte mein Wanderbuch zu sehen, ohne welches er mich nicht an Bord nehmen dürfe. Ich eilte auf der Stelle zum Consul, es zu holen, und traf dort wieder mit dem Korporal zusammen, der mich schon einmal abgewiesen hatte. Er that mir zu wissen, daß mich der Wagner, mit dem ich, um Werkzeug zu holen, nach Jassy gefahren, beim Consul verklagt und daß ich nicht eher die Reise antreten könne, als bis ich ihn mit drei Dukaten für seine Verschämniß entschädigt habe.

Entrüstet über solche unverschämte Forderung, setzte ich dem Korporal auseinander, daß ich alle Bedürfnisse der Reise aus meinem Beutel bestritten, daß ich ferner das Pferd, sowie das Werkzeug für mein Geld gekauft und es nun wieder mit Schaden habe verkaufen müssen, daß ich also eher ein Recht hätte zu klagen, als jener; doch mit tückischer Ruhe erwiderte mir der Korporal, er müsse mir, im Fall ich die drei Dukaten nicht zahle, mein Wanderbuch vorenthalten. „Wollen Sie indessen,“ fuhr er fort, „die Sache weiter suchen, so müssen Sie morgen wiederkommen, da weder Ihr Kläger gegenwärtig, noch der Consul zu Hause ist. Unterdessen lichtet das Schiff, das bereits die Flagge aufgesteckt hat, die Anker, und da es vielleicht das letzte ist, welches bei der immer näher kommenden Zeit der Stürme das schwarze Meer befährt, so werden Sie Ihre Reise bis nächstes Jahr verschieben müssen.“

Ich merkte sogleich, daß ich in die Hände eines Betrügers gerathen war, der mit meinem undankbaren Reisegefährten nach Jassy aus einer Karte spielte, und überzeugt, daß ich doch nichts ausrichten würde, selbst wenn ich zum Consul dränge, der ein Russe und dessen Dolmetscher der Korporal

war, so gab ich, wohl oder übel, dem Letzteren die drei Dukaten, doch nicht ohne sein schändliches Betragen scharf zu rügen. Lächelnd nahm er das Geld in Empfang, und nach wenig Minuten war das Wanderbuch vom Consul Argyropulo, den er so eben noch verläugnet hatte, ausgefertigt in meinen Händen, und ich eilte damit nach dem Hafen zurück, noch froh, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. In der That wird in diesem Lande der Werth des Menschen nur nach dem Grade seiner Schlechtigkeit beurtheilt *). Betrüger und

*) Die Wallachen und Moldauer sind keine Slaven, wie man oft annimmt, weil sie fast ringsum von slavischen Völkern umgeben sind, sondern Ureinwohner mit Abkömmlingen römischer Colonisten gemischt, und deshalb mit den Bewohnern Mittelitaliens verwandter, als mit jedem andern Volke. Das ergiebt sich auch aus ihrer Sprache, die sogleich als eine Tochter Sprache des Lateinischen erkannt wird. Aber wie sehr entartet sind diese Römer! Schier noch mehr als die Bewohner Roms selbst, was viel heißen will. Die entarteten Neugriechen kämpften doch wenigstens für ihre Abhängigkeit von der Pforte, den Wallachen ist das nie eingefallen; sie sind elende Knechte erst der Türken, nun der Russen. Man kann sich bitterer Betrachtungen nicht erwehren, wenn man die Enkel mit ihren Ahnen vergleicht. — Auch das benachbarte Bessarabien, nur durch den Pruth von der Moldau geschieden, ist von Wallachen römischen Ursprungs bewohnt, und es bleibt immer auffallend, daß diese drei kleinen Länder von jenen slavischen Völkern, welche Jahrhunderte lang das mittlere und südliche Europa überschwemmten, gleich einer Dase unverfehrt und ihre Einwohner unvermischelt geblieben sind. Die Bevölkerung der Wallachei beträgt mehr als zwei Millionen Seelen, die der Moldau mehr als eine Million. Diese reizenden, fruchtbaren, vom herrlichsten Klima gesegneten Länder sind, an einem Strome wie die Donau gelegen, ganz geeignet, die höchste und edelste Blüthe der Bildung und des Reichthums zu erlangen. Land- und Gartenbau, Viehzucht, Handel könnten hier betrieben werden, wie in keinem Lande der Erde. Sie könnten ein

Schurken sind sie alle, der Schlaueste wird am meisten geehrt. Rechtlichkeit und Tugend sind Fabeln, die man kaum dem Namen nach kennt, und die man höchstens verlacht. Es ist ein äußerst schmerzliches Gefühl, ein Land zu durchwandern, das, vom Schöpfer zu einem irdischen Paradiese bestimmt, von verderbten Menschen zu einer Hölle gemacht worden ist. Das ist der Fluch des eisernen Despotismus. Völker wie Individuen verderben, wenn sie von roher Hand ihrer natürlichen Freiheit beraubt werden.

Fahrt nach Konstantinopel.

Frohe Fahrt. — Windstille. — Das Schiff auf einer Sandbank. — Ein eigenthümliches Feuerwerk. — Das schwarze Meer. — Unnöthiger Schrecken. — Gräßlicher Sturm. — Harter Frost. — Uebermaliger Sturm. — Wassermangel. — Schnelle und große Gefahr. — Schutz im Meerbusen Burgas. — Zahlreiches Geflügel. — Der Bosporus. — Hohe Reize der Landschaft. — Therapie. — Erster Blick auf Konstantinopel. — Galata, Scutari. — Der Hafen.

Ein sonniger Herbsttag versprach mir eine glückliche Reise. Mit sehnsüchtiger Erwartung stand ich am Ufer des breiten, majestätischen Stromes, der aus Deutschland kam, wie ich,

Paradies sein. Der türkische Druck hat sie zu öden Steppen gemacht. Unter russischer Hoheit sehen sie wenigstens einer bessern Zukunft entgegen.

D. H.

und gen Osten zog, wie ich. Zum zweiten Male wollte ich mich seinen vaterländischen Wellen anvertrauen. Endlich trat ich Nachmittags 4 Uhr an Bord des Schiffes, und wenige Minuten später gab ein Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt. Es war der 22. October. Passagiere waren nicht viel; die Mehrzahl derselben bestand aus sechs Slawoniern, einer schmutzigen, ziemlich häßlichen Menschenorte, die als Handelsleute in Konstantinopel ich weiß nicht was für ein Glück machen wollten. Dafür war die Geliebte des Schiffskapitän, eine feurige Griechin, desto reizender. Die Anker wurden gelichtet, und mit einem freudigen Lebenswohl nahm ich Abschied vom Lande. Meine Seele jubelte, mein Herz bebt vor Entzücken, es war meine erste Reise auf einem großen Schiffe und wie ganz anders als die, welche ich von Wien bis Pesth auf einem Boote gemacht hatte! Ein günstiger Wind blähet die Segel des Schiffes, das sanft schaukelnd über die Wellen dahin tanzt, und zu beiden Seiten flogen die Ufer mit den darauf liegenden Ortschaften an meinem trunkenen Auge vorüber; ich konnte mich nicht satt sehen an dem wunderherrlichen Schauspiel. Mit einbrechender Nacht wurde das Schiff vor Anker gelegt und die Matrosen hielten einer nach dem andern Wache bis zum anbrechenden Morgen, wann es wieder rege und lebendig auf dem Berdeck ward. Ich hatte köstlich in meiner Hängematte geschlafen und trat mit der rosenfarbenen Laune unter die Leute. Aber ich erschrak; denn hier gab es lauter lange und verdrießliche Gesichter, und mein neapolitanischer Kapitän fluchte was wenigstens theils laut, theils leise in verschiedenen europäischen Sprachen. Der Wind hatte sich nämlich gänzlich gelegt, die Donau war glatt wie ein Spiegel, und an ein rasches Fortkommen nicht mehr zu denken. Um nur einigermaßen von der Stelle zu rücken, mußten die ans Ufer ausgesetzten Matrosen das Schiff von dort aus mit großer Anstren-

gung an langen Stricken nach sich ziehen. So langweilig dies den Andern sein mochte, so angenehm war es für mich, denn ich sah den Tag über wohl zwanzig Schiffe der verschiedensten Nationen, darunter auch einige türkische, welche auf eben diese Weise, wie das unsrige, nur mit noch mehr Beschwerde, stromaufwärts vor meinen Augen vorübergezogen wurden. Der Zuruf der Türken: Hisa josa! Hisa josa! womit sie sich einander zur Anstrengung beseuerten, war eine Art Wechselgesang mit angenehmer, klagender Melodie, wie ich ihn noch nie gehört hatte, und weit angenehmer, als das langweilige Gatsch, gatsch, Dihre, dihre, was sich unsere Matrosen aus voller Kehle zuschrieeen *).

*) Schon zwei Jahre später, als ich die Donaufahrt nach Konstantinopel machte, flogen Dampfschiffe von der Hauptstadt Oesterreichs bis zur Hauptstadt der Türkei, und man legt jetzt diese ungeheure Strecke in 15 bis 16 Tagen zurück. Diese Dampfschiffahrt ist von einer Wichtigkeit, deren Größe wir nicht zu ahnen vermögen, denn sie ragt unabsehbar in die Zukunft hinein. Sie wird allen an der Donau und am schwarzen Meere gelegenen Ländern, die bisher Leichen glichen, neues Leben einhauchen und ihre Entwicklung zu Kraft und Selbstständigkeit rasch befördern. Diese Dampfsäulen werden Funken unter die schlafenden Völker schleudern, sie erwecken und ihre Herzen in Brand setzen. Mit den schönen Worten des trefflichen Dichters Franz Dingelstedt, die er in poetischer Vorschau an das Dampfschiff auf dem Rhein richtet, möchte man mit noch größerem Rechte das Dampfschiff der Donau begrüßen:

Stern einer neuen Zeit! Sei mir willkommen!
Du gehst zur richtigen Minute auf.
Heran mit deinen Wundern komm geschwommen,
Entgegen dem gewohnten Wellenlauf;
Erwecke sie, die hier am Ufer träumen,
Und reiß' sie fort mit deiner Räder Kraft!
Ja brausen muß, wie du, die Zeit und schäumen,
Oh' sie den neuen Geist lebendig schafft!

Indessen hatte der Kapitän meine Hände in Anspruch genommen und mir mit Winken und Fingerzeigen die Arbeit angewiesen, die ich auf dem Schiffe verfertigen sollte; sie war bald und zu seiner Zufriedenheit vollendet. Wir waren jedoch an diesem Tage nicht weit vorgerückt und landeten mit einbrechender Nacht bei einem kleinen am Ufer gelegenen Dorfe.

Am dritten Tage hatte sich der Wind wieder etwas erhoben und unser Schiff fuhr durch einen ungeheuern Schilfwald, der sich an beiden Ufern des Flusses meilenweit ausbreitete und von wilden Schweinen so bevölkert war, daß wir oft ganze Heerden erblickten. Um 12 Uhr Nachmittags hatten wir das Unglück, auf eine Sandbank zu gerathen, auf welcher das Schiff, das nur 12 Fuß im Wasser ging, sitzen blieb. Da der Wasserstand, soweit der Kapitän den Grund untersuchen ließ, nur 10 bis 11 Fuß betrug, so blieb kein anderes Mittel, das Schiff wieder flott zu machen, übrig, als einen Theil seiner Fracht auszuladen, um es auf diese Weise zu heben. Sogleich wurde der Waizen, womit es befrachtet war, in Böten an das Ufer geschafft, wo er einen so beträchtlichen Haufen bildete, daß ihn wohl zehn Gespann Pferde nicht hätten fortbringen können. Das so erleichterte Schiff hob sich allmählig und gleitete langsam über einige flache Stellen hinweg. Unterdessen hatte der Lootse den Wasserstand mit einer langen Stange ringsum untersucht und ließ das Schiff wieder anhalten, als er jegliche Gefahr vorüber glaubte. Sodann wurde der Waizen mittels der großen Barke wieder in den Schiffsraum gebracht; und so verging der dritte Tag, dessen Abend die Schiffsmannschaft von den unaufhörlichen Anstrengungen ermüdet fand.

Am Morgen des vierten Tages fuhr der Lootse in einer kleinen Barke voran, um zu verhüten, daß wir abermals auf eine Sandbank geriethen, was ohne ihn leicht möglich gewesen

wäre, da der Wasserstand an beiden Ufern des Flusses ungleich war. Das Schiff folgte langsam nach, und so war auch endlich der vierte Tag vergangen, an welchem wir nichts gesehen hatten, als die mit Rohr und Gebüsch bewachsenen Ufer und einige Schiffe, die grüßend an uns vorbeifuhren. Mit Anbruch des Abends landeten wir abermals, und ich stieg mit den sechs slawonischen Handelsleuten ans Land. Um uns eine Unterhaltung zu machen, schnitten wir einen großen Haufen dürren Rohres ab, zündeten es an und hatten die große Freude, zu sehen, wie der Wind unsere Arbeit unterstützte und die Flammen vor sich hertrieb, so daß bald eine große Strecke des Ufers einem wogenden Feuermeere glich. Die bewegten Flammen überglänzten weit hin den dunkeln Strom mit magischem Glanz und warfen selbst an den Nachthimmel einen rothen Widerschein. In der That ein imponantes, prächtiges Schauspiel und einer bessern Veranlassung würdig, als die war, welche es ins Leben gerufen hatte! In staunender Betrachtung des Feuers brachten wir einen großen Theil der Nacht am Ufer zu und kehrten erst spät auf das Schiff zurück, um es auch von dort anzusehen und dann unsere Betten zu suchen.

Der fünfte Tag unserer Reise war ein Sonntag. Die ganze Schiffsmannschaft war auf dem Verdecke, um das schwarze Meer zu sehen, dessen Nähe uns schon seit 8 Uhr ein gewaltiges donnerähnliches Brausen verkündigte. Mein Herz bebte vor innerer Freude, und doch mußte ich meine Sehnsucht noch volle zwei Stunden bezähmen. Erst gegen 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Flusses, und der langersehnte Anblick bot sich meinem Auge dar. Ich war überrascht und erstaunt und blieb, von freudigen wie wehmüthigen Gefühlen ergriffen, eine Zeit lang versunken in das Anschauen der dunkeln Meereswogen, die sich nur spät und

widerstrebend mit dem hellen Wasser der Donau vermischen. Unweit der Einmündung derselben in das Meer, an einer Stelle, wo eine kleine russische Niederlassung, die Suline genannt, lagen mehrere Schiffe, die theils auf günstigen Wind warteten, theils wie wir, ihre Fracht in kleinere Schiffe ausladen mußten, die hierzu schon bereit lagen, da größere von der Donau aus, die an ihrem Ausflusse nur 9 Fuß tief ist, nicht sogleich auf das hohe Meer hinausfahren können. Mit dieser Umladung wurden wir mehrere Tage aufgehalten, ehe unser Schiff so weit erleichtert war, daß es nach dem Meere gezogen werden konnte. Da es jedoch wegen Klippen und Untiefen nur mit großer Vorsicht zu befahren ist, so erhielten wir am 29. October Nachmittags 4 Uhr von der Suline aus einen russischen Piloten, der mit den gefährlichen Stellen im Meere bekannt war. Dieser stellte sich auf das Bordertheil unseres Schiffes und führte von da herab das Commando über zwei kleine Barken, die vorausfuhren, deren eine mit russischen, die andere mit unsern Matrosen angefüllt war. Plötzlich — wir waren noch keine halbe Stunde vom Lande entfernt — erhält das Schiff einen so heftigen Stoß, daß die Planken desselben erdröhnen. Alle Gesichter sind erbleicht; der Schrecken schüttelt die Mannschaft, und zagend suchen die Blicke den Kapitän. Plötzlich stürzt dieser mit seiner Geliebten aus der Kajüte, schreiend: „Das Schiff ist verloren!“ Das Blut stockt in meinen Adern, ich bin meiner Sinne kaum mächtig. Ein Laut des Entsetzens, der Todesangst tönt in verschiedenen Variationen über das Verdeck; die Geliebte des Kapitän ringt jammernd die Hände; seine Züge sind entstellt, sein Mund verzerrt, und wohin ich blicke, treten mir Todesangst, Entsetzen und dergleichen haarsträubende Empfindungen auf den Gesichtern entgegen. Das Schiff saß auf einem Felsen fest. Hätte der Wind mehr gestürmt, so wären

wir wirklich verloren gewesen. Die Gefahr war sehr groß. Alle Anstrengungen, uns flott zu machen, waren vergebens, und es blieb zuletzt kein andres Mittel übrig, als einen Anker rückwärts gegen die Mündung der Donau ins Meer zu werfen und das Schiff loszuwinden, was nach vielen verunglückten Versuchen und nur mit unsäglicher Mühe endlich ins Werk gesetzt wurde. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß das Schiff keinen Schaden gelitten hatte, und wir vergeblich bemüht worden waren, so sehr zu erschrecken. Wir segelten nun lachend weiter, um die Barke mit dem ausgeladenen Getraide einzuholen, die eine bedeutende Strecke voraus war, und erreichten sie erst gegen Abend. Sie wurde an das Schiff gehängt und das Getraide wieder an seine frühere Lagerstätte gebracht. Um 10 Uhr verließ der Pilot unser Schiff, und bei einem leichten Winde, der die Wellen nur mäßig bewegte, glitten wir hinaus auf die hohe See. Ich hatte meine Hängematte gesucht und träumte mich mit wachem Auge in die Lage meiner Kindheit zurück. Wie damals von der Hand der besorgten Mutter, so wurde ich auch jetzt in einen sanften, süßen Schlaf gewiegt, der mich die ganze Nacht hindurch nicht verließ. Freudig begrüßte ich am andern Morgen das Meer und die aufgehende Sonne, die seine dunkeln Wasser mit schrägen Strahlen überglänzte. Aber Niemand auf dem Schiffe wollte meine Freude theilen. Schweigend gingen die Matrosen an ihre Arbeit, schweigend deuteten sie mir, der ich bestrebt fragte, nach dem sich am Himmel aufthürmenden Gewölk, und je größer und schwärzer die Masse desselben, desto ernster und düstrier wurden ihre Gesichter. Mit einem Male erhob sich Nachmittags gegen 4 Uhr ein so gewaltiger Wind, daß wir in einer Stunde 11 Seemeilen zurücklegten. Das Meer wurde immer unruhiger, und schon gingen die Wellen so hohl, daß wir bald hoch empor ge-

schnellst, bald tief hinabgeschleudert wurden, eine Bewegung, der ich keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen vermochte, zumal man dabei durchaus nicht sicher auf den Beinen war. Mit einem Worte: es war mir und allen nicht wohl zu Muth bei der Sache. Die bald hereinbrechende finstre Nacht vermehrte unsre Angst, denn nun begann erst der Sturm in seiner ganzen Kraft zu wüthen. Mit dem Krachen der Seitenwände und der Masten des Schiffes, mit dem Heulen des Sturmes im Takelwerke, mit dem von gräßlichen Blitzen — die so rasch auf einander folgten, daß der Himmel stets in Flammen stand — hervorgerufenen, unaufhörlich rollenden Donnerschlägen mischte sich der Angstschrei der Matrosen und die jammernden Klagetöne der Slawonier, die auf den Knien beteten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen.“ Die Geliebte des Kapitäns stieß ruckweise ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus. Mir gegenüber grölte ein Matrose, der auf der andern Seite in einem Bette krank lag, die furchtbarsten Flüche. Lauter sehr unangenehme Laute und gar nicht geeignet, einem frohen Muth zu machen. Ich betete aus Herzensgrund im Stillen manchen guten Spruch. Aber weder den frommen noch den Lästerworten wollte der Sturm weichen, vielmehr wurde er immer stärker und die Angst immer größer. Da sich der Wind gedreht hatte, so mußte auch das Schiff nach ihm gedreht werden. Dadurch stürmten die Wellen mit erneuter Kraft gegen die Seitenwände und warfen das Schiff wie einen leichten Ball bald hinüber bald herüber, so daß zuweilen die Masten die Fluth berührten. Durch einen der gewaltigen Stöße war der kranke fluchende Matrose aus seinem Bette geworfen worden und betete nun mit den händringenden Slawoniern um die Wette, worüber ich trotz der gefährlichen Situation lachen mußte. In solchen Augenblicken,

glaube ich, würde auch der Ungläubigste und Gottloseste seine Zuflucht zum Gebete genommen haben.

Die Verheerung, die der Sturm auf dem Schiffe angerichtet hatte, war fürchterlich. Kisten und Ballen lagen in bunter Verwirrung durcheinander, die Kanonen hatten die Seitenwände des Verdecks auf das Meer gestoßen, und die Wasserfässer waren aus ihren Schlingen losgerissen und schwammen theils schon im Meere, theils rollten sie mit offenem Spunde auf dem Verdeck umher. Mitunter schlugen die Wellen über das Verdeck und füllten alle Räume des Schiffes so mit Wasser, daß es dem Versinken nahe wahr. Nur mit Mühe konnte es durch fortwährendes Pumpen davon gerettet werden. Keiner von uns Passagieren durfte mehr auf das Verdeck; wir wurden in eine Vorderkammer verwiesen, die sonst gewöhnlich den Matrosen zum Aufenthalt diente. Hier waren wir jedoch vor der Gefahr zu ertrinken eben so wenig gesichert, denn die Gewalt der Wellen hatte den Deckel, der über dem Eingange lag, mehrmals hinweggerissen, so daß das Wasser, so stark es nur konnte, auf uns herabstürzte. Doch hatten die Matrosen den Eingang sogleich wieder gut verwahrt. So ging diese zweite fürchterliche Nacht zu Ende. Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben und war am Ende gleichgültig geworden gegen den Jammer und das Elend der Slawonier, die gleich mir weder gehen, stehen noch sitzen konnten, sondern wie todt am Boden lagen und nichts von sich zu wissen schienen. Zu ihrer Angst war noch die Seeskrankheit gekommen, die sie fürchterlich plagte, während ich von ihr nur am zweiten Tage und in einem geringen Grade befallen wurde. Endlich schien das Bombardement der Wellen und das Sausen des Sturmes in den Masten etwas nachzulassen, so daß man wieder ein Commandowort verstehen konnte. Der Tag war angebrochen und der Himmel licht.

Ein leises Dankgebet hobte von meinen Lippen zu dem Allmächtigen, dessen Hand mich aus Sturmesnoth und Drang gerettet; dann eilte ich auf das Verdeck. Alle Hände waren noch beschäftigt, das Wasser aus den Zimmer der Kajüte zu schöpfen und das Schiff wieder auszubessern. Es sah aus, als wenn es so eben in einer Seeschlacht mitgekämpft hätte, und wäre es nicht von so guter, dauerhafter Bauart und seine Mannschaft so unermülich thätig gewesen, wir wären doch am Ende untergegangen. So waren wir gerettet und begrüßten mit inniger Dankesfreude die Sonne, die eben in aller Pracht aus dem Schoße des Meeres emporstieg und es mit ihren Strahlen vergoldete. Mit einer, wie es schien, der unfrigen gleichen Freude spielten um unser Schiff Schaa- ren von Delphinen und ragten oft mit ihrem halben Leibe über die Wellen. Diese Fische, 10 bis 12 Fuß lang und von dunkler Farbe, lassen sich nur nach großen Stürmen sehen und folgen Tage lang spielend dem Schiffe nach, vorzüglich wenn Musik auf demselben ist, die sie, sowie die Gesellschaft der Menschen, sehr zu lieben scheinen. Auch zeigte man mir auf dem Verdecke fliegende Fische, die während der Stürme des Nachts auf dasselbe geweht worden waren.

Das Schiff war durch den Sturm ganz und gar von seinem Cours abgekommen und um fünf bis sechs Tagereisen zu weit nordöstlich getrieben worden, und der Kapitän versicherte, daß wir die Halbinsel Krim in nicht großer Entfernung zur Linken hinter uns hätten. Um unsre Geduld noch mehr zu prüfen, gelangten wir nur langsam vorwärts, die Bitterung wurde von Tag zu Tag schlechter, Regen und Schnee wechselten mit einander, und eines Morgens war das Tauwerk voller Eiszacken und alle Seile und Stricke wie verglast, wodurch die Arbeit den Matrosen sehr erschwert wurde. Doch nach einigen Tagen trat wieder gelindere Wit-

terung ein, wir erhielten andern Wind, der aber bald so stark stürmte, daß wir um 150 Seemeilen östlich verschlagen wurden und eher in Kaukasien als in Konstantinopel zu landen glaubten. So besuhren wir fast das ganze schwarze Meer, aber wahrlich nicht zu unserem Vergnügen. Der Wind wurde denn auch nach kurzer Frist wieder günstiger, so daß wir das Versäumte wieder einzuholen hoffen durften. Der erste Sturm hatte, wie ich schon erzählt habe, einen großen Theil der Wasserfässer zertrümmert oder ins Meer geworfen, so daß Wassermangel eintrat, der bald sehr fühlbar wurde. Ueberdies litten die Slawonier, die für die Beköstigung selbst Sorge getragen hatten, die drückendste Noth an allen Lebensbedürfnissen und konnten nur mit großer Mühe und vielem Gelde das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalte vom Kapitän erhalten. Bald fehlte uns das Wasser zum Kochen gänzlich und unsre Portionen zum Trinken wurden so klein, daß wir uns kaum den Gaumen damit befeuchten konnten. In dieser Noth sah sich der Kapitän gezwungen, selbst vom Cours abzugehen und ganz westlich zu halten, auf den Balkan zu, dessen Spitzen uns zu Führern dienten, um in einem der kleinen Busen unterhalb des Gebirges zu landen und eine Quelle zu suchen, an der wir unsere Fässer füllen könnten. Bald erblickten wir an der Küste des Kapß Baglar ein Dorf. Hier war es ziemlich Windstille und die Wellen gingen nicht so hoch, wie weiter draußen auf dem Meere, denn wir lagen unter dem Winde, der vom Balkan herüberwehte, und so wurde vor Anker gelegt und die Boote ausgefetzt. Kaum aber war dies geschehen, als der Wind sich abermals drehte und das Schiff mit solcher Gewalt umherschleuderte, daß wir abermals unsern Untergang vor Augen hatten. Ehe noch der Anker gelichtet werden konnte, war die Winde, an welcher er durch ein acht Zoll starkes Tau befestigt war, zerbrochen, das Tau mußte

gekappt und der Anker im Meere gelassen werden, um nur das Schiff schnell zu retten, das an einer Klippe des benachbarten Landes zu scheitern in der größten Gefahr war. Das Alles ging so rasch und eilig, daß wir kaum Zeit hatten, uns zu ängstigen. Zwar die Slawonier unterließen auch jetzt nicht, zu jammern und zu beten, weil sie der festen Ueberzeugung lebten, es habe ihnen aus den früheren Nöthen geholfen. Das Mittel hatte sich bewährt, wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie es wiederholt in Anwendung brachten?

Wenn später der Kapitän an den Verlust seines großen Ankers dachte, rang er jammernd die Hände.

Nachmittags gegen 4 Uhr gelangten wir im Meerbusen Bargas zu einer Insel, auf der eine Windmühle und mehrere bewohnte Häuser standen. Da wir hier keinen Sturm zu besorgen hatten, legten wir das Schiff in der Nähe derselben abermals vor Anker und stiegen an das Land. Unweit der Küste lagen einige Ortschaften, in welchen wir nicht nur Wasser, Wein und andere Lebensbedürfnisse, sondern auch Holz erhielten, um die zerbrochene Ankerwinde wieder herstellen zu können. Während ich mit der Ausbesserung derselben beschäftigt war, überließen sich die Andern den Freuden des Fischfangs und der Jagd. Ich muß gestehen, noch nie in meinem Leben so viel Vögel beisammen gesehen zu haben, als hier. Der Meerbusen war im vollsten Sinne des Worts mit ihnen überzogen. Es waren meistens wilde Gänse, Enten und Seemöven, die von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen und geduldet zu sein schienen. Nur zur Zeit der Ausfaat und Ernte machen sie Jagd auf sie, um sich die zubringlichen Gäste von ihren Aeckern fern zu halten.

Nach drei Tagen war ich mit meiner Arbeit so weit fertig, daß wir wieder unter Segel gehen konnten. Es war anfänglich der Wille des Kapitän, zurückzugehen, um den

verlorenen Anker zu suchen, doch gab er bald seinen Plan auf, da der Wind conträr war. Weit günstiger wehte er uns zur Fahrt nach Konstantinopel; und fröhlich richteten wir dorthin unsern Lauf. Es war der angenehmste Tag, welchen ich auf dem schwarzen Meere verlebte. Während der ganzen Fahrt blieben uns rechts immer das Land und die hohen Balkengebirge vor Augen, links — es war Nachmittags gegen 4 Uhr — konnten wir bald über dreißig größere und kleinere Fahrzeuge zählen, die mit uns dem Bosphorus zueilten. Wir traten endlich in die ruhige Strömung dieser berühmten Meerenge, die einst eine Weltstraße werden wird, durch welche der Handel aus dem Herzen Deutschlands und Rußlands nach dem Süden und Osten Europas seine Dampfschiffe jagen wird, wenn die im schweren Schlafe langer unwürdiger Knechtschaft erstarrten Völker erwacht sein werden und das erblassene Gestirn des Halbmonds gänzlich untergegangen sein wird. Die mit Schlössern, Dörfern, schroffen riesigen Felsen und schattigen Hainen höchst malerisch gezierten beiden Küsten der Meerenge entzückten mich im hohen Grade. Ich war trunken vom Anschauen und mein Auge irrte von Europa nach Asien und sprang von Asien nach Europa, die sich hier die Hand bieten. Obwohl unser Schiff schnell wie ein Vogel die Fluthen durchschnitt, so konnten wir doch Konstantinopel bei Tage nicht erreichen, und mußten noch einmal bei Therapia vor Anker gehen. Es war am 23. December 10 Uhr Abends, als er vom Schiffe aus zum letzten Male in das Meer rollte, und ich dankte mit Inbrunst Gott, daß er mich glücklich hieher geführt. (Ich hatte mir vorgenommen, nie wieder zur See zu gehen.) So waren jetzt mit einem Male die Gefahren und alles Ungemach der 64tägigen Reise auf dem schwarzen Meere, die man sonst bei günstigem Winde von der Einmündung der Donau bis nach Konstantinopel in 5 Tagen zurücklegen kann,

vergessen, und ich gab mich sorglos dem Schlummer hin, der mich bald in seine Arme nahm.

In der Frühe des andern Morgens erwacht und auf das Verdeck geeilt, wußte ich nicht, wie mir geschah, sprachlos vor Bewunderung und Entzücken der Staunendste unter den Staunenden über den unvergleichlich reizenden Anblick, der sich von allen Seiten darbot. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn ich glaubte mich über Nacht in das Land der Wunder versetzt. Und doch stand ich mitten in der Wirklichkeit auf der Grenze zwischen Europa und Asien, und allmählig gewöhnte sich mein Auge an die Herrlichkeit, die es schaute, und das stumme, sprachlose Entzücken meines Herzens löste sich in lautem Jubel. Feenhaft lieblich spiegelten sich die am Rande des Bosphorus gelegenen Schlöffer und Paläste in der klaren Fluth, die tausend größere und kleinere Fischerbarken und Raiken belebten, in welchen reichgekleidete Türken von einem Ufer zum andern fuhren. In den am Ufer gelegenen, mit Kiosken und Palästen geschmückten Gärten blühten Gebüsche von Monatsrosen, die ihren Duft weit umher verbreiteten und in dem dunkeln Laube der Orangenbäume reiften goldene Früchte. Von den Bergen, an welchen die Vorstädte erbaut sind, grüßten die Friedhöfe der Türken mit ihren dunkeln Cypressen und weißen Leichensteinen wehmüthig herab. Hier haftet mein Auge an einem Schlosse, von dessen Wällen die Mündungen der Kanonen herabdrohen, dort an einem Landhause, das, umgeben von der üppigsten Vegetation, ein Gemälde bildet, dessen Reize über alle Schilderung erhaben sind, und meine Seele jauchzt bei dem Anblicke der Hunderte von Schiffen der verschiedensten Nationen, die dem unvergleichlich schönen, von romantischen Gefilden umgürteten Hafen zueilen oder aus demselben auslaufen. Weiter hin, vom blauen, durchsichtigen Dufte der Ferne umzogen, winkt

die Wunderstadt auf ihren sieben Hügeln, deren erhabene, zahlreiche Moscheen mit ihren hohen spitzen Minarets über die tausende in bunter Farbenmischung zu ihren Füßen liegenden Gebäude emporragen und in deren vergoldeten Kuppeln und Halbmonden sich die Strahlen der Morgensonne brechen. Ueberall in der Nähe und Ferne ein unendlicher Zauber der Natur, die hier in ewiger Jugendfülle und Schönheit prangt, und in meinem Herzen nur ein Gedanke, daß es auf Erden kein zweites Stambul giebt. So stand ich am ersten Weihnachtsfeiertage auf der Grenze zweier Welttheile, den Blick auf die Zauber der Gegend gerichtet, die ich als das schönste Geschenk ansah, das der Schöpfer der Erde bescheert.

Etwa gegen 10 Uhr, nachdem ich alle Reize der mich umgebenden Natur in mein Herz gezogen, wurden die Anker gelichtet, um in den Hafen von Konstantinopel einzulaulen. Wir hatten nicht ganz günstigen Wind und mußten daher bald hinüber, bald herüber segeln, wodurch wir sechs volle Stunden brauchten, ehe wir durch die Vorstädte nach der eigentlichen Hauptstadt gelangten; gerade so viel Zeit braucht auch ein tüchtiger Fußgänger, wenn er von Therapia aus zu Lande die Stadt erreichen will. Mir verstrichen diese Stunden schnell und angenehm, und kein Schlaf wäre mir in die Augen gekommen, auch wenn der Tag noch einmal vierundzwanzig Stunden gedauert hätte. Jeden Augenblick gingen neue und schönere Scenen an meinen Blicken vorüber, bald die Paläste des Sultans und der Großen seines Reichs, bald die einfachen Kalken der Fischer, die pfeilschnell an einander vorbeiglichen, bald die vergoldeten und prächtig geschmückten reicher und vornehmer Türken, die sich zum Vergnügen auf dem Kanale herumfahren ließen. Zuweilen fährt der Großsultan, namentlich an jedem Freitage, in einem prachtvoll geschmückten Boote nach Galata in die Moschee, die nächst der Sophien-

moschee die prächtigste der Hauptstadt ist. Und obgleich der Kanal, der die Stadt von der Vorstadt trennt, ziemlich breit ist, so geschieht die Fahrt doch so schnell, daß, wenn er kaum den Fuß in die schön gemalte Kaike gesetzt hat, diese schon bei Galata unfern des Arsenal's unter dem Donner der Kanonen landet. Die schon erwähnten Landhäuser der Türken liegen meist auf der reizenden Küste Asiens. Auch die Stadt Scutari mit ihren großen, weißen Kasernen und ihren glänzenden Häusern lacht von Asien aus einem Walde von Platanen und Cypressen freundlich herüber. Eine dieser Kasernen, die der Sultan auf Befehl Napoleons erbaut haben soll, sieht dem herzoglichen Residenzschlosse zu Gotha so ähnlich, daß ich mit einem Male mich in mein Vaterland zurück versetzt glaubte. Unweit davon befindet sich auch die prachtvolle Sommerresidenz des Sultans, durch deren unzählige Fenster man in das Innere sehen kann. Es ist ein ungeheures Gebäude in italienischem Styl mit einem platten, durch vergoldete Brustwehren verdeckten Dache, und rings um das Gebäude herrscht, wenn der Sultan es gerade bewohnt, das regste, geschäftigste Leben. Von da aus konnte man erst das eigentliche Konstantinopel sehen. Links von uns erblickten wir das Marmormeer, rechts die Vorstädte Galata und Pera. An den Thürmen der Vergessenheit und an dem Leander- oder Mädchenthurm, Kis-Kulesi, wie ihn die Türken nennen, vorüber, gelangten wir 4 Uhr Nachmittags zu dem Hafen, in welchem wir erst einlaufen konnten, nachdem die Kaike, die uns anhielt, unsere Pässe und Papiere richtig befunden hatte. Der Anblick des Hafens, in und vor welchem die Schiffe fast aller europäischen Nationen vor Anker lagen, ist bezaubernd und soll auf Erden seines Gleichen nicht weiter haben. Eine ungeheure Thätigkeit herrschte in demselben und wie Hütten neben Palästen, so hielten tausend kleine Kaiken an den gro-

fen Kriegs- und Rauffartheschiffen, die sie mit Vorräthen und Lebensmitteln versorgten. Eine derselben nahm auch mich auf und brachte mich zu meiner großen Freude an das feste Land. Ich war wie betrunken, als ich dasselbe betrat, und schwankte lange Zeit von einer Seite zur andern, ehe meine Füße, an die schaukelnden Bewegungen des Schiffes gewöhnt, wieder festen Halt auf dem Boden fassen konnten.

In Konstantinopel.

Das Innere von Galata. — Der Thurm Bujuk-Kuli. — Bukarestischer Schmutz. — Eßwaaren. — Das Hundeheer. — Das Innere von Pera. — Zudenkneipe. — Audienz beim Großvezier. — Großmuth des neapolitanischen Schiffskapitäns. — Arbeit im Arsenal und eignes Wohnhaus. — Unterhandlung mit dem Großvezier. — Das Innere der Stadt. — Consumption. — Lastträger. — Nothwendiger Besitz einer Laterne. — Ein Kaffeehaus. — Feuerlärm. — Der Grossultan Mahmud der Zweite und seine Frauen. — Spazierfahrten der Frauen. — Veranschte Soldaten. — Die Begräbnißplätze. — Fahrt an die asiatische Küste. — Der Firman. — Abreise von Konstantinopel.

Gleicht Konstantinopel, vom Bosphorus aus gesehen, einem lebenden Märchen aus Tausend und einer Nacht und wirkt es bezaubernd aus der Ferne auf das Gemüth des Beschauers, so gleicht es in der Nähe einer verwesenden Leiche und macht

einen widrigen, niederdrückenden Eindruck auf seinen Besucher. Er ist mit einem Male enttäuscht, und die grellsten Gegensätze von dem, was er früher mit Staunen und Bewunderung gesehen, treten ihm hier entgegen, statt des Goldes: Schmutz, statt der Herrlichkeit: Lumpen und Elend. Ich hatte mich gefreut auf die innere Schönheit der Stadt, deren äußere Reize sich mir einen ganzen Tag lang dargeboten hatten, aber wie staunte ich, als ich meinen Fuß in das schmutzige Galata setzte! Es zieht sich bis an den Hafen herab und ist mit einer Mauer umgeben, aus welcher zwölf Thore herausführen. Die Straßen sind uneben, holpericht und schmutzig, die Häuser meist klein und aus Holz erbaut. Ueber sie ragt der Thurm von Galata (Bujuk-Kuli) weit in die Höhe, von welchem herab man die schönste und umfangreichste Aussicht über die Stadt und den Bosphorus genießen soll. Zu Folge einer Sage soll dieser Thurm von einem Armenier erbaut worden sein, der wegen Betrügereien im Handel vom Sultan zum Tode verdammt, die Wahl hatte, sein Leben zu verlieren oder den Thurm zu bauen. Er wählte das Letzte und setzte dabei sein ganzes Vermögen zu. Der Sultan ließ auf dem Thurm, wahrscheinlich auf Anregung der fremden Gesandten, eine Schlaguhr, die erste und einzige in der ganzen europäischen Türkei, anbringen.

Während ich von einer engen und schmutzigen Straße zur andern wanderte, konnte ich mich nicht genug wundern über das europäische Aussehen der Stadt, und mir war nichts neu darin, wie die malerischen Trachten der verschiedenen Nationen, die sich auf den Bazars drängten, und das ohrenzerreißende Stimmengewirr, das daselbst herrschte; den Schmutz und die Unreinlichkeit kannte ich schon von Bukarest her. Zu Haufen lagen hier todte, schon in Fäulniß übergehende Fische zum Verkauf und verbreiteten einen unerträglichen Ge-

stank, während daneben Citronen, Pomeranzen und frische Weintrauben das Auge anlachten. Auch das Brod, welches hier zum Verkauf ausgebaut wurde, lag auf der Erde. Durch mehrere dieser Straßen, deren Ansehen sich immer gleich blieb, gelangte ich zu den Fleischbänken, die bei weitem einen bessern Anblick gewähren, als die Fisch- und Gemüse-Bazars. Die ausgeschlachteten fetten Schafe, auf den Rippen von den Schlächtern mit allerlei Zierathen versehen, waren in Reihen aufgehängt, aber allen fehlten die Köpfe, da sie nicht wie bei uns gestochen, sondern ihnen mit einem Handschar die Köpfe abgehauen werden. Am meisten bemerkenswerth ist der Fettschwanz dieser Thiere, der tellerartig gewunden ist und nicht selten 10 bis 12 Pfund wiegt. Hier war auch der Tummelplatz der tausend herrenlosen Hunde, die groß und klein, jung und alt, hier gesund und ganz, dort an Schwanz und Ohren verstümmelt oder rüdig, auf den Straßen umherlaufen und sich um die Ueberbleibsel heißen, die ihnen aus den Thüren zugeworfen werden. Sie haben fast sämmtlich keine Herren, werden auf der Straße geboren und sterben und verfaulen daselbst, ohne daß sich Jemand um sie kümmert. Zu Dagen- den liefen sie unter den aufgehängenen Schafen hinweg, rieben sich ihr rüdiges Fell an denselben und versuchten nicht selten, mit ihren gierigen Zähnen ein Stück Fleisch abzureißen. Und nie habe ich gesehen, daß ein Türke nach ihnen geschlagen oder ihnen sonst ein Leid zugesügt hätte. Ich möchte auch keinem Europäer rathen, Lies zu thun, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, entweder von den Hunden gebissen oder von den Türken übel behandelt zu werden. Trotz dem, daß ihnen täglich die Eingeweide der geschlachteten Thiere vorgeworfen werden, geschieht es nicht selten, daß sie sich unter einander selbst auffressen, ja sogar die Leichen aus den Gräbern scharren und verzehren. Während meines Auf-

enthalt's soll sogar ein Schiffskapitän, der Nachts betrunken auf der Straße lag, von ihnen gefressen und am andern Tage von ihm nichts weiter gefunden worden sein, als sein Hut, einige zerrissene und mit Blut besleckte Kleidungsstücke und die Stiefel mit den noch unversehrten Füßen. Alle in einer Straße geborene Hunde bilden darin eine Gesellschaft, die eng zusammenhält, und oft befinden sich in einer solchen Straße, wenn sie lang ist, mehrere Parteien, die beständig in offenem Kriege mit einander liegen und den mit zerrissenem Felle zurückjagen, der es gewagt hat, die Grenze zu überschreiten.

Auf dem höchsten der sieben Hügel, welche Konstantinopel bilden, liegt die Vorstadt Pera, die von Galata durch eine lange Mauer getrennt ist. Ungeachtet es ganz unregelmäßig gebaut und fast gar nicht gepflastert ist, ungesunde, enge und schmutzige Straßen hat, so haben doch hier fast alle europäischen Gesandten ihre Paläste, die sie nur auf kurze Zeit verlassen, um in dem reizender gelegenen Bujukdere ihre Wohnstzitze aufzuschlagen. Indessen unterscheidet sich sein Ansehen durch nichts von dem Galatas, es trägt dieselbe vollständige europäische Physiognomie, ist meist von abendländischen Christen bewohnt, hat mehrere katholische Kirchen und Klöster, und hier wie dort ertönt bei Tage wie bei Nacht das ohrenzerreißende Bellen und Heulen der Hunde, die hier noch zahlreicher anzutreffen sind. Als ich hindurch ging, herrschte ein reges Leben in den Straßen, die Einwohner waren eben beschäftigt, die 12,000 Häuser, die kurz zuvor abgebrannt waren, wieder aufzubauen. Eine Feuersbrunst ist in Konstantinopel nichts Seltenes, und die Häuser entstehen eben so schnell wieder, wie sie in Asche gelegt worden, da sie meistentheils nur leichte, von Innen und Außen mit Brettern vernagelte Buden sind.

Des müßigen Umhertreibens müde, suchte ich nach einem Gasthose und nach einem Deutschen, der mich zurecht weisen könnte, fand aber nur einen polnischen Juden, der mich in einer elenden jüdischen Herberge unterbrachte, in welcher ich, wohl oder übel, übernachten mußte. Am Abend fanden sich daselbst mehrere Juden ein, mit denen ich in freundschaftlichem Gespräch einige Stunden verplauderte. Als sie sich entfernt hatten, suchte ich mein Lager, nicht auf einem Bette, wie ich gewünscht, und das ich neun Wochen entbehrt hatte, sondern auf einer dürftigen Streu, die ich noch außerdem mit Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer theilen mußte.

Am andern Morgen war meine erste Frage an den Wirth: ob es möglich sei, daß ich hier Arbeit bekommen könne? und er gab mir zur Antwort, daß ich in dem Arsenal zu Topchana *) Lassetten zu Kanonen machen könne, wenn ich in dieser Arbeit geübt sei. Ich erwiderte, daß ich mich dazu gern verstehen wolle, wenn die Arbeit nur gebührend bezahlt werde. Der Wirth gab mir auf mein Ansuchen einen andern Juden zum Dolmetscher, einen sogenannten Dragoman, und dieser führte mich in den Palast des Großveziers. Nachdem wir in eine geräumige Vorhalle getreten waren, dort die Schuhe von den Füßen gezogen, und ein Thürsteher uns auf unsern Wunsch angemeldet hatte, lüftete dieser einen rothen, an beiden Seiten mit Goldfranzen besetzten Vorhang, hinter welchem sich die Thüre zum Audienzzimmer befand. Sie war geöffnet und wir traten ein. Das Zimmer war auf orienta-

*) Topchana, d. i. Kanonenwerkstatt, grenzt an Galata und liegt dicht am Hafen. Hier werden, wie der Name anzeigt, die groben Geschütze gegossen. Schon Mahmud der Zweite ließ eine christliche Kirche, die sich hier befand, zur Stückgießerei umwandeln.

lische Weise prächtig eingerichtet, aber ohne Tische, Stühle und andere bei uns gebräuchliche Möbel; der Fußboden mit Teppichen von den buntesten Farben und den prächtigsten Gold- und Silberstickereien belegt, die Wände mit herrlichen Spiegeln verziert. Rings unter denselben zog sich der Divan hin, auf welchem mit untergeschlagenen Beinen in einem rothseidenen, schwer mit Gold gestickten Kasten der Großvezier seine Pfeife schmauchend saß. Nach türkischer Art kreuzte ich meine Hände über die Brust, verneigte das Haupt und wünschte ihm einen „guten Morgen“ (Savach heirusen), den er in deutscher Sprache — die einzigen Worte, die er davon verstand — herablassend erwiederte. Hierauf begann der Dolmetscher seine Rede. Ich ließ durch ihn anfragen, ob ich in Wagnerarbeiten auf europäische Art — in welcher die Türken noch weit zurück sind — Beschäftigung erhalten könne und erbot mich zuvor, eine Probe meiner Geschicklichkeit zu liefern. Ich erhielt zur Antwort, daß ich noch heute in das Arsenal gehen und ein Rad als Probestück fertigen solle. Zugleich befahl er dem Dolmetscher, in meiner Nähe zu bleiben, um mir alles herbeizuschaffen, was mir etwa noch fehlte. Ich gab zur Antwort, daß ich erst Morgen die Arbeit beginnen könne, weil heute noch Christfest, und jeder Christ gehalten sei, den Feiertag zu heiligen; darauf empfahlen wir uns mit denselben Ceremonien, mit denen wir eingetreten waren.

Den andern Tag ging ich in den Hafen nach dem Schiffe, das mich hieher gebracht hatte, um mein darauf befindliches Werkzeug in Empfang zu nehmen. Ich wollte sogleich die Hobelbank und die andern mir zugehörigen Kisten in eine gemiethete Barke bringen lassen, um damit nach dem Arsenal zu fahren, welches dicht am Kanale, unweit einer prächtigen Moschee, liegt. Zuvor fragte ich jedoch den Kapi-

tän durch den Dolmetscher: was ich ihm für die Fahrt von Galaz bis hierher zu zahlen habe, und erhielt zur Antwort, daß ich nicht in seiner Schuld, vielmehr er noch in der meinigen stehe. Ohne mich, ließ er mir sagen, lägen alle seine Anker im Meere, da ich die Winde so gut reparirt hätte. Um mir noch seinen besondern Dank auszusprechen, ließ er mir anbieten, mich unentgeltlich nach Livorno, wohin er in 14 Tagen absegele, zu bringen, falls es mir in Konstantinopel nicht gefallen sollte. Ich dankte für seine Güte, denn ich hatte keine Lust, mich so schnell dem trügerischen Meere wieder anzuvertrauen, wünschte ihm eine glückliche Reise, wenn wir uns nicht wieder sehen sollten, und reichte ihm die Hand zum Abschiede. Er war bis zu Thränen gerührt, und auch mir wurden die Augen naß, denn die gemeinsam ausgestandene Gefahr und Todesangst hatte unsere Herzen befreundet, deren Gefühle wir leider nicht durch Worte, sondern nur durch Zeichen, durch Blicke und Mienen ausdrücken konnten. Noch nie, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, habe er, so lange er auf dem Meere fahre, solche Stürme erlebt, ich dagegen ließ ihn warnen, nie wieder zur ungünstigen Zeit das schwarze Meer zu befahren. Tiefgerührt schieden wir von einander, und um sich mir noch einmal gefällig zu beweisen, ließ er ein Boot von seinem Schiffe flott machen und, ohne eine Bezahlung dafür zu nehmen, durch seine Matrosen meine Geräthschaften nach dem Arsendale bringen. Dasselbst wurde das Werkzeug ausgeladen und nach der Werkstatt gebracht, die aus mehreren Gebäuden bestand. Unweit des Arsenal's in einer gangbaren Straße wurde mir ein ansehnliches Haus zur Wohnung angewiesen, welches dem Sultan gehörte und früher ein Kaffeehaus gewesen zu sein schien. Man überreichte mir die Schlüssel dazu, und ich ergriff Besitz davon. Dann ging ich wieder nach der Werkstätte, um die Hobelbank

und das Werkzeug in Ordnung zu bringen und das Holz, welches ich zum Rade brauchte, beizulegen. Eine Zeit lang sah ich den darin beschäftigten Arbeitern zu. Sie saßen meist mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, den Oberkörper auf das Stück Holz, welches sie bearbeiteten, fest angebrückt, welches sich auf ein anderes, in der Erde befestigtes stützte. Mühsam arbeiteten sie an einer Speiche, und um ein Rad zu verfertigen, würden sie auf solche Weise 12 bis 14 Tage zugebracht und es dennoch nur zur Nothdurft vollendet haben. Als ich mich an ihrer kümmerlichen Arbeit satt gesehen, ging ich nach meiner Wohnung zurück.

Um 8 Uhr des Morgens begab ich mich an die Arbeit, und sämtliche Arbeiter standen neugierig um mich her und konnten sich nicht genug verwundern, wie ich nur auf und an der Hobelbank das Rad verfertigte und mich nicht, wie sie, von einer Stelle zur andern herumtrieb. Selbst der Großvezier beehrte mich mit seiner Gegenwart und sah zu, wie ich arbeitete. Und als am andern Tage das hölzerne Rad fertig und sauber ausgeputzt war, kam er wieder und überzeugte sich, wie weit meine Arbeit von der türkischen verschieden war. Sodann ließ er mich fragen, ob ich geneigt sei, die in der Werkstätte befindlichen jungen Leute in die Lehre zu nehmen und die Werkstätte nach meiner Art einzurichten, und welchen Lohn ich für meine Bemühung verlange. Ich forderte monatlich 50 Kronenthaler, freie Wohnung in dem Hause, das ich bereits inne hatte, und einen schriftlichen Vertrag zur Erfüllung der beiderseitigen Verbindlichkeiten für die Dauer der Lehrzeit, die ich auf drei Jahre festsetzte, da sie in einer kürzern Zeit das Handwerk nicht erlernen konnten. Mißmuthig über diese Forderungen, schüttelte der Großvezier den Kopf, ging einige Male unschlüssig auf und ab und ließ mir endlich, außer dem freien Logis, täglich

einen Kronenthaler anbieten. Auf meine ihm zu erkennen gegebene Unlust, diesen Vorschlag anzunehmen, verließ er die Werkstätte, nachdem er mir als Lohn für die gefertigte Probearbeit erlaubt hatte, für die Dauer meines Aufenthalts in Konstantinopel frei in dem mir angewiesenen Hause zu wohnen.

Ich hatte bisher nur einige Vorstädte in Augenschein genommen, und der Anblick, die fast europäische Bauart derselben war nicht im Stande gewesen, mir einen hohen Begriff von der Hauptstadt des türkischen Reichs zu geben. Das eigentliche Konstantinopel war mir jedoch noch gänzlich unbekannt, und da ich weiter kein Geschäft hatte, als spazieren zu gehen, so verwendete ich meine Zeit darauf, alle die im Innern der Hauptstadt verborgenen Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten zu besichtigen, deren leider zu viele sind, als daß ich sie alle hätte im Gedächtniß behalten oder gar näher beschreiben können. — An großen öffentlichen Plätzen ist Konstantinopel arm, der vorzüglichste ist der Atmeidan, wo die vornehmen Türken ihre Reiterübungen halten und in dessen Mitte ein 60 Fuß hoher granitener Obelisk steht. Uebrigens ist mancher Marktplatz in kleinern deutschen Städten größer, denn der Atmeidan ist nur 250 Schritte lang und 150 Schritte breit. Von der Menge Moscheen — es sollen gegen 500 sein — fiel mir die ungeheure Mja Sophya, die ehemalige Sophienkirche, mit ihren vier Minarets am meisten auf. Im Innern soll sie prächtig sein, ihr Aeußeres ist eine unschöne formlose Masse wunderbarlich durch und an einander gebaut. In der Nähe des Atmeidan ist die prächtige Moschee des Sultan Achmed mit sechs Minarets, ein imposantes Gebäude.

Die schönste aller Moscheen, wenn auch nicht die größte, ist die auf dem dritten der sieben Hügel gelegene Suleimanie,

hinsichtlich der äußeren Verhältnisse und des würdigen Bau-
stils unstreitig das schönste Gebäude Konstantinopels. Außer-
dem sind noch fünf bis sechs Moscheen durch Größe und
Schönheit ausgezeichnet. Von merkwürdigen Gebäuden ist
mir das Schloß der sieben Thürme — es hat jetzt deren nur
noch sechs, da ein Erdbeben einen umgeworfen — vorzüglich
erinnerlich. Es ist ein fünfeckiges, sehr großes Gebäude, ge-
wissermaßen eine Festung von sehr alter Bauart, an jeder
Ecke ein Thurm (hier fehlt einer) und in der Mitte zwei.
Die Thürme sind nicht von gleicher Höhe.

Diese Plätze und Gebäude, wozu auch die großen Khane
und Bazars gehören, abgerechnet, bietet das eigentliche Kon-
stantinopel denselben Anblick, wie die Vorstädte. Die Stra-
ßen sind hier eben so eng, schmutzig und von einem fortwäh-
renden Pesthauche durchzogen, wie dort, und nur belebter
durch die Menschenmassen, die sich auf den Trottoirs an den
Seiten der Häuser drängen und stoßen, da in der Mitte der
Straße der Schmutz so groß ist, daß man bei jedem Schritte
Gefahr läuft, darin stecken zu bleiben. Einzelne Häuser, un-
ter denen das Trottoir hinwegläuft, haben hervorspringende
Erkerfenster und bieten ein stattliches Ansehen, die meisten sind
jedoch nur elende Hütten, die jeden Augenblick den Einsturz
drohen und von der ärmsten Klasse bewohnt sind. Konstan-
tinopel soll über eine Million Einwohner zählen, was wohl
möglich ist, und der Bedarf an Getraide soll sich, wie man
mir versichert hat, täglich auf 70,000 Malter belaufen. Diese
ungeheure Angabe gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man
bedenkt, wie viele tausend Schiffe jährlich aus allen Weltge-
genden in den Hasen Konstantinopels einlaufen und daselbst
stationiren, und wie viel Centner Brod nur ein einziges
Schiff als Proviant für die Rückreise braucht.

Eine der ärmsten Klassen der Bevölkerung bilden die

Lastträger, welche das Gepäck bald vom Hafen her-, bald zu demselben hintragen. Es sind größtentheils Armenier oder Türken, von anscheinend schwächlichem Körperbau, aber von so außerordentlicher Kraft, daß ein Einzelner oft Ballen von mehreren Centnern die steilen Straßen hinaufzutragen vermag. Sind die Ballen zu groß und schwer, daß sie Einer allein nicht tragen kann, so haben sie eigens zubereitete Stangen, auf welche sie die Last legen, sodann wird jede Stange von zwei oder mehreren Personen gefaßt und der Ballen auf diese Weise langsam an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Dabei singen sie nach einer einfachen Melodie das Wort: *Hiamo*, das die Vorderen anfangen und die Hinteren wiederholen, und dieses Singen geschieht aus dem Grunde, damit die Fußgänger in den engen Straßen ihnen bei Zeiten ausweichen. Mehrentheils gehen sie barfuß und schlecht, aber leicht gekleidet, und ihr Leben, das sie allein durch das Lasttragen fristen, ist nicht das beste und angenehmste, denn oft hat Einer vom Ertrage seiner mühevollen Arbeit noch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Dennoch sind sie munter und vergnügt. Diese Lastträger findet man in allen Theilen der Stadt und der Vorstädte, da, wie ich schon bemerkt, die meisten Straßen so eng und unregelmäßig sind, daß kein Fuhrwerk durch sie hindurch kommen kann.

Geht man des Nachts durch eine solche Straße, so ist man genöthigt, eine papierne Laterne bei sich zu führen, und wer dieses versäumt, läuft Gefahr, von einer Patrouille aufgegriffen und auf die Wache, die sich in den Thoren der Vorstädte befindet, gebracht und daselbst bis zum Morgen festgehalten zu werden. Ist der so Ergriffene ein Franke, so wird er ausgefragt, zu welcher Gesandtschaft er gehöre, und sodann dahin ausgeliefert, um strenge Rechenschaft von seinem nächtlichen Umhertreiben in den Straßen abzulegen. Will es das

Unglück, daß gerade in dieser Nacht ein Verbrechen begangen worden ist, so kann er leicht für den Thäter gehalten, und obwohl er unschuldig ist, dafür bestraft werden, wenn er nicht die genügende Auskunft über den Zweck seiner nächtlichen Wanderung angeben kann. Deshalb wird jeder Fremde, welcher Konstantinopel betritt, sogleich darauf aufmerksam gemacht, des Nachts eine Laterne bei sich zu führen, damit er sich keiner Verlegenheit aussetze.

Nachdem ich mehrere Straßen durchwandert hatte, die theils vom regsten Leben, theils von einer drückenden ängstlichen Stille erfüllt waren, trat ich müde und hungrig in ein elegantes Kaffeehaus, in welches man mich auf meine Nachfrage führte. Es wimmelte darin von Gästen der verschiedensten Nationen, und obwohl ich schon viele Städte durchwandert und die Eigenthümlichkeiten manches Volkes in Sitte, Tracht und Sprache kennen gelernt hatte, so war mir doch eine solche Mannigfaltigkeit der Trachten und Sprachen bisher nicht vorgekommen. Unverstanden gingen die fremdartigen Laute an meinem Ohre vorüber, und ich stand mitten in der Verwirrung, nicht wissend, an wen ich mich wenden sollte, bis sich einer aus der Gesellschaft meiner annahm. Von ihm erfuhr ich, daß hier vierzehn Sprachen zugleich gesprochen wurden, nämlich Türkisch, Arabisch, Griechisch, Italienisch, Englisch, Französisch, Russisch, Serbisch, Ungarisch, Wallachisch, Polnisch, Spanisch, Portugiesisch und Deutsch. Selbst Kinder von 4 bis 5 Jahren, die sich daselbst aufhalten, um die Bedürfnisse zu verabreichen, reden nicht selten, von Jugend auf daran gewöhnt, vier bis fünf Sprachen, aber nur äußerst selten Deutsch, da nur wenige Deutsche sich in Konstantinopel befinden. Wie ich meinen Hunger an den dargereichten schmackhaften Speisen sättigte, so mein Auge an den malerischen Trachten der verschiedenen Nationen und an den kostbaren

reichen Verzierungen der Zimmer. Abends in meinem Hause angelangt, war ich durch die vielen verschiedenen Eindrücke, die ich in mir aufgenommen, so aufgereggt, daß ich nicht einschlafen konnte und nur in einen unruhigen Schlummer versiel. Plötzlich schreckt mich der Ruf von Menschenstimmen empor, ich schaue rasch aus dem Fenster, der Himmel gleicht einem Feuermeere. An zwei verschiedenen Enden der Stadt zugleich war Feuer ausgebrochen, aber die Einwohner bemühten sich nicht sehr, dasselbe zu löschen. Die Löschanstalten sind aber auch in einem erbärmlichen Zustande, und die elenden Spritzen werden von den dabei Angestellten unter furchtbarem Geschrei auf den Achseln nach dem Ort des Feuers getragen. Ihre Wirksamkeit ist indessen wegen des beschränkten Raumes in den Straßen nur sehr gering, und die Feueraufseher begnügen sich meistens damit, so lange an die benachbarten Häuser zu schlagen, bis die Bewohner erwachen und entweder zu Hülfe eilen oder ein Licht anzünden. Daher geschieht es gar oft, daß es in einer Vorstadt brennt, während man in einer andern nichts davon weiß. Selten vergeht eine Nacht in Konstantinopel, in welcher die Einwohner durch Feuerruf nicht aus dem Schlafe gestört werden, doch sind die Brände nur von geringer Bedeutung, und so große Feuersbrünste, wie die war, durch welche ein Jahr vor meiner Ankunft ein großer Theil der Vorstadt Pera in Asche gelegt wurde, kommen nicht oft vor. Die in jener Nacht war bald gedämpft; es waren nur einzelne Bretterhütten, und ich suchte, beruhigt über jede fernere Gefahr, mein Lager wieder.

Den andern und die folgenden Tage verbrachte ich in denselben Beschäftigungen, wie den ersten, und da ich eines Tages gehört hatte, daß der Sultan auf dem neuerbauten Dampfschiffe eine Spazierfahrt auf dem Bosphorus und nach Asien hinüber machen würde, so versäumte ich nicht, mich bei

Zeiten an der hohen Pforte einzufinden. Dies ist nämlich das durch nichts sonderlich ausgezeichnete Thor, welches aus der Stadt in das neue Serai führt. Dieses Serai, die Residenz des Sultan, besteht aus einer Menge Paläste von verschiedener Größe und Pracht, die auf drei Höfen oder Plätzen vertheilt sind, und hat selbst den Umfang einer Stadt. Vom Ufer des Hafens und des Meeres steigen die prachtvollen Gebäude des Serai's, von Bäumen und Büschen umgeben, höchst malerisch den Berg hinauf. Hier ist es von der Stadt durch eine hohe Mauer getrennt, durch welche jenes Thor, „die hohe Pforte,“ von welcher die ganze türkische Regierung den Namen geliehen, führt. Der große freie Platz vor derselben war mit Soldaten und einer schaulustigen Menschenmenge angefüllt, die die Augen unbeweglich auf das geöffnete Thor des Serai's richteten. Kaum hatte ich mich durch dieselbe gewunden, und mir ein Plätzchen am Springbrunnen erkämpft, als der Sultan, umgeben von den Großen seines Reiches, aus der Pforte ritt. Er war ein Mann von mittlerer Größe, ein Vierziger, mit einer Adlernase, einem scharfen, durchdringenden Blick und einem 7 bis 8 Zoll langen, glänzend schwarzen Barte und von bräunlicher Gesichtsfarbe, wie ein Zigeuner. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, hinten mit einem Capucinerbeutel, blaue Sackhosen, rothe Schuhe und statt des Turbans einen rothen Fes mit einer Troddel von Gold und Edelsteinen. Seine Frauen, die später erschienen und dem Zuge nachfolgten, waren nicht mehr ganz, sondern nur halb verschleiert. Meistentheils schwarz gekleidet, trugen sie über dem Kopf ein weißes Tuch, das ihnen in das Gesicht herabhing. Ein anderes Tuch, welches die Brust bedeckte, reichte bis über den Mund herauf. Ueber dem weißen Kopfstuch hing der große seidene Schleier, der hinten und zu beiden Seiten bis auf die Erde reichte. Sie trugen weiße, auf dem

Fuß zusammengeschnürte Pantalons und gelbe Schnürstiefel. Die Farbe ihres Gesichts, so weit man dasselbe sehen konnte, war schneeig weiß, der Blick der Augen scharf und feurig. Langsam und mit kleinen Schritten gingen sie hinter einander her, wie Gänse. Die andern türkischen Frauen unterscheiden sich von denen des Sultans nur wenig. Wenn die türkischen Frauen ausfahren, so geht dies ebenfalls sehr langsam von Stat-ten. Vor dem mit Ochsen bespannten Wagen geht ein Mann her, der die Thiere an einem Stricke nach sich zieht. Zwischen den Hörnern tragen diese einen Federbusch, ihre Schwänze sind mit rothen Bändern aufgeputzt, und auf ihren Rücken liegen kostbare, mit goldenen Quasten und Schellen verzierte Decken. Die Wagen sind geräumig, mit Malerei und Vergoldung überladen, aber von einer schlechten Bauart. Ein ringsum mit Goldperlen und Troddeln besetztes rothes Tuch ist zeltartig darüber ausgespannt, und rund um denselben laufen Fenster, durch die man jedoch nicht in das Innere sehen kann, da sie meist mit dichten Gardinen verhängt sind. Oft sitzen in einem solchen Wagen 6 bis 8 Frauenzimmer mit untergeschlagenen Beinen lachend und plaudernd beisammen. Ihre Spazierfahrten sind jedoch nur auf die großen Plätze und breiten Straßen der Stadt beschränkt, da solche in den engeren unmöglich stattfinden können. Die Männer fahren niemals auf solche Weise; sie ziehen das Reiten vor und lieben es vorzüglich, im schnellsten Trabe durch die Straßen zu jagen, doch so, daß ihnen jedesmal ein Käufer vorangeht, der die Fußgänger auszuweichen bittet.

Auf meinen Wanderungen wieder in die Vorstadt Galata gelangt, sah ich dort ein Schauspiel eigener Art. Der eben im Kriege mit dem Pascha von Aegypten begriffene Großsultan hatte den Soldaten, wahrscheinlich damit sie mehr Muth bekommen sollten, Wein zu trinken erlaubt, und diese hatten,

das Gesetz des Propheten nicht achtend, von dieser Erlaubniß den unumschränktesten Gebrauch gemacht. Zu Hunderten lärmten und taumelten sie auf den kleinen Schiffen umher, die so dicht am Lande vor Anker lagen, daß man mittels eines Brettes auf sie gelangen konnte. Die Meisten waren in einem solchen Zustande der Trunkenheit, daß sie von dem Brette und selbst von dem Schiffe herab zum großen Ergötzen der Umstehenden ins Meer fielen. Sogleich aber waren die Griechen, die den Wein verkauften, im Wasser, fischten die auf diese Weise innen und außen Durchnähten wieder auf, und brachten sie in die dem Strande zunächst gelegenen Häuser. Der Wein war sehr gut und äußerst billig, denn für einen Groschen nach unserem Gelde kann man ein Maas des besten Cypereins erhalten und sich daran leicht berauschen, wenn man ihn nicht gewohnt ist.

Will man der drückenden, stickenden und ungesunden Atmosphäre Konstantinopels entgehen und freie Luft schöpfen, so kann man das nirgends besser, als auf den großen geräumigen Gottesäckern, die sich über der Stadt und den Vorstädten hinziehen. Man gelangt durch die „lange Gasse“ von Pera nördlich dahin und befindet sich selten und vorzüglich des Abends nie allein. Die Verwandten der Verstorbenen besuchen fast täglich die mit einfachen Denksteinen verzierten und von dunkeln Cypressen überschatteten Gräber und geben sich daselbst weniger den Gefühlen der Trauer und den Erinnerungen an die Todten, als dem Genuße der Freude hin; man vergißt sie bei Gesang und Saitenspiel und im Genuße der Erfrischungen, die überall hier geboten werden. Was mich am meisten wunderte, war, daß man, trotz der rauhen Jahreszeit, daselbst frische Weintrauben, Citronen, Pomeranzen und andre Südfrüchte in Menge und zu dem billigsten Preise bekommen konnte.

Auf dem Gipfel des Hügels steht nämlich ein Kaffeehaus, wo die Bevölkerung von Pera und Galata zusammenströmt. Da giebt es denn eine Menge der schönsten Griechen- und Frankenmädchen, auch junge hübsche Frauen zu sehen, die nichts weniger als verschleiert und zurückhaltend sind. Der große Rasenteppich ist mit singenden, tanzenden, kosenden Gruppen besetzt.

Aber auch dem bloßen Liebhaber der schönen Natur werden hier die höchsten Genüsse geboten, denn der Horizont, der sich seinem Blicke öffnet, ist schier unermesslich und über alle Beschreibung herrlich. Man sieht ganz Konstantinopel, den Hafen, das Marmormeer mit seinen Inseln zur Rechten unter sich, gegenüber die lange vielgebogene Küste von Asien mit dem sanft aufsteigenden Scutari, den Schlössern, dem Leanderthurme, links den Kanal und in der Ferne das schwarze Meer. Dieses Panorama ist unvergleichlich groß und erhaben schön. Die stete Bewegung von so vielen Schiffen aller Größe, von schön geschmückten Barken, Booten, Raifken giebt dem Bilde das Leben eines Jahrmakts auf dem Meere. Die Spitze des Serai's tritt weit in's Meer hervor, die Sonne glänzt in den Kuppeln der Minarets und in den Fenstern der Moscheen und Schlösser, die sich immer höher hintereinander aufbauen, und dazwischen die herrlichen Cypressen-Gruppen und die Fülle des überall quellenden Laubwerks in und um der Stadt. Welche malerischen Contraste! Man sollte Konstantinopel stets nur von hier oder Asien aus sehen und es nie betreten, um nicht so schmällich aus seinem Entzücken zu fallen.

Wenn man nun diese Begräbnißplätze besucht, so findet man zuerst rechts den griechischen, links den armenischen Gottesacker, bis man endlich zum türkischen kommt. Der griechische ist wenig von den europäischen Begräbnißplätzen ver-

schleden; die Gräber sind meist mit platten viereckigen Steinen bedeckt. Der armenische ist mit einem verschobenen Viereck von Maulbeerbäumen und einer Menge Cypressen und Tannen besetzt. Die Gräber sind zuweilen mit hohen Sarkophagen von Marmor verziert. Der türkische endlich ist ganz unregelmäßig mit Cypressen bepflanzt, auch sind die Gräber ohne Ordnung über den ganzen Platz hin verstreut. Die der Reichen sind mit steinernen Turbanen und prächtigen Sarkophagen versehen, die der Armen mit einfachen hölzernen Kreuzen oder mit gar nichts. Einige sind mit Mauern oder hölzernen Umfriedigungen umgeben, zum Zeichen, daß es Familiengräber sind. Nirgends habe ich so hohe, alte und herrliche Cypressen gesehen, wie hier. Ihre Wurzeln werden freilich von den Ueberresten unzähliger Geschlechter genährt. In der Nähe dieser Begräbnißplätze liegt am Hügel hinab die fast ganz von Griechen bewohnte Vorstadt Dimitri. Türkische Begräbnißplätze finden sich auch noch an mehreren andern Orten.

Hat man Lust, einige Piafter daran zu wenden, und, vorzüglich im Sommer, auf dem Kanale nach dem Marmormeere, oder was noch angenehmer ist, nach dem schwarzen Meere und an Bujukdere, wo die Gesandten wohnen, vorüber spazieren zu fahren, so verschafft man sich einen Genuß, den die übrige Welt in dieser Vollkommenheit nicht mehr bietet. Das reizende Wiesenthal von Bujukdere ist ein großer wilder Garten, mit den herrlichsten Platanen, Granaten und Mandelbäumen bepflanzt. Hinter den niedlichen Landhäusern steigen terrassenförmig prächtige Gärten empor, vorn zieht sich der stets belebte Kanal mit seinen lieblichen Ufern hin, und jedes Landhaus hat seinen eigenen Kai, der einen Vorsprung macht und als Seeterrasse dient. Die Kais sind stets mit feiner europäischer Gesellschaft besetzt, vorzüglich Abends, wenn der

Mond seinen Zauberglanz über die Wogen des Bosporus streut.

Drei Tage, bevor ich Konstantinopel verließ, indem ich im Begriff war, über Adrianopel und Belgrad nach Deutschland zurückzukehren, fuhr ich, damit ich sagen konnte, daß ich auch in Asten gewesen sei — denn ich dachte damals nur an die Heimath und an keine weitere Reise — von Galata wieder nach Konstantinopel, von wo aus alle Tage eine Kaitke nach Becusz abgeht, welches weiter rechts hinaus nach dem schwarzen Meere zu, aber auf der asiatischen Seite liegt. Dasselbst war eben damals eine Tuchfabrik von einem Deutschen errichtet worden, in der sich mehrere deutsche Arbeiter befanden. Die Plätze in der Kaitke waren schon alle besetzt bis auf einen, dessen Raum sehr klein war. Die Einrichtung war nicht wie ich glaubte, man konnte die Füße nicht herunterhängen, viel weniger ausstrecken, sondern mußte auf türkische Art die Beine unterschlagen. Dies wurde mir sehr beschwerlich. So dauerte es vier Stunden. Ob die Ansichten noch so schön, der Tag noch so freundlich war und die Delphine noch so dicht am Schiffchen sich erhoben, daß man sie beinahe mit der Hand erreichen konnte, so war ich doch nur mit meiner Qual beschäftigt, vier Stunden lang zu sitzen, ohne mich regen zu können, was unser Einer nicht gewohnt ist, ich aber doch aushalten mußte, um nicht mit den Türken in Streit zu gerathen.

Als ich mich, in Becusz angelangt, nach der Fabrik begeben wollte, ging ich an einem Thurme vorbei, auf welchem ein Türke stand, der sich die Ohren zuhielt und furchtbar zu schreien anfing. In der Meinung, daß irgendwo Feuer ausgebrochen sei, sah ich mich um, gewahrte aber nichts und ging nach der Fabrik, wo ich freundlich aufgenommen wurde und das Vorgefallene sogleich erzählte. Darauf wurde mir

gesagt, daß der Türke zum Gebet gerufen habe. Ich mußte mich hier aufhalten bis um drei Uhr des andern Tages, da die Barke nicht früher nach Konstantinopel zurückfuhr. Becusz ist ein unbedeutendes Vorstädtchen. Der Palast, in welchem die Fabrik errichtet war, war schon ein ansehnliches Schloß und lag hinter Alleen in einer schönen Gegend, etwa eine Viertelstunde von Becusz entfernt.

Wieder in Konstantinopel gelandet, ging ich noch einige Stunden in der Stadt spazieren und dann zum Hafen hinab, um mich nach Galata übersetzen zu lassen. Dasselbst angekommen, begab ich mich sogleich auf die österreichische Kanzlei in Pera, in der Absicht, visiren zu lassen. Auf meine Angabe, daß ich über Adrianopel und Philippopolis nach Belgrad zu reisen gedenke, wurde mir ein Firman angeboten. Dies ist ein Schutzbrief des Großsultan, den jeder Türke mit der größten Ehrfurcht respectirt, und dessen Besitzer alle türkischen Häuser offen stehen. Man versicherte mich, daß er mir sehr gute Dienste leisten würde, besonders da, wo ich über Nacht bleiben wolle.

„Doch sollen Sie nicht dazu beredet werden,“ setzte der österreichische Secretair hinzu, „weil ein solcher 60 Piafter*) kostet, die bei einem Handwerksburschen meist selten sind, zumal wenn er keine Condition gefunden hat und wieder zurückreisen muß, wie es bei Ihnen der Fall ist. — Doch hat man mir gesagt,“ fuhr er fort, „daß Ihnen für den Tag ein Kronenthaler geboten worden, und Sie doch nicht dafür haben arbeiten wollen.“

„Das steht wohl bei mir,“ entgegnete ich kurz, „ob ich arbeiten will oder nicht, und ebenso, ob ich einen Firman

*) 4 Thaler Pr. Cour.

nehme oder nicht. — Doch verzeihen Sie! wenn ich ihn nehmen muß, warum nicht?“

„Nein, Sie brauchen ihn keineswegs zu nehmen, doch ich meine es zu Ihrem Besten. Sie kriegen auch ein kleines Teskereh *) unentgeltlich, womit Sie ebenfalls reisen und welches Sie, wo Sie angehalten werden, vorzeigen können. Aber damit können Sie, wo keine Christen wohnen, Nachts auf der Straße liegen bleiben. Den Firman aber zeigen Sie, wenn Sie in eine Stadt oder in ein Dorf kommen, vor, erfragen das Haus des Wojewode (Richter, Oberhaupt des Ortes), bieten ihm einen Gruß und sagen: „wer hier Honack,“ d. h., gieb mir ein Nachtlager. Und will er nicht, so zeigen Sie ihm diesen Firman, da werden Sie gleich ein Nachtlager haben.“

„Nun gut! dann bitte ich, wollen Sie mir einen Firman zukommen lassen.“

„O ja, aber er muß erst ausgefertigt werden, und das dauert noch zwei Tage.“

„Sie entschuldigen, mein Wanderbuch ist ja schon visirt.“

„Das thut nichts, und wenn Sie noch acht Tage hier bleiben wollen; nach dem fragt Niemand. Hier zu Lande hat man nur türkische Schriften aufzuweisen.“

„Dann werde ich in zwei Tagen wieder kommen,“ sagte ich, indem ich mich empfahl.

In dieser Zeit fanden sich noch zwei deutsche Reisegefährten zu mir, ein Sachse und ein Hanauer, beide Schuhmacher.

Der Firman **) war zur bestimmten Zeit ausgefertigt;

*) Vorweiskarte.

**) Siehe Beilage I.

da jedoch die beiden Schuhmacher ihre angefangene Arbeit noch nicht vollendet hatten, so mußte ich noch etliche Tage warten, weil ich doch nicht gern in der Türkei allein reisen wollte. Darauf sagte der Hanauer, er sei dem Meister noch gegen 30 Piafter schuldig, ob ich ihm nicht aushelfen wolle, damit er nur einmal aus Konstantinopel wegfäme, in Adria-nopel wolle er arbeiten und mir das Geld wiedergeben.

„Dies sollen Sie haben, und Ihr beide sollt frei reisen, wenn Ihr mir mein Gepäck tragen helfst, daß ich nicht ein Saumthier zu miethen brauche, und von meinen Instrumenten nur das Eisenwerk mitnehmen kann, das Andere will ich gern zurücklassen.“

Beide waren es zufrieden, und so verließen wir am 9. Januar 1832 die Stadt, die einst — und vielleicht ist dieser Zeitpunkt nicht sehr fern mehr — die Beherrscherin von Europa und Asien sein wird, wenn kein Türke und keine Pest mehr in ihr hausen. Ich hatte 15 Tage in ihr zugebracht.

Reise nach Adrianopel.

Ein Aufenthalt. — Abfall des Sachsen. — Muscheln. — Wendepunkt der Russen im türkischen Kriege. — Unangebaute Gegend. — Erste Wirkung des Firman. — Schlechter Weg. — Wunderbare Menge von Vogelnestern. — Nachtquartier und Abenteuer im Hause eines spißbübischen Griechen. — Flucht und sicheres Nachtquartier in einem Kaffeehause. — Tagelange vier Stunden. — Unterschied zwischen Türken und Griechen. — Nachtquartier auf einem rumilischen Meierhose. — Ueble Folgen eines Gewitters. — Vergebliche Nachfrage nach Erleichterung. — Knabenspiel. — Mein erstes und letztes Tabakrauchen in der Türkei. — Stets getäuschte Hoffnung. — Brunnen am Wege. — Uebermalige gute Wirkung des Firman. — Reizender Anblick von Adrianopel.

Beinahe am Ausgange der Stadt besuchten wir noch einen Deutschen aus Krakau, welcher Werkführer in einer Lederfabrik war, jetzt aber nicht mehr lebt. Er hatte auf mehrere Jahre einen Contract abgeschlossen und eine schöne Zahlung erhalten, und als die türkischen Lehrlinge selbst arbeiten konnten, soll man ihn durch Gift, das man ihm in den Kaffee gethan, aus dem Wege geräumt haben. Dieser gute Mann ließ uns denselben Tag nicht weiter reisen, sondern erst am folgenden. Als

wir nun im Begriff waren fortzugehen, machte der Sachse die Entschuldigung: er sei unwohl. Ich ließ ihn das nicht zweimal sagen und bat ihn, meine Sachen abzupacken. Es war ein Couvert *) dabei, das ich ungern verkaufte — alles andre Entbehrliche war schon verkauft — doch mußte es springen, obgleich es uns während der Nacht gute Dienste hätte leisten können. Etliche Instrumente mußte ich selbst noch tragen. Der Hanauer, obgleich damals in schlechtem Zustande, war dennoch ein sehr bescheidener Mensch und begrüßte den Sachsen auf eine üble Weise, anstatt ihm Lebewohl zu sagen. Ich dankte dem Werkführer herzlich für sein Nachtlager und das Uebrige, wofür er durchaus keine Bezahlung annahm; und so verließen wir beide das große und merkwürdige Stambul, die schönste und häßlichste Stadt der Erde, und wandelten auf der Straße nach Adrianopel. Bald gelangten wir nach Stefani, und am Abend desselben Tages nach Kutschuk-Eschekmedsche**), einem kleinen, am Marmormeeere gelegenen Städtchen, worin wir übernachteten. In der ersten Frühe des andern Morgens setzten wir unsern Weg weiter fort, der so nahe am Meere vorbeiführte, daß ihn die Wellen oft bespülten und unsre Schuhe benetzten. Im Sande des Ufers lagen tausende, von dem Meere ausgeworfene Muscheln, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einige derselben mitzunehmen, obwohl ich schon an meinem Bündel schwer genug zu tragen hatte. Das Ziel unsrer heutigen Wanderung, ein am Meere gelegenes Städtchen, hatten wir beständig vor Augen, und doch mußten wir uns daran halten, es noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, obwohl es nur wenige Stunden von dem Orte, wo wir zuletzt übernach-

*) Eine wattirte Decke, türkisches Deckbett.

**) Kutschuk bedeutet klein, Bujuk groß in türkischer Sprache.

tet hatten, entfernt war. Die sandigen Wege und die Last auf dem Rücken hatten unsere Kräfte so erschöpft, daß wir, in einer Herberge angekommen, uns sogleich auf eine hölzerne Bank ohne irgend eine Unterlage hinstreckten, mit dem festen Entschluß, am andern Morgen keine Muscheln mehr zu sammeln.

Etwa zwölf Stunden von Konstantinopel entfernt, zeigte man uns ein großes Gebäude, in welchem die russische Kavallerie, während des Krieges mit der Pforte, fouragirt hatte. So nahe also standen die Russen vor den Thoren Konstantinopels, und es wäre nach meiner Ansicht ein Kleines gewesen, der Herrschaft der Türken in Europa ein Ende zu machen, wenn es die andern europäischen Mächte zugelassen hätten, was noch heutigen Tages zu bedauern ist. Keine Macht ist in der Türkei so gefürchtet, wie die russische.

Unser heutiger Weg führte durch fruchtbare Ebenen, aber es thut dem Auge wehe, sie so wüst und öde daliegen zu sehen. Wilder Wein wächst hier in Menge und auch andres mir unbekanntes Gesträuch, das jedoch von Unkraut so überwuchert ist, daß es darunter ersticken muß.

Gegen 8 Uhr des Morgens gelangten wir an eine ungeheure, wohl aus mehr als 30 Schwibbögen bestehende Brücke, unter der sich einst eine Bande Räuber aufgehalten haben soll, die auch darunter gefangen und den Händen der Gerechtigkeit überliefert wurde. Ehe wir die Brücke betraten, wurden von einer Wache unsere Leskerehs visirt; ich hielt ihr auch meinen Firman vor, vor welchem sie sich verneigte, ohne jedoch etwas darauf zu bemerken, weil das Nöthige schon in Konstantinopel geschehen war. Jenseits der Brücke wendete sich der Weg vom Meere ab, wurde aber immer schlechter, da er weder ein richtiger Fußsteig, noch ein Fahrweg war. Die Güter werden nämlich in der Türkei nicht

auf Wagen, sondern auf Eseln, Pferden und vielfältig auch schon auf Kameelen transportirt. Der Boden war ungleich, ohne ergiebig zu sein, und hie und da mit Gebüsch bestanden, aus welchem sich einige größere Bäume erhoben. Mit Stauen betrachtete ich die fabelhafte Menge von Vogelnestern in denselben, deren ich auf einem laublosen Baume mehr als hundert zählte. Der Baum erschien mir wie ein Wunder, und ich habe auf meinen ferneren Reisen nie wieder etwas Aehnliches gesehen.

Gegen Abend gelangten wir nach Bujuk-Tschekmedjche, und beschloßen daselbst zu übernachten. Mitten in einer Straße sahen wir uns von einem vor der Thüre seines Hauses stehenden Griechen befragt, ob wir Christen wären, und auf Bejahung dieser Frage ersuchte er uns, bei ihm über Nacht zu bleiben. Ich fragte ihn, ob er Wein habe und was das Maas koste, und bestellte, als ich den Preis äußerst billig fand, ein Abendbrod und ein Nachtlager. Sogleich führte er uns durch mehrere Winkel seines Hauses nach einem Viehstalle, aus dem wir auf einer schlechten Stiege in ein verräuchertes, finstres Kämmerlein ohne Fenster gelangten. Da standen wir von Finsterniß umhüllt, nicht wissend, in welche Hände wir gerathen waren. Doch behielten wir frohen Muth. Der Hanauer war stark, er hatte einst in Bukarest ein ganzes Zimmer von tobenden Menschen geräumt und fürchtete sich auch nicht, es heute noch mit einem halben Duzend aufzunehmen.

„Ich bin schon in manchem verdächtigen Hause gewesen,“ sagte ich zu ihm, „aber in einem solchen noch nicht. Doch laß es nur gut sein; wir werden uns schon helfen. Geh und hole ein Licht, wir müssen erst etwas essen und trinken, um tüchtig dabei zu sein, wenn man uns etwa zu Leibe will.“

Der Hanauer ging und kam bald mit einem Maas Wein

zurück, das jedoch geleert war, ehe wir noch das Essen erhielten. Er ging noch einmal, um eine andere Flasche zu holen, und brachte die Nachricht, daß in der untern Stube 7 bis 8 verdächtige Gestalten gefessen, die ihn mit den Augen von Kopf bis zu Fuß gemustert hätten.

„Laß Dir's nur munden und habe keine Furcht,“ sagte ich, „aber geh noch einmal hinab, setze den Wirth tüchtig zur Rede, daß er uns so vernachlässigt, und befehl ihm, das Essen sogleich zu bringen, damit uns nicht der Wein zu Kopfe steigt, ehe er einen Grund im Magen findet.“

Der Hanauer ging zum dritten Male und kehrte bald mit dem Wirth zurück, der eine frugale Mahlzeit, aus Schaffkäse und an der Luft getrockneter Rindswurst bestehend, auftrug. Ersterer mochte noch passiren, letztere war jedoch nicht zu genießen. Dem Hanauer war trotz seiner Körperstärke beim Anblick der Gestalten in der untern Stube aller Appetit vergangen, und nur erst auf mein dringendes Zureden und wiederholtes Darreichen der Flasche, die er nie ausschlug, langte er vom Käse zu, hatte aber kaum den ersten Bissen verschluckt, als vier Griechen in die Stube traten. „Da stehst Du nun! Sie rücken uns schon näher!“ flüsterte er mir zu. Ich ließ mich jedoch nicht stören, sondern trank den Griechen zu und lud sie ein, unser Abendessen mit uns zu theilen, was sie jedoch ausschlugen. Die Flasche wurde dagegen von ihnen hastig geleert, und der Hanauer holte eine dritte. Kaum hatte er sie wieder auf den Fußboden gesetzt — Stühle waren nicht in der Stube — so erschienen auch die vier andern Griechen aus der Unterstube. Einer von ihnen, dem äußern Ansehen nach der Stärkste, griff sogleich nach der vollen Flasche, aber ehe er sie noch zum Munde führen konnte, hatte sie ihm der Hanauer, dem der Muth plötzlich gekommen war, wieder entrisen und auf den Tisch gestellt. Zornig führte der Grieche einen Stoß

nach ihm, aber ehe er sich versah, hatte ihn der Hanauer gepackt und kräftig zu Boden geworfen. Solch ein wunderlicher Mensch war dieser mein Reisegefährte. Erst muthlos und verzagt wie ein Kind, und im Augenblick, wo's galt, rasch entschlossen, Feuer und Flamme, alle Rücksichten vergessend und seiner Riesenstärke ohne Ueberlegung freien Spielraum gebend. Die zuerst gekommenen Griechen klopfen ihn Beifall lächelnd auf die Achsel, als habe er ein gutes Werk gethan, doch die später angekommenen machten mürrische Gesichter und sprachen eifrig unter einander, ohne daß wir ihre Worte verstanden und daher nicht wußten, was sie im Schilde führten. Während der Zeit hatte der Wirth Betten gebracht, die einzigen, die ich in der Türkei erhielt, sie am Fußboden ausgebreitet, und der Hanauer und ich hatten uns darauf gestreckt. Die Griechen lagerten sich auf der bloßen Erde. Wir hatten ihnen anbefohlen, das Licht nicht auszulöschen, und stellten uns nun an, als schliefen wir. Nach ungefähr einer halben Stunde erhob sich einer der Griechen, schlich an uns heran, beugte sich zu uns herab und horchte, ob wir wirklich schliefen, und da wir tüchtig schnarchten, stieß er seinen Nebenmann an, der sich ebenfalls aufrichtete, um das Licht auszulöschen. Im Nu war ich auf den Beinen und hielt ihm die schon in Bereitschaft gehaltene Pistole vor den Mund, damit er statt ins Licht in den Lauf derselben blase. Erschrocken und ohne ein Wort zu sagen, blickte mir der räuberische Bösewicht starr ins Gesicht. Unterdessen war mein Reisegefährte zum Wirth ge-eilt, um ihn zu fragen, wer die saubern Gäste in seinem Hause seien; doch der schlaue Fuchs stellte sich, als ob er sie nicht kenne, womit er natürlich am Besten durchkam. Auf dieses machten wir kurzen Prozeß, nahmen unsere Bündel auf und verließen das verdächtige Haus. Alle Häuser waren verschlossen, nirgends ein Licht mehr zu sehen; wir waren munter und

fühlten nicht sonderliche Lust, in eine zweite Spelunke der Art zu gerathen, und so zogen wir es lieber vor, das Städtchen mit dem Rücken anzusehen und unsere Straße weiter zu ziehen. Außerhalb der Stadt führte dieselbe wieder dem Meere zu, und wir gelangten abermals über eine Brücke, über einen Meeresarm, der sich weithin ins Land erstreckte, geschlagen und über eine Viertelstunde lang. Kaum hatten wir dieselbe hinter uns, so wanderten wir in einen andern Ort ein, in welchem es eben so dunkel und stille war, wie in dem Städtchen, das wir kaum verlassen hatten. Lange schlugen wir an einem Hause an, ehe ein Bewohner desselben erwachte und uns zum Wosewoden brachte, der uns, als ich ihm den Firman vorzeigte, sogleich ein Nachtlager in einem türkischen Kaffeehause anweisen ließ, wo wir, wenn wir auch keine Betten erhielten, doch ruhig und ohne Furcht, bestohlen zu werden, schlafen konnten. Ueberhaupt sind die Türken äußerst gastfreundlich und ehrlich; wie sie sprechen, so meinen sie es auch, und das einmal gegebene Wort ist ihnen heilig. Nur kann man sich nicht auf ihr Wort verlassen, wenn man sie fragt, wie weit von einem Orte zum andern sei; dann erhält man zur Antwort: vier Stunden, so kann man darauf rechnen, daß es acht sind. So erging es uns fast jeden Tag auf unserer Reise von Konstantinopel nach Adrianopel. Als wir mit dem anbrechenden Morgen unser Bündel auf den Rücken nahmen und den Wirth fragten, wie weit es zum nächsten Orte sei, erhielten wir zur Antwort: „tort saat,“ vier Stunden. Wir hofften dieselben mit dem Dreierbröbchen, dem einzigen, welches der Wirth noch hatte, da er so eben erst backen wollte, zurücklegen zu können, waren aber wiederum in der Angabe der Entfernung getäuscht worden, und mußten oft ausruhen, denn der Hunger ermattete uns, und ich hatte ohne das übrige Gepäck nur allein gegen 30 Pfund Eisen zu

tragen. Es war bereits Mittag geworden, und noch sahen wir kein Haus; wir strengten alle Kräfte an und gingen vorwärts, so gut wir vermochten. Endlich begegneten uns zwei türkische Reiter.

„Freund!“ sprach ich den Einen mit dem wenigen Türfisch an, welches ich in Konstantinopel gelernt hatte, „ich habe kein Brod!“

„Bruder!“ antwortete mir der Mann, „ich habe nur ein kleines.“

Er zog es aus der Tasche, brach es entzwei und gab uns die eine Hälfte, die andre für sich und seinen Gefährten behaltend. Ich wollte es ihm bezahlen, aber er nahm kein Geld und ritt weiter, uns eine glückliche Reise wünschend. Wären es Griechen gewesen, ich stehe dafür, sie hätten uns ausgelacht und nicht um Geld ihr Brod mit uns getheilt, ja sie hätten uns wohl gar beraubt, ohne uns Brod zu geben. Ich habe diese rohe, betrügerische Nation von 1830 bis 1835 genau kennen gelernt und weiß, was man ihr zutrauen kann.

Bereits war die Sonne untergegangen, und der Abend nahete mit mächtigen Schritten, als wir links von der Straße einen bulgarischen Meierhof erblickten, auf den wir losritten, um unser Nachtquartier darin zu suchen. Die Bewohner desselben nahmen uns freundlich auf und hätten sich gern mit uns in eine längere Unterhaltung eingelassen, wenn wir nur ihrer Sprache einigermassen mächtig gewesen wären. Wir konnten aber nicht einmal etwas zu essen fordern und mußten uns mit dem begnügen, was sie uns vorsezten. Es erging mir, wie öfter in meinem Leben; ich wußte nicht, was ich aß. Wir wurden in ein eben nicht sauberes Zimmer gewiesen, das zugleich als Stall diente, und unmittelbar hinter dem Viehe wurde eine große hölzerne Schüssel aufgetragen und mit den Fingern die Speise herausgelangt. Dazu gehört

freilich ein guter Appetit, der uns zum Glück an jenem Abend nicht fehlte. Unsern Ruhe bedürftigen Leibern wurde sodann ein aufgeschichteter Haufen Stroh, das so kurz wie Hecksel war (weil die Früchte nicht gedroschen, sondern von Ochsen ausgetreten werden), in eben demselben Stalle als Lager angewiesen. Der Hanauer entkleidete sich und kroch gleich einer Matte in das Stroh, so daß nur noch das Gesicht von ihm zu sehen war. Ich blieb angekleidet. Die Nacht war kalt, obwohl nicht so, wie um diese Zeit in meiner Heimath, sonst hätten wir auf der Reise erfrieren müssen. Wir brachen in der Frühe auf; der Hanauer wollte Toilette machen, aber er brachte das Stroh in den ersten vierzehn Tagen nicht wieder aus den Haaren. Unser Weg führte durch eine anmuthige Gegend; es war ein freundlicher Tag, die Sonne schien hell und warm, und bis zum Abend sangen Duzende von Lerchen über unserm Haupte. Sie schienen ihre Winterquartiere daselbst aufgeschlagen zu haben, denn schaaarenweise hatten sie sich auf den Feldern niedergelassen. Bald verfinsterte sich jedoch der Himmel, ein Gewitter brach los und entlud seine Regengüsse auf uns, daß wir bis auf die Haut durchnäßt wurden. In solcher Witterung ist das Wandern in diesen Ländern noch weit beschwerlicher, als bei uns; hat man nicht Kleider genug, um zu wechseln, ein Zimmer mit einem wärmenden Ofen findet man nicht. In den Kaffeehäusern, die den Reisenden als Herberge angewiesen werden, sitzen die Türken den ganzen Tag auf ihren Strohmatten und rauchen und trinken Kaffee. Ist es kalt, wird der Mankal, eine Schüssel mit glühenden Kohlen, in das Zimmer gestellt, aber dann drängen sich gewöhnlich 10 bis 15 Eingeborne darum, ein Fremder kann kaum dazu, und wenn er so glücklich ist, so wird ihm bald zu Muth, als müsse er von vorn verbrennen und von hinten erfrieren. Wir trüb gestimmten Wanderer mußten daher unsere

Kleider auf unserm eignen Leibe trocknen. Vier Stunden waren wir auf der vom Regen verdorbenen Straße und müde von der unsern Rücken drückenden Last fortgewandert, ehe wir ein freundliches Dorf erreichten, wo ich, des Tragens des schweren Gepäcks herzlich satt, ein Maulthier zu miethen beschloß. Allein all meine Nachfrage nach einer solchen Hülfe war vergebens, und wir mußten wohl oder übel uns wieder mit den Bündeln beladen. Bald kamen wir vor das Städtchen Thorlu und freuten uns einige Augenblicke an den Spielen türkischer Knaben, die, auf einem Pferdekopfe sitzend, von einem Hügel herabfuhren, der statt mit Schnee nur mit dürftigem Rasen bedeckt war. Wie lebhaft traten mir bei diesem Anblicke die Winterbelustigungen meiner Jugend in die Erinnerung! Auf einem kleinen stahlbeschlagenen Handschlitten war ich auf glänzender Schneebahn blitzschnell auch von manchem Hügel hinabgefahren. Ich sah hier, daß das Bedürfniß des Vergnügens und die Art seiner Befriedigung bei der Jugend überall dieselben sind.

Wir gingen in die Stadt, warfen im ersten besten Kaffeehause unsre Bündel ab, und ich begab mich sogleich zum Richter, um durch seine Vermittelung endlich das gewünschte Maulthier zu erhalten. Nachdem er mich über das Woher und Wohin unsrer Reise ausgefragt und ich ihm gesagt hatte, daß wir von Konstantinopel kämen und nach (Edrene *) wollten, erklärte er achselzuckend, daß weder Pferde noch Maulthiere zu haben seien, da sie alle von dem Militär in Beschlag genommen worden wären, wie wir ja wohl bemerkt haben würden. Und in der That war die Straße von türkischen Soldaten nicht viel leer geworden. „Wollen Sie jedoch eine Stunde warten,“ fügte der Richter hinzu, „so ist es vielleicht

*) Türkischer Name Adrianopels.

möglich, eins zu erhalten, wenn der Transport von heute Morgen zurückkehrt.“

Ich ging wieder nach dem Kaffeehause zurück, wo es sich der Hanauer bei einer Pfeife Tabak bequem gemacht hatte und wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen dasaß und eben so ein sauertöpfiges Gesicht ziehend. Obgleich ich kein Tabakraucher bin, so ließ ich mir doch zum Zeitvertreib auch eine Pfeife bringen. Der Abguß (Orgle) derselben gleicht einer Bouteille oder einem oben zusammenlaufenden Kelch, an welchem ein Kopf von rother Thonerde befestigt ist, worein man den groben angefeuchteten Tabak stopft und ihn mittels einiger glühenden Kohlen anbrennt. Am Halse des Abgusses ist das oft 6 bis 8 Fuß lange Schwungrohr befestigt, das man sich um den Arm und nach Belieben auch um den Leib schlingen kann. Der Abguß ist beinahe ganz voll Wasser, damit der Rauch, welcher rasselnd durch dasselbe gezogen wird, kalt in den Mund kommt. Lange saß ich neben meiner Pfeife ebenfalls türkisch ernst und schweigsam und zog aus Leibeskräften, um nur einigen Rauch in den Mund zu bekommen, was mir sehr sauer ward. Plötzlich sah ich einen Transport Pferde vorübergehen, den ich längst erwartet hatte, und sprang schnell in die Höhe, vergaß aber, daß ich das Rohr der Pfeife um den Arm geschlungen hatte und merkte es nicht eher, als bis das Orgle zertrümmert am Boden lag. Sogleich eilte der Kaffeewirth herbei, nahm die Scherben weg und reichte mir eine andere Pfeife. Ich dankte ihm und fragte, was der zerbrochene Abguß koste; er ging, ohne mir zu antworten, zur Thüre hinaus in das Haus seines Nachbarn, um diesen um Rath zu fragen, wie viel er fordern dürfe. Zurückgekehrt, schwieg er noch immer, und erst auf meine zweite Anfrage versetzte er griechisch: ene franka! nach unserm Gelde einen Speciesthaler. Ich hatte nur drei Züge gethan, und so hatte

nich jeder 14 Silbergroschen gekostet. Ich bezahlte das Verlangte, dachte aber dabei des Sprichworts: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz,“ und ich habe wirklich nie mehr in der Türkei geraucht. Auf der Stelle ging ich zum Wojewode, aber meine Hoffnung, nun ein Pferd oder Maulthier zu erhalten, wurde wiederum getäuscht; denn ein so eben eingetroffener neuer Militärtransport hatte die zurückgekommenen bereits wieder in Beschlag genommen; und so waren wir abermals genöthigt, unsere eigenen Lastthiere zu machen. Das war in der That und Wahrheit ein verzweifelter Uebelstand, aber wir mußten uns wohl hineinfügen. Wir verließen das Städtchen gegen 3 Uhr Nachmittags und wanderten auf der gepflasterten Straße fort, die jedoch später wieder so schlecht und grundlos wurde, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Daß unser tiefgejunkenener Muth dadurch nicht wieder gehoben wurde, kann man sich leicht denken. Eins aber mußten wir doch rühmen, nämlich die vorzüglich für die Sommerzeit gar treffliche und heilsame Einrichtung, daß überall an den Landstraßen Brunnen errichtet sind, eine Einrichtung, die man außer in der Türkei in keinem Lande findet. Es sind meistentheils Springbrunnen, die aus messingenen Röhren das reinste Quellwasser in einen steinernen Trog laufen lassen, damit alles Lebende, das vorüberzieht, Mensch und Vieh, seinen Durst daraus löschen kann. Für die Menschen ist ein Becher, an einem messingenen Kettchen befestigt, an der Röhre angebracht. Oft wandert man an einem Tage an vier bis fünf solcher Brunnen vorbei, die von jedem Türken heilig gehalten werden. Wir konnten uns also in unserm Trübsale wenigstens oft an frischem klarem Quellwasser laben.

Mit einbrechender Nacht gelangten wir, gänzlich ermüdet, in eine ziemlich bedeutende Stadt, deren Namen ich leider vergessen habe. Der Wirth des Kaffeehauses, in welches wir

eintraten, weigerte sich anfangs, uns über Nacht zu behalten, doch als ich nach dem Wosjewode fragte und ihm den Firman vorzeigte, küßte er den Namenszug des Sultan und wies uns auf der Stelle ein Lager an. Die Nacht verging uns schneller als der Tag, von dessen Last und Mühen wir ausruheten, und der Morgen fand uns schon wieder auf der Landstraße. Es war der achte, seit wir Konstantinopel verlassen hatten, und wir schritten nun der zweiten Hauptstadt des türkischen Reichs, dem herrlichen Adrianopel, zu. Die Gegend, durch die wir zogen, war ein Paradies. Nach und nach tauchten über einer Hügelreihe die Spitzen der Minarets von Adrianopel empor, dann Thürme und Kuppeln, bis wir endlich die ganze Stadt, die sich auf einer sanften Anhöhe, zwischen dunkellaubigen herrlichen Baumgruppen und Gainen, in einer reizenden Gegend hinzieht, vor Augen hatten, ein äußerst erfreulicher und erhebender Anblick. Die prächtigen Häuser und Paläste überstrahlte die majestätische Moschee Sultan Selims mit der runden Kuppel, von welcher ein großer vergoldeter Halbmond herableuchtete. Eine Stunde, bevor man zur Stadt gelangt, führt der Weg durch anmuthige Gärten und Weinberge, wir aber schlugen, um näher zu kommen, einen Seitenweg ein, der rechts an einem jüdischen Gottesacker und links an Gärten vorbeiführte, die rings um die Stadt sich hinziehen. Ein Fluß, die Mariza, durchschneidet dieselben, doch ist er nicht schiffbar und trägt nur in einer gewissen Jahreszeit Flöße, die, mit Reis und andern Erzeugnissen beladen, dem 24 Stunden von Adrianopel entfernten Mittelmeere zufahren, und daselbst von den Eigenthümern zugleich mit der Waare oder einzeln an Holzhändler verkauft werden, da sie nicht stromaufwärts fahren können.

In Adrianopel.

Uebel belohnter Patriotismus. — Ein kaltes Deckbett. — Philosophischhandwerksburschenschaftliche Grillen. — Ein freundlicher italienischer Schelm. — Schlosserarbeit. — Die Frau des englischen Consuls. — Händel mit einem betrügerischen Türken. — Ein gefährliches Sonntags-Abenteuer. — Im türkischen Gefängnisse. — Rettung durch Frauengunst. — Türkisches Militär. — Naive Schildwache. — Ein neuer Gehülfe und neue Lächerlichkeit meines Compagnon. — Zwei dumme Köpfe und ein todter Kopf. — Trennung. — Der schwedische Schneider. — Eignes Etablissement. — Mein Dolmetscher. — Die Moschee Selims. — Die türkischen Feste. — Ausflüge. — Türkisches Gastmahl. — Türkische Sitte. — Die neuen Speisen. — Neugierde der Frauen. — Streit mit einem Soldaten. — Neue Landleute und ein Thüringer. — Der Kunstreiter Hartmann. — Ein verhängnißvoller Schuß. — Ein gehängter Grieche. — Unvermuthete Rettung aus gefährlicher Lage. — Jagdvergnügen. — Seltsame Dreschmaschine. — Faustkampf. — Hartmann in Konstantinopel. — Der treuherzige Hanauer. — Plötzlicher Aufgang und schnelles Verschwinden eines glänzenden Glückssterns. — Ausbruch der Pest. — Verkauf des Schweinefleisches. — Ein italienischer Leiermann. — Unappetitliches Mittel gegen die Pest. — Merkwürdige Schlussfolge der Frau Consuln. — Ehrlichkeit des Secretärs.

Am 18. Januar 1832 Nachmittags vier Uhr schritten wir durch das Thor Adrianopels, und sogleich fragte uns die Wache, die aus ihrem Häuschen links unter dem Thore her-

vortrat, nach unserem Testereh, das wir ihr vorzeigten. Zugleich erkundigte ich mich, ob Deutsche in Adrianopel ansässig seien? Der türkische Soldat bejahte dies, fragte, ob wir Deutsche wären, und gab uns, als wir unsrer Seits auch mit Ja geantwortet hatten, einen Knaben mit, um uns die Graße zu zeigen, in welcher unsre Landsleute wohnen sollten. Dieser Bursche führte uns mitten in eine Straße, gab uns zu verstehen, dies sei die bezeichnete, und verließ uns mit einem reichlichen Tringeld von meiner Seite, ohne uns ein Haus angegeben zu haben. Es ergab sich bald, daß wir falsch berichtet waren; wir mußten weiter nachfragen und erfuhren endlich, daß in dem Hause eines russischen Schuhmachers, der sich für einen Franzosen ausgab, mehrere deutsche Gesellen sich befinden sollten. Wiederum lief ein Wegweiser mit, und schon waren wir auch an diesem Hause vorbei, als uns aus einem Fenster desselben eine Stimme nachrief: „Landsmann!“ Wir kehrten um und wurden von zweien, einem Schlosser aus dem Nassauischen, der mich schon von Bukarest her kennen wollte, und einem Schneider aus Schweden freundlich begrüßt und in das Haus geführt, wo wir unsre Bündel ablegen und ihnen kurze Zeit darauf — sie waren schon halb betrunken — in eine griechische Weinschenke folgen mußten. Wir waren ebenfalls sehr erfreut, die geliebten Löhne der deutschen Zunge zu vernehmen; ach, sie klingen fern vom deutschen Vaterlande so unbeschreiblich süß! In dem Schanke ging es an ein Zechen; der Deutsche scheint sich mit dem Deutschen fast nicht anders freuen zu können, als beim Krüge oder bei der Flasche. Unsre neuen Freunde schienen sich vorgenommen zu haben, uns frei zu halten, denn als die erste Flasche, die sie bestellt, ausgeleert war, und ich eine zweite verlangte und bezahlen wollte, duldeten sie es durchaus nicht, bestellten immer mehr, und ließen es dabei am Einschenken und Zutrinken nicht fehlen. Der

Hanauer, der im Trinken seinen Mann stellte, ließ sich nicht lange nöthigen, ich aber hatte mehr Hunger als Durst, nahm aber Anstand, etwas zu fordern, weil ich es doch nicht hätte bezahlen dürfen, bis endlich der Hanauer von einem gleichen Gefühle, wie ich, geplagt, der Gesellschaft sein Verlangen zu erkennen gab. Sogleich wurde auf Befehl des Schlossers das Zimmer zu einer Küche hergerichtet, bald loderte eine lebendige Flamme auf dem Herde mitten darin empor, Kessel und Pfanne kamen in Bewegung, und reizende Düste kitzelten unsere Nasen. Stühle, Bänke oder Tische waren nicht in der Stube vorhanden, sondern nur kleine Schemel, aus schmalen Brettchen locker zusammengefügt und mit aus Stroh geflochtenen Sizen versehen. Die aufgetragene Mahlzeit bestand aus verschieden zubereiteten Fischen, und die Kinnsbacken meiner Gesellschafter setzten sich sofort in eine Erstaunen erregende Thätigkeit; mir jedoch verging der Appetit, als ich sah, wie die Speisen aus einer schmutzigen Hand in die andere wanderten. Zum Glück war es bereits Abend geworden, so daß ich nicht deutlich sah, was ich eigentlich verzehrte, und mein Hunger zwang mich, anzubeißen. Nach der Mahlzeit machte die Flasche wieder fleißigen Mundgang um den Tisch, und vergeblich bemühte ich mich, die wackern Landsleute in ihrem Eifer zu stören. Endlich bat ich den Wirth, er möge sie zum Weggehen nöthigen, weil sie sonst nicht von der Stelle zu bringen sein würden; er that es, und sie fügten sich seinem Willen; sie wußten wohl warum. Als er nämlich die Bezahlung verlangte und ihnen die schon früher aufgelaufene Zeche vorhielt, baten sie ihn, die neue Schuld zur alten zu schreiben. Er aber schien dazu keine Lust zu haben, sondern ging und schloß die Thüre hinter sich ab. In dieser Verlegenheit blieb mir nichts übrig, als die Zeche für die zu bezahlen, die mich frei halten wollten, um nicht mit ihnen auf die Wache geführt zu wer-

den; aber ich bedankte mich in Zukunft für ähnliche Traktamente und Unterhaltung.

Dem Gasthause gerade über hatte der Schlosser seine Werkstätte, die auch zugleich seine Wohnung war, und er nahm mich, den Hanauer und den Schneider als seine Gäste mit. Wir traten in die finstere Behausung, unser auf den Beinen etwas unsicher gewordener Wirth wollte ein Licht anzünden, konnte aber das Feuerzeug nicht finden, so sehr er auch danach suchte, weil seine übrigen Glieder und seine geistigen Fähigkeiten demselben Naturgesetze folgten, wie seine Beine, und wir waren und blieben in ägyptische Finsterniß gehüllt. Der in der Stube schon bekannte Schneider hatte unterdeß die Schlafstelle gefunden und rief uns zu, ihm zu folgen, allein unser Wirth wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, uns selbst dahin zu führen. Die Stimme des Schneiders war mir zum Wegweiser geworden, und ich hatte mirs auf dem aus Schilfrohr zubereiteten Lager so bequem wie möglich gemacht, als der Schlosser und der Hanauer über uns hertaumelten, um auch noch darauf Platz zu nehmen. Ich fragte den Schlosser nach einem Kopfkissen, lachend gab er zur Antwort, sie lägen unter dem Blasebälge; unsicher suchte und tappte ich mit den Händen dort umher und fand große — Steine. Das waren Kopfkissen nach der Art dessen, auf welchem das Haupt des Erzvater Jakob ruhte, als er von der Himmelsleiter träumte. Keinen so angenehmen Traum hoffend, äußerte ich meinen Unwillen über die harten Polster.

„Ein Hundsfott giebt mehr, als er hat, Bruder!“ lachte der Schlosser, „und wenn Dir diese Kissen nicht recht sind, so sieh' zu, wo Du andre bekommst; es hat schon mancher ehrliche Kerl darauf geschlafen.“ — Still grollend fügte ich mich der eisernen Nothwendigkeit, die aber hier eine steinerne

und deshalb keine weichere war. Endlich hatte ein Jeder auf dem dürftigen Lager Platz gefunden; ich und mein Reisegefährte lagen in der Mitte, der Schlosser und der Schneider zu beiden Seiten. Ein Pelz diente uns zur Decke, wollte aber weder hinten noch vorn zureichen, und wurde deshalb bald der Gegenstand des Streites zwischen Schlosser und Schneider, die sich darum rissen, daß oft die Rätthe krachten, während wir beide uns ruhig darunter verhielten, bis endlich die streitenden Theile, von ihrem Rauſche überwältigt, einschliesen. Die Nacht war kalt und der Frost brachte in meine Kinnlade eine unwillkürliche Bewegung, die ein mir sehr unangenehmes Zähneklappern zur Folge hatte; denn so gern ich auch meine Zähne in Bewegung weiß, so muß sie doch von meinem freien Willen abhängig und mir nicht gegen denselben aufgedrungen sein. Der Pelz gewährte endlich einigen Schutz; ich wurde warm und entschlief. Der Morgen dämmerte kaum, als der Schneider furchtbar zu schnattern und zu fluchen anſang; wir fuhren erschreckt empor und sahen mit einem Gemische von Staunen und Schrecken, daß unser Lager von über Nacht durch den offenen Giebel des Hauses gefallenen Schnee einen halben Fuß bedeckt war. Ich und der Hanauer hatten dies unter unsrer Decke nicht gespürt, während der Schlosser und der Schneider beinahe eingeschneit waren. Meine durch diese Wahrnehmung nicht sehr erbauten Augen schweiften ungeduldig in dem mir noch unbekanntem Raume umher, aber sie kehrten von dieser schnell vollbrachten Reise keineswegs erfreuter zurück. Wir befanden uns in einem abscheulichen Loch und lagen nicht viel besser, als auf der Straße. Frostig und kalt nahmen wir von einander Abschied — wie hätten wir unter diesen schneeigen Umständen anders gekonnt! — und ich und der Hanauer suchten uns eine andere Herberge. In der That war mir der Patriotismus in Betracht der

Mahlzeit und des Nachtlagers in der zweiten Residenz des türkischen Reichs gleich am ersten Tage schlecht bekommen, und ich verspürte eben keine Sehnsucht nach neuen deutschen Bekanntschaften.

Das Wetter war rauh und unfreundlich, obgleich der gefallene Schnee schon am andern wieder Morgen geschmolzen war, und wir rasteten in unserm bequemen Aufenthalte einige Tage. Während der Hanauer ausging, um sich Arbeit zu suchen, blieb ich daheim, bald stillen Gedanken, die meinem Heimathlande zuellten, bald den Erinnerungen an die lange Reise hingegeben, die in trüben und heitern Bildern an meiner Seele vorüberzogen. Mit wie verschiedenen Gefühlen verlassen doch die einen oder die anderen Wandrer den Ort ihrer Geburt, um ihre Bildungsreise durch die Welt anzutreten! Der Eine geht mit Thränen in den Augen, die der Abschied ihm auspreßt, und mit Widerstreben, aber die Tasche voll Geld, die ihm die liebende sorgsame Mutter hinter dem Rücken des Vaters gefüllt, ein Andrer schreitet frohen Muthes und leichtem Herzens und mit noch leichterm Beutel, aber voll Vertrauen auf die Güte Gottes und der Menschen hinaus. Ein Dritter hat weder Muth noch Geld und geht nur, weil es die Handwerksgesetze gebieten. Einer sehnt sich Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends nach der Wurstkammer und dem Schmalztopfe der Frau Mutter, ein Andrer nach Bruder und Schwester, ein Dritter gar nach einem süßen Liebchen, ein Vierter nach den freundlichen Spielplätzen, nach Berg und Thal, die er als Knabe durchstreift. Hier rennt Einer, als wenn ihm der Kopf brennte, um nur so schnell als möglich weit, weit von der Heimath fortzukommen, die ihm nur trübe Erinnerungen bietet, ein Andrer fühlt sich von einem mächtigen Drange in die Ferne fortgezogen und gedenkt selten der lieben Seinen, die sich um ihn härmten, ein Dritter und ein Vier-

ter laufen wie das liebe Vieh in die Welt hinein, ohne sich um etwas zu kümmern und ohne etwas zu beachten. Sie wandern alle, aber keiner weiß, mit welchen Entbehrungen, mit welchen Mühen und Sorgen er zu kämpfen hat, ehe ihm der freundliche Hafen einer Werkstätte winkt, in welchen er einlaufen und sich von unsäglichen Strapazen erholen kann. Da sehnt sich wohl der Leichtsinnigste und Gefühlloseste manchmal an den heimathlichen Heerd zurück, wenn rohe hartherzige Menschen ihn von dem ihrigen abweisen, weil sie meist nur auf die Kleider sehen, die der lange Weg, der Regen und Schmutz verdorben haben, und nicht auf das Herz, das darunter schlägt. Aber der junge Wandrer hat entbehren und dulden gelernt, er dankt für das Stückchen schwarze harte Brod, das ihm das Mitleid reicht, und eilt damit nach dem Wirthshause. Mag er bei seinem Eintritte den Wirth noch so freundlich begrüßen, dieser zeigt ihm ein finstres, unfreundliches Gesicht, weist ihn in eine Ecke, denn er gönnt ihm den Platz in der Stube nicht, und dort von Allen beobachtet, stillt der Arme seinen Hunger an dem Bettelbrode und seinen Durst an einem halben Glase abgestandenen Biers, das er wie das beste bezahlen muß. Da naht ihm ein finster blickender, brutaler Diener der Polizei und fragt mit barschem Ton: „Wie lange ist Er auf Reisen? zeig' Er mir sein Wanderbuch! sein Reisegeld!“ und dem Unglücklichen stirbt der Bissen im Munde, wenn das Erste nicht ganz in Ordnung und Letzteres bis auf einige Groschen zusammenschmolzen ist; er weiß nun, was ihn bedroht. In der grimmigsten Kälte, im scheußlichsten Regenwetter, wo man keinen Hund hinausjagt, wird er mit Stockschlägen aus der Stadt getrieben; denn das unbarmherzige Gesetz gebietet, daß er sich nicht über eine Stunde aufhalten darf. O Menschen! Menschen, die ihr euch Christen nennt, wie grausam und entsetzlich geht ihr mit dem armen

Handwerksburschen um! Sprach nicht der Stifter unserer Religion: Brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elend sind, führe ins Haus? Denkt ihr nie daran? — Ja, wenn Einer in einer Chaise vor dem Gasthose anfährt, sei er der größte Mensch, der ärgste Schelm — und die größten und schlauesten Spitzbuben fahren meist in Equipagen — der Wirth springt ihm freundlich entgegen und heißt ihn willkommen, wenn er auch nur ein Glas Wasser verzehrt, und die Polizei wagt nicht, nach seinen Papieren zu fragen; ungehuldet setzt er sich wieder in seinen Wagen und fährt weiter.

Die Ungleichheit der Stände in der Welt hatte mich in eine trübe Stimmung versetzt, und ich war nahe daran, mit meinem Schicksale zu hadern, als die Sonne plötzlich durch dunkle Wolken brach und mir helle warme Strahlen ins Gesicht und frohere Gefühle in das Herz warf. Ach, die Sonne, die gute Sonne meint es besser mit uns, als die meisten Menschen! Das habe ich auf meinen Wanderungen oft erfahren.

Rasch riß ich mich aus meinen Träumereien und eilte in die Stadt, weniger um mir die Merkwürdigkeiten derselben zu bejehen, als vielmehr um Arbeit zu suchen. Allein meine Mühe war umsonst, da in Adrianopel kein Wagner zu finden war, weil die Türken nur selten eines Wagens bedürfen, und ich war nahe daran, meine Betrachtungen über das menschliche Elend am andern Tage auf der Weiterreise fortzusetzen, als ich unvermuthet bei einem italienischen Tischler, mit Namen Petri, ein Unterkommen fand. Dieser Mann beschäftigte sich mit dem Wagenbau bis auf die Räder, die er von einem Türken fertigen ließ. Ich war ihm höchlichst willkommen, er ließ es mir an Arbeit nicht fehlen und versprach mir beim Abrechnen nach Verlauf der ersten Woche einen weit größern Lohn, als ich gefordert hatte. So arbeitete ich denn mit Lust; eine Woche verstrich um die andere,

und schon waren fünf vergangen, aber ich hatte noch keinen Heller Geld von ihm erhalten, und wenn ich ihn daran erinnerte, antwortete er mir: „Domani, caro Doebelo! domani!“ (morgen, lieber Döbel! morgen!) Und da das „Morgen“ immer nicht kommen wollte, so wurde ich dringend und heftig; ich erhielt statt des Geldes — Grobheiten zum Lohne, verklagte ihn, erhielt aber als Resultat der Klage den leidigen Trost, zu warten, was doch etwas war. Indessen hatte ich keine Lust, länger umsonst bei ihm zu arbeiten, und spazieren gehen mochte ich auch nicht, da dies doch nur auf Unkosten meines ohnedies schwindstüchtig gewordenen Beutels geschehen konnte. In dieser Noth bot mir der nassauische Schlosser Arbeit an. Auf meine Erklärung, daß ich kein Eisenarbeiter sei und nicht wisse, was ich in seiner Werkstätte schaffen solle, versetzte er lachend: „Zuschlagen, feilen und den Blasebala ziehen! Sie haben ein Paar starke Arme.“ — „Gut! aber um welchen Lohn?“ „Ich denke, er soll nicht schlecht ausfallen; wir theilen, was wir verdienen, mag es viel oder wenig sein.“ — „Ich bin's zufrieden. Doch wie steht's mit den Einkäufen?“ — „Wie mit dem Verdienst: wir theilen ebenfalls die Auslagen.“ Der Vertrag stand mir an, doch ging ich ihn nur unter der ausdrücklichen Bedingung ein, daß ich Rechnung und Kasse führte, sonst fürchtete ich nicht ohne guten Grund, würde es uns, beim besten Willen zu arbeiten, bald an Kohlen, bald an Eisen und andern Bedürfnissen gefehlt haben.

Nach diesen nothwendigen Erörterungen rief der Schlosser, mir die Hand bietend, seelenvergnügt: „Lopp! Es bleibt dabei! Eh' wir aber Hand ans Werk legen, müssen wir Brüderschaft trinken.“ — „Auch das, wenn es sein muß,“ entgegnete ich, und wir gingen in das gegenüber gelegene Kaffee-

haus, wo uns eine Flasche, ein Ruß und ein Handschlag enger verbanden. Er bezeigte große Lust, den neuen Bund tüchtig anzufeuchten und dadurch wahrscheinlich straffer zu machen, und rief nach einer zweiten Flasche; er würde in seiner hingebenden Laune nach einer dritten und vierten gerufen und den Zweck des Bundes wahrscheinlich ganz vergessen haben, wenn ich ihn nicht ernstlich angerebet hätte: „Ich habe Dir nun Deinen Willen gethan, wir sind Brüder geworden, nun laß uns aber auch wie Brüder arbeiten, und zwar ohne Verzug.“ Er war wenigstens so vernünftig, sich nicht weiter zu spreizen und mir auf der Stelle in seine Wohnung zu folgen, wo wir sogleich mit rüstigen Händen die Arbeit angriffen, und als mein Nassauer erst in Bewegung war, ging's vorzüglich mit ihm.

An Beschäftigung fehlte es nicht, und so hatten wir in kurzer Zeit eine artige Summe verdient. Der Schlosser merkte bald, daß er mich gut gebrauchen konnte, und auch mir ward es klar, daß ich als Wagnergefelle früher nie so viel verdient hatte, wie jetzt als Schlossergehülfe. Mein Kamerad war einer von den Menschen, die der Anstrengung, des Stoßes von einem Andern bedürfen, um in Gang zu kommen, wie eine Maschine. Mein Eifer riß ihn fort, und bald überbot er ihn. Lustig und guter Dinge begannen wir jeden Tag sehr früh zu arbeiten, so daß sich die Nachbarn absonderlich verwunderten, die Schläge unsrer Hämmer des Nachts zu hören, die sie sonst nur selten am Tage gehört hatten.

Um die Bestellungen zu vermehren, hatten wir hie und da verlauten lassen, wir würden in Kurzem Adrianopel verlassen. Nun strömten die Einwohner von allen Seiten herbei, um sich das, wessen sie benöthigt waren, vor unserer Abreise noch anfertigen zu lassen. Und obgleich wir uns die Arbeit weit theurer bezahlen ließen, als früher,

so nahm sie doch immer mehr zu, denn der Schlosser hatte den Türken aufgeredet, daß ich ein deutscher Schlossergeselle sei, der viele Jahre in England gearbeitet habe und nun mit ihm zurückkehren wolle, weil dort die Arbeit weit besser bezahlt würde, als hier. So fleißig wir auch waren, mußten wir doch noch einen zweiten Gesellen annehmen. Fast einen ganzen Monat hindurch fertigten wir eiserne Zirkel für Alle, die solche zu ihrem Geschäfte bedurften, und befanden uns sehr wohl dabei, da wir das Stück mit drei Zwanzigern (1 Fl. 12 Kr.) bezahlt bekamen.

Eines Tages schickte der in Adrianopel wohnende englische Consul nach einem Schloß, welches der Nassauer vor meiner Ankunft zur Ausbesserung erhalten hatte. Dieser war aber gerade damals von großem Durste geplagt gewesen, und keiner der vier oder fünf Schenkwirthe in unserer Straße hatte dieses lebhaftes Verlangen ohne allen und jeden Gegenbeweis klingender Anerkennung vielfacher Verdienste um die Person meines Freundes mehr zu befriedigen Lust gezeigt, und so hatte denn seine brennende Begierde nach kühlenden und stärkenden Flüssigkeiten das Schloß in einem andern Wirthshause, wo er noch nichts schuldig war, als einstweiliges Zeichen und Pfand seiner künftigen Dankbarkeit für Hülfe in der Noth versetzt, später aber Schloß und Dankbarkeit vergessen, da der baare Werth der letztern für empfangenen Wein den des erstern weit überstiegen hatte. Dennoch ließ er jetzt dem Consul sagen, er werde sogleich kommen und das Schloß anschlagen: mir aber erzählte er in seiner unverwüßlichen Laune, wie sich die Sache verhielt. Als Beweis für guten Grund und Boden meines Schlossers mag dienen, daß er sich schämte, das versetzte Schloß selbst wieder einzulösen, und überdies fürchtete, sich in eins der Wirthshäuser am Wege

zu verirren. Er hat mich also mit löblicher Selbsterkenntniß, nicht nur das Schloß zu holen, sondern es auch selbst beim Consul anzuschlagen, wozu ich mich um so lieber verstand als ich von ihm hörte, die Frau vom Hause sei der deutschen Sprache kundig. Kaum war ich jedoch beim Consul eingetreten, das seiner unnatürlichen Haft entlassene Schloß in der Hand, um es in die seiner Natur angemessene und ihm vorbestimmte zu bringen, als mich Madame mit den höhnnenden Worten empfing: „Ei, ei, ist die kleine Reparatur schon fertig? Sie sind mir ein schöner Meister! wie viel Zeit krauchen Sie wohl zu einem neuen Schloß?“ Diese Worte wurden von einem vielstimmigen Hundegebell von wenigstens zehn kleinen Kötern begleitet, welche alle auf mich loszuhren.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau,“ antwortete ich bescheiden und die Hunde abwehrend: „Ich bin nicht der Meister, sondern nur dessen Geselle, und erst seit kurzer Zeit in Arbeit.“ — „Und warum kommt er nicht selbst?“ — „Aus Furcht, den Zorn der gnädigen Frau auf sich geladen zu haben, weil er das Schloß zu lange behalten. Indessen läßt er sich durch mich höflichst mit überhäuftem Geschäften entschuldigen und zugleich versichern, daß er jede fernere Arbeit, womit ihn Madame beehren wolle, schnell und pünktlich ausführen werde.“ — „Num gut,“ sagte sie besänftigt, „so mag er morgen kommen und die Schlosserarbeiten an meinem neuen Hause übernehmen.“

Am andern Tage erschienen wir vor der Frau Consuln, die uns in Gesellschaft von ihren zehn Hunden, ihren Gespielen, im Hofe und abermals zankend empfing. Mit ihr zugleich erhoben aber auch ihre Hunde die klaffende Stimme, was für uns das Gute hatte, daß wir ihre Worte nicht verstanden und deshalb unsre philosophische Ruhe behielten. Die Hunde wollten uns fort und fort in die Beine, sie hatte

ihnen nur zu wehren und sie einzeln beim Namen zu rufen, worüber sie die dem Schlosser zugedachte Strafpredigt vergaß. Endlich führte sie uns unter stetem Hundegekläff und Abwehren der Bestien von unsern Beinkleidern in die Zimmer und übertrug uns die Arbeit, die wir um so pünktlicher lieferten, als wir beide unter dem Schutze des englischen Consuls standen.

Unser Geschäft stand in voller Blüthe und wir führten ein Leben, wie wir es uns nicht besser wünschen konnten; doch fehlte es auch nicht an ärgerlichen Austritten und Abenteuer.

Einst hatten wir einen reparirten Wagen an den türkischen Eigenthümer abgeliefert, aber nur die Hälfte unsrer Forderung auf Abschlag erhalten. Wir hatten den reichen Türken mehrmals vergebens an den Schuldrest erinnert und endlich die Weisung erhalten, daß mit dem bereits empfangenen Gelde unsre Arbeit genugsam bezahlt sei. Ich wußte von Andern, daß dieser schlaue Bekenner des Koran der loseste Bezahler in ganz Adrianopel sei, der oft die, welche eine Forderung an ihn hatten, von seinen Sklaven tüchtig abprügeln und zum Hause hinauswerfen lasse, statt sie zu bezahlen. Tage und Wochen vergingen, ohne daß uns das öftere Mahnen nur im Geringsten etwas geholfen hätte. Endlich brachte der Kutscher dieses Mannes die eiserne Achse eines Wagens, die sein Herr von einem russischen Offiziere gekauft hatte, um sie von uns wieder in Stand setzen zu lassen. Wir nahmen sie sogleich in Arbeit, ließen aber dem islamitischen Herrn sagen, daß er nicht daran denken solle, sie eher zu erhalten, als bis er die alte Schuld pünktlich entrichtet habe. Mit diesem Bescheide ging der Kutscher und kehrte erst nach 2 Tagen zurück mit dem Auftrage seines Herrn, daß wir die Achse sogleich einschrauben und unsre alte Forderung erhalten

solkten. Wir gingen, ich mit der Achse auf der Schulter und den Firman des Sultan in der Tasche. Im Hofe des Hauses angekommen, sahen wir den Türken zum Fenster heraus schauen, von wo er uns den Befehl zukommen ließ, die Achse an den Wagen zu fügen. Wir aber gaben ihm zur Antwort, wir würden eher keine Hand rühren, bevor er uns nicht den alten Rest und auch zugleich die neue Schuld bezahlt hätte. Auf diese unsre bündige Erklärung wurde der Mensch ächt türkisch wüthend, so daß ich glaubte, er würde durch das Fenster in den Hof herabspringen und uns mit hocheigenen Händen den Garaus machen. Ich gedachte mit der Achse meinen Rückzug durch das Thor zu halten; er befahl kreischend und schäumend dem Sklaven, das Thor zu schließen, und während der furchtlose Schlosser noch mit dem bissigen Herrn parlamentirte, war der Befehl ausgeführt. Ich dagegen verlangte von dem Kutsher unbedingte Wiedereröffnung der Rettungsthüre und drohete sie im Weigerungsfalle mit der Achse einzustößen. Kaum hatte der Herr meine Pantomime verstanden, als er in den Hof herabrannte und auf mich losstürzte; ich wandte mich schnell nach ihm um, die eiserne Waffe gegen seine Brust gerichtet und mit einem kräftigen Fluche betheuernd, ich werde ihn zerquetschen, wenn er Hand an mich lege. Diese ernste Demonstration brachte ihn schnell zur Besinnung; er zog, etwas bleich geworden, den Beutel und zahlte die Schuld bis auf den letzten Heller. Dieser kluge Mann war einer der wegen Schufte unter den Türken, die sonst im Handel und Wandel die pünktlichsten, ehrlichsten Leute sind.

Adrianopel hat, wie man sich wohl denken kann, keine protestantische Kirche, in der wir unsern Gottesdienst hätten verrichten können; zu Hause zu singen und zu beten und uns selbst etwas vorzupredigen, waren wir eben auch nicht aufgelegt, ein deutsches Buch und am wenigsten ein Erbauungsbuch

war schwerlich in der zweiten Hauptstadt des türkischen Reichs aufzutreiben, und so brachten wir den Tag des Herrn gewöhnlich mit der Jagd zu, die dort für Türken und Franken frei ist. Nur die Griechen dürfen keinen Antheil daran nehmen, überhaupt nicht einmal große Messer oder andre Waffen tragen, da sie bei den Türken in gar keiner Achtung stehen. Wir wollten uns also eines Sonntags ebenfalls den Freuden der Jagd hingeben, und kehrten zuvor in einem Gasthause ein, um etwas zu frühstücken. Der Schloffer, wenn auch jetzt in den Wochentagen ziemlich nüchtern, doch des Sonntags gewiß jedesmal, gleichsam zur Ehre Gottes, seiner einnehmenden Leidenschaft fröhnend, hatte sich bald einen tüchtigen Rausch angetrunken und rannte, als er zur Thüre herausstaukelte, gegen einen Armenier, der ein Bündel Holz auf dem Rücken trug, so gewaltig an, daß Beide zu Boden fielen, der Lastträger aber sich die Nase blutig schlug und das Bündel im Stiche lassend eilends auf die nächste Wache lief. Ehe wir uns recht besannen, erschienen ein halb Duzend Soldaten mit dem schreienden Armenier, zerrten den Schloffer aus der Schenke, in die er wieder getreten war, und mißhandelten ihn vor meinen Augen und im Beisein einer Menge Menschen mit den Gewehrkolben so furchtbar, daß ich es nicht ertragen konnte. Ich trat auf einen der Soldaten zu, um ihm zu sagen, daß mein Begleiter den Armenier nicht mit Willen umgestoßen, und bat, den unschuldigen und — wie sie sähen — berauschten Mann nicht so zu behandeln. Der von mir also angeredete Soldat donnerte mir aber ein fürchterliches „Giaur!“ (Ungläubiger) entgegen und stieß mich mit der Kolbe in die Seite. Schon holte er zu einem zweiten Stoße nach mir aus, als ich ihm zuvorkam, ihm — die Hize hatte mich überlaufen und mir alle Ueberlegung geraubt — das Gewehr entriß und ihn damit im Nu zur Erde schlug. Mit wildem

Geschrei stürzten die Andern auf mich los, allein durch das erlernte Bajonettfechten während meines Militärdienstes (im Großherzogl. S. W. zweiten Infanterie-Bataillon) wußte ich sie so abzuhalten, daß mir Keiner ankommen konnte. Unter dessen wehrte sich der Schlosser auf der andern Seite die bartlosen Rekruten — alle eingeübten Soldaten waren in den Krieg gegen den Pascha von Aegypten gezogen — mit seinen verben Fäusten vom Leibe ab. Durch das wüthende Geschrei der bewaffneten Knaben war allmählig die Besatzung von vier Wachtposten herbeigezogen worden und unsere jugendlichen Gegner bis auf 40 Mann angewachsen, ohne daß sie uns etwas anhaben konnten, als endlich von der Hauptwache her ein Offizier, 30 Mann mit aufgesteckten Bajonetten anführend, auf uns losstürmte. Die lächerliche Geschichte fing nun an, mir doch bedenklich zu werden; ich entschloß mich kurz, schulterte und präsentirte das erbeutete Gewehr vor dem Offiziere und überreichte es ihm, militärisch salutirend. Dies schien ihm zu gefallen; er konnte sich des Lachens nicht enthalten, daß so viele Soldaten uns nicht von der Stelle hatten bringen können, doch fragte er ernsthaft, welcher Nation wir angehörten? Auf unsre Antwort, daß wir Engländer seien, wurden wir auf die Hauptwache geführt. Sogleich wurde ein Apotheker herbeigeholt, nicht etwa, um dem Schlosser ein Mittel einzugeben, ihn schnell zu ernüchtern, sondern um den Dolmetscher beim Verhöre zu machen; jedoch der Sprache nicht mächtig genug, wollte er einem Andern dies Geschäft überlassen, als ich mich unterfang, auch ein Wort darenin zu sagen. Kaum hatte ich aber als natürlicher Rechtsbeistand des Schlossers den Mund geöffnet, als ich dafür einen verben Schlag auf den fleischigsten Theil meines Körpers erhielt. Wüthend wandte ich mich um, wurde jedoch sogleich wieder ruhig, als ich alle Bajonette auf mich gerichtet sah.

Darauf wurden wir nach dem Hause des Pascha gebracht. Im geräumigen Vorhofe desselben aufgestellt, empfangen wir nach kurzer Zeit aus dem Munde eines an den Pascha abgeordneten Offiziers unsern Urtheilspruch, der auf Gefängnißstrafe lautete. Und ohne Weiteres wurden wir in den Kerker abgeführt. Zu unserem leidigen Trost im Unglück waren wir nicht die einzigen darin. An den Wänden des ziemlich geräumigen düstern Kellergewölbes saßen auf türkische Art eine Reihe Verbrecher, worunter sich auch ein Geistlicher befand, mit eisernen Ringen um den Hals, von deren jedem zwei in der Mauer befestigte Ketten ausliefen. Obwohl ich immer auf meinen Reisen neugierig war und Alles zu sehen wünschte, nach einer Bekanntschaft mit den Gefängnissen irgend eines Landes habe ich mich nie gesehnt. Nichts desto weniger sollte ich durch die Schuld meines Gefährten meine Kenntniß auch in dieser traurigen Hinsicht in der Türkei bereichern, gleichsam als ob ich das morgenländische Leben von allen Seiten kennen lernen sollte. Wie mancher brave Türke in Adrianopel ist alt geworden und gestorben, ohne das gesehen zu haben, was sich jetzt meinen Augen darbot. Himmel! unter welchem Auswurf der Menschheit befand ich mich! Mit Wuth im Herzen und Thränen im Auge ging ich mehrmals stumm im Gemache auf und ab, kaum getröstet durch das Bewußtsein meiner Unschuld und den Gedanken, nicht zu den Räubern und Mördern zu gehören, unter denen ich jetzt wandelte. Nicht so ruhig, wie ich, benahm sich der Schlosser, der, als sich die große Gatterthüre hinter uns geschlossen, an dieselbe getreten war, und nun so gewaltig daran zu schlagen und zu rütteln anfang, daß der Lärm zu den Ohren zweier türkischen Offiziere drang, die sich in der offenen Halle vor dem Kerker ergingen und seiner ohnmächtigen Wuth lachten und spotteten. Endlich traten sie näher mit der Frage, „wel-

cher Nation wir angehörten?“ und wir antworteten abermals: „Engländer.“ Erst jetzt in diesem Augenblicke fiel mir mein Firman ein, den ich bei mir hatte; ich reichte ihn den Offizieren. Sie lasen ihn, gaben ihn aber ohne ein Wort des Trostes zurück und entfernten sich, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Unter den Verbrechern befand sich ein Grieche, der, der wallachischen Sprache vollkommen mächtig, sich mit dem Schlosser, der dieselbe während seines sechsjährigen Aufenthaltes in der Wallachei ebenfalls gelernt hatte, in ein Gespräch einließ. Es betraf unsere Anwesenheit im Gefängnisse, und der Schlosser gab mir den schlechten Trost, daß wir, zu Folge der türkischen Gesetze, unser Vergehen leicht mit dem Leben büßen dürften. Daran konnte ich nun freilich nicht glauben, und doch jagte mir der bloße Gedanke an die Möglichkeit des Todes der Verbrecher einen Schauer durch Mark und Bein.

Bereits war eine qualvolle Stunde vorüber. Der Schlosser, der die Schuld von Allem trug, sang und jubelte in einem fort und machte in seiner Ausgelassenheit den tollsten Lärm, unbekümmert um das Schicksal, das ihn früher oder später treffen konnte. Da öffnete sich das Gatterthor, und zwei Janitscharen — die Gensdarmen in der Türkei — traten ein, um uns zum englischen Consul zu bringen.

Mit hoffnungsgeschwellter Brust traten wir in das Haus des Consul; er war gerade bei Tische, und seine Gattin trat heraus, um sich von den Janitscharen unser Vergehen und die dafür auferlegte Strafe ansagen zu lassen. Dann wandte sie sich an mich mit der Frage: Ob sich die Sache so verhalte, wie sie eben erfahren? Ich erzählte ihr den Hergang, wie ich ihn hier mitgetheilt habe. Die gute Frau sah diesmal nicht so zänkisch aus, wie früher, obgleich die ihr nachgelaufenen Hunde auch jetzt ein Wort mitredeten und ihr viel

zu schaffen machten, ihnen zwanzigmal das Maul zu verbieten und ihre Zähne von unsern Beinen abzuhalten. Es war mir längst klar, daß die Frau eigentlich Consul war, und ich sparte deshalb keine Redensarten, sie für uns zu gewinnen, was mir in meiner lieben Muttersprache gerade nicht schwer wurde; ja ich zeigte sogar den Hunden einige freundliche Theilnahme, und nun — ich sah es der Frau Consuln am Gesichte an — stand unser Spiel vortrefflich. Die geschmeichelte Dame entfernte sich, um ihrem Manne das eben Erfahrene zu hinterbringen, kehrte aber gleich wieder zurück und entließ die Janitscharen, nicht ohne die gekrümmten Hände derselben mit etwas beschwert zu haben. Nach einigen Augenblicken erschien der Consul, der zwar außer seiner Muttersprache französisch und türkisch sprach, aber das Deutsche, kaum um sich verständlich zu machen, jämmerlich radebrechte. Rächelnd sagte er uns: „Ich Euch zwei Tag in prison muß thun; habt so viel Solvat schlagen. Das nix nutz.“

Madame lachte über ihres Gatten deutsche Beredtsamkeit und er fuhr scherzend fort: „daß sich mein Weib lacht, sagt sie, ich nix versteh deutsch. Nun habt sich jetzt viel Arbeit?“ — „Zu dienen, Herr Consul,“ gab ich zur Antwort. „Wir wissen schon, wie Sie es meinen.“ — „Nun geht sich jetzt nach Haus, und wenn alles das Arbeit fertig, nach kommt hierher in prison.“ — „Sehr gütig, Herr Consul!“ Hiermit empfahlen wir uns und gingen keck an den Wachtposten und der Hauptwache vorbei, zur großen Verwunderung der Soldaten, die nicht begreifen konnten, daß wir so schnell wieder entlassen worden waren.

Fast alle Tage wirbelten die Trommeln der Truppen durch die Stadt, die nach Konstantinopel zogen, und als das reguläre Militär immer mehr abnahm, traten die Albanesen an seine Stelle, unter ihnen Kinder von 12 und Greise von

zu kochen, was er vortrefflich verstand. Immer dachte er jedoch darüber nach, wie es möglich sei zu leben, ohne zu arbeiten; mein Nassauer half ihm getreulich mit, und Beide waren bald nicht mehr in die Werkstätte und nicht aus den Weinhäusern zu bringen. Mich betrübte und langweilte diese überhand nehmende Unordnung zu gleicher Zeit, und ich dachte ernstlich daran, mich von den unverbesserlichen Menschen zu trennen.

Eines Abends kamen Beide angetrunken, wie immer, nach Hause, während ich schon zu Bette lag. Sie tappten nach dem Feuerzeuge umher, und ehe sie es fanden, entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Wenn er nur brauchbar ist!“ — „Ich habe nach dem besten gegriffen, aber ich konnte freilich nicht recht sehen.“ — „Soll er brauchbar sein, darf ihm kein Zahn fehlen und auch kein Loch darin sein.“ — „Wer kann das freilich in Nacht und Angst unterscheiden! Mir war nicht anders, als griffe ein Gespenst nach dem meinigen.“

Endlich wurde ein Licht angezündet, und ich sah, wie der Schlosser einen Todtenkopf zum Vorschein brachte, und ihn vor dasselbe hielt.

„Er hat noch alle Zähne,“ rief er froh, änderte aber sogleich den Ton und setzte mißgestimmt hinzu: „Schade! Schade! Er hat ein Loch. Wir müssen uns morgen einen andern holen. Dieser taugt nichts.“ — „So gehen wir morgen bei Zeiten auf den Gottesacker, um uns umzusehen, damit wir Abends nicht fehlgreifen,“ sagte der Tuchmacher. „Bis dahin verstecken wir diesen.“ — „Zwischen eils und zwölf werden wir schon einen finden,“ flüsterte ihm der Schlosser zu. „In dieser Stunde wird etwas vorgehen, aber du brauchst dich nicht zu fürchten, Narr! es thut dir nichts. Ist die Stunde vorüber, dann sind wir gemachte Leute.“

Hiermit begaben sich Beide zur Ruhe, und ich schnarchte

wie früher und ließ mir auch am andern Morgen nicht merken, daß ich hörender Zeuge ihrer nächtlichen Unterredung gewesen war. Um die Mittageſtunde verließen ſie die Werkſtätte unter dem Vorwande, ſich zu baden, kehrten aber bald zurück, vorgebend, das Waſſer ſei zu kalt geweſen. Sie arbeiteten bis zum Abend. Nach dem Eſſen legte ich mich ſogleich nieder und ſing bald tüchtig zu ſchnarchen an. Beide, in der Meinung, ich ſchlafe, gingen zur Thüre hinaus, ohne vorher das Licht auszulöſchen und kehrten bald mit einem andern Todtenkopfe zurück. Der Tuchmacher ächzte und klagte und hielt ſich mit den Händen die Hüfte.

„Wenn ich nur wüßte,“ ſagte er zum Schloſſer, „wer oder was mich von der Mauer geſtoßen, daß ich mir im Falſen Schaden gethan. In meinem Leben komme ich nicht wieder auf ſolche Gedanken. Lieber will ich mein Brod kümmerlich verdienen, als auf eine ſolche Art glücklich werden.“

Der Schloſſer antwortete nicht, er hielt den Schädel abermals vor das Licht und warf ihn, da er wieder nicht ohne Fehler war, fluchend bei Seite. Den großen Fehler in ſeinem eignen Kopfe fand er leider nicht. Und ſo gingen Beide abermals zu Bette. Am andern Morgen klagte der Tuchmacher über Schmerz an ſeiner Hüfte; ich machte die ſpöttliche Bemerkung, er werde ſich im Bade erkältet haben. Er ſchwieg, ich ebenfalls, und ſo gingen mehrere Tage vorüber, ohne daß ſich ſeine Schmerzen verminderten. Endlich konnte ich mich nicht länger zurückhalten. „Ihr ſeid,“ ſagte ich, „noch lange nicht genug geſtraft für Eure That. Ein Paar lebende Türken hätten Euch erwiſchen und den Rücken ſo durchgerben ſollen, daß ihr in 14 Tagen nicht hättet aufſtehen können. Laßt die todten Köpfe ruhen und braucht Eure lebenden, und rührt Eure Hände bei nützlicher Arbeit, damit

werdet Ihr ganz andre Schätze erheben, als durch lächerliche Zaubermittel. Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

In solchem Tone sprach ich noch weiter. Den Schlosser verdroß meine hofmeisternde Rede; er leugnete; er nannte mich mit unerhörter Frechheit einen Lügner, und in wenig Minuten entspann sich unter uns ein so fürchterlicher Zank, daß die Nachbarnleute herbeiliefen. Erst als ich drohte, der versammelten Menge ihre Schändlichkeiten zu eröffnen, bat mich der Schlosser um Gottes Willen zu schweigen, und versprach mir, in nächster Nacht den Schädel, den er im leeren Magazine neben unsrer Werkstätte versteckt hatte, wieder auf den Gottesacker zu tragen und einzuscharren, damit er nicht etwa von den Hunden entdeckt und auf die Straße geschleppt würde.

Vierzehn Tage nach diesem Erlebnisse hatte der Tuchmacher mit seiner lahmen Hüfte nicht ohne mein Zuthun die Stadt verlassen; der Schlosser aber blieb nichts desto weniger Bruder Lüderlich. Trotzig verlangte er die Ablegung der Rechnung und die Hälfte des Verdienstes, die ich ihm sogleich auszahlte. Bald hatte er das Geld durch die Gurgel gejagt und noch obendrein ohne mein Wissen einen Theil meines Werkzeugs verjezt; seine Kleider waren schon vorher denselben Weg gewandert. Es war kurz vor Ostern, und er wollte sich das Hemd, das er von Weihnacht auf dem Leibe trug, waschen lassen, aber die Reinigung unterblieb, weil er nur das einzige besaß. Das schöne Frühlingswetter hatte ihm nun gar alle Lust zur Arbeit genommen; es zog ihn unwiderstehlich ins Weite, er sehnte sich nach Wanderung und Veränderung. Gern war ich ihm durch einige Groschen Reisegeld zur Abreise behülflich, und ohne einen Stock, ohne ein Bündel wanderte er eines Tages lustig und guter Dinge nach Konstantinopel zu.

Ich kann nicht umhin, hier noch einige Worte über das Schicksal des schwedischen Schneiders einzuschalten, den ich bei meiner Ankunft in Adrianopel in Gesellschaft des Schlossers kennen gelernt hatte. Er logirte bei dem russischen Schuhmacher, wo ein von dem Feldzuge hier zurückgebliebener anderer Russe das Handwerk erlernte. In diesem Hause war der Versammlungsort der Deutschen in Adrianopel, und ich fehlte natürlich auch nicht dabei, wiewohl ich nur dann hinging, wenn ein Fremder angekommen war. Eines Tages war ein Deutscher aus Schlessien eingewandert, der sich mehrere Tage aufhielt. Dieser war, wie es so geht, bei der Flasche mit dem Russen in Streit gerathen. An einem Fenster saß der Schneider, emsig beschäftigt, für einen italienischen Doktor eine Hose zu vollenden, die schon bis auf das Ausbiegeln fertig war. Als er aber die Beine etwas zu stark anzog, hatte er das Unglück, daß ihm ein derselben als Fragment in der Hand blieb. In seiner Verzweiflung wollte er flüchten; denn er hatte nicht Geld genug, anderes Tuch zu kaufen, und ich gab ihm die Summe, um die er mich ansprach, nicht, weil ich sie doch nie wieder erhalten haben würde. Wenigstens ertheilte ich ihm den guten Rath, dem Doktor den Hergang der Sache offen zu erzählen. Doch hatte ihn der Tischler bereits anders instruirt, so daß er dem Doktor sagen sollte, er habe sich bei dem Streite des Russen und Schlessers ins Mittel geschlagen und dabei sei ihm die Hose zerrissen worden. Der Tischler erbot sich zugleich, ihm diese Angabe zu bezeugen. Beide waren zu dem Italiener gegangen, der, ihren Worten glaubend, sogleich die beiden Russen einsperren und zum Ersatz des Schadens verurtheilen ließ. Aus Furcht, ihre Lüge möchte aufgedeckt werden, hatten Beide, der Schneider und der Tischler, die Stadt zu meiden beschloffen. Zuvor waren sie jedoch in eine Weinschenke eingekehrt, und der

Schwede hatte sich so berauscht, daß er Nachts auf der Straße liegen bleiben mußte. Am andern Morgen sah er, daß ihm die Mütze und die Stiefeln fehlten, und er mußte in ziemlich strenger Kälte baarfuß und baarhäuptig Konstantinopel zuwandern.

Mit dem Weggange des Schlossers war auch in mir die Lust zu wandern wieder rege geworden, doch hielt mich eines Theils der englische Consul, dem ich seine beiden Wagen wieder herstellen sollte, andern Theils die Hoffnung, endlich doch noch von dem italienischen Tischler, meinem ersten Meister, den rückständigen Lohn zu bekommen, zurück. Ich war genöthigt, mir ein anderes Quartier zu miethen, was sich bald fand. Darin errichtete ich mir eine Hobelbank und war bald so mit Arbeit überhäuft, daß sie meine Hände allein nicht zu fertigen vermochten. Daher nahm ich einen durchreisenden deutschen Tischler als Gehülfsen an, und richtete eine zweite Hobelbank ein; unsre Arbeit wurde trefflich bezahlt. Nur hatten wir oft mit der Sprache zu kämpfen, und obgleich ich einen polnischen Schneider, der nicht viel Szigfleisch hatte, um weniges Geld als Dolmetscher annahm, so war mir doch in vielen Fällen mit ihm gar nichts gedient, da er zwar sehr gut Türkisch, aber desto schlechter Deutsch sprach. Endlich langte ein aus Semlin gebürtiger Grieche, Namens Wilhelmi, an, der in einer Ledersabrik zu Konstantinopel das Amt eines Dolmetschers versehen hatte. Dort hatte ich ihn als einen jungen Mann kennen gelernt, jetzt sah er sich kaum noch gleich, weder im Gesicht, noch in der Kleidung, die sonst sehr anständig war. Er war, während wir uns nicht gesehen hatten, zum muhamedanischen Glauben übergegangen, aber die neue Religion schien ihm gar nicht behagen zu wollen. Die Hoffnung, sich dadurch zu verbessern, hatte ihn zu diesem Schritte verleitet, allein seine Lage war nun um so schlechter

geworden. Und kann es auch wohl anders sein? Wer als Christ nichts taugt, wird auch als Türke nichts werth sein, und keine größere Schande kann ihm angethan werden, als die er sich selbst anthut. Denn wo kein Glaube mehr ist, da ist auch keine Redlichkeit, und wo diese fehlt, nimmt auch die Achtung ab. Ich habe während meines Aufenthaltes im Oriente viele Deutsche kennen gelernt, die ihren Glauben verändert, aber selten einen gefunden, der sich dadurch gebessert hatte. Von den Christen verabscheut und von den Türken verachtet, sinken sie in kurzer Zeit immer tiefer. Wilhelmi hatte sich aus Konstantinopel flüchten müssen, theils weil er den Vorschriften des Koran nicht getreu nachgekommen war, theils wegen verübter schlechter Streiche. Ich hätte ihn nicht wieder erkannt, wenn er sich mir nicht zu erkennen gegeben hätte, denn sein Gesicht war verunstaltet, da er sich, um nicht erkannt zu werden, die Haare seines schönen schwarzen Backenbartes, der Augenbrauen und Wimpern ausgerissen hatte. Ich kehrte mich nicht daran, denn seine Fähigkeiten waren dieselben geblieben. Er sprach fast alle im Oriente gangbaren Sprachen geläufig und war überdies noch im Rechnen und Schreiben bewandert. Um den Preis von einem rheinischen Gulden täglich nahm ich ihn als Dolmetscher an; und mehrere Monate hindurch leistete er mir treffliche Dienste. Er besuchte oft die Moschee, und häufig sah ich zu, wie er aus einem Büchlein betete und alle Bewegungen und Ceremonien seines neuen Glaubens beobachtete, was mir stets ein mitleidiges Lächeln abnöthigte.

Schon in Konstantinopel war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, die Sophien-Moschee zu besuchen, was jedoch mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft war. Hier sollte mein Wunsch, das Innere einer großen Moschee zu sehen, erfüllt werden. In Begleitung des Tischlers und des Dolmetschers

gingen wir nach der Moschee Selims, einem Gebäude, das an Großartigkeit und Herrlichkeit der Formen seines Gleichen in der Türkei nicht haben und selbst die Sophien-Moschee in Konstantinopel darin übertreffen soll. Die Kuppel derselben ist majestätisch gewölbt, und an jeder der vier Seiten der Kirche streben vier schlanke Minarets von gleicher Höhe und Stärke und der schönsten Bauart in die Luft. Jeder dieser Thürme trägt drei Altäne, die über einander herausgebaut sind, auf denen man rings um den Thurm gehen kann. Auf ihnen steht der Hadschilar (Glöckner) und verkündet sechs-mal des Tages und nach allen Himmelsgegenden hin mit lauter Stimme die Stunden des Gebets. Ich bestieg einen der Thürme. Auf drei über einanderlaufenden Wendeltreppen, deren eine jede zu einem der Altäne führt, steigt man in die Höhe, allein der Raum ist so beengt und niedrig, daß man nur gebückt und mit der größten Vorsicht vorwärts schreiten kann, weil meist dicke Finsterniß darin herrscht, die nur hier und da durch ein in der Mauer angebrachtes Loch ein wenig erhellt ist. Ermattet langte ich endlich mit dem Hadschilar am Ziele an und trat auf den Altan hinaus. Mir schwindelte und ich mußte die Augen schließen, obgleich die steinerne Brüstung ziemlich hoch war, und man nicht zu befürchten brauchte, das Gleichgewicht zu verlieren. Aber welch' ein unbeschreiblich herrlicher Anblick bot sich mir dar, als ich die Augen wieder aufschlug! Zu meinen Füßen lag Adrianopel mit dem regen Leben und Treiben in seinen Straßen und Bazars, mit seiner Einfassung von prächtigen Gärten und Lusthainen, vom Frühlinge mit dem üppigsten Grün geschmückt, durch die sich die Marika schlängelte, und darüber hinaus schweiften meine trunkenen Blicke über eine paradiesische, mit Städten und Dörfern besäete Gegend. Nach langem Schwelgen in diesen hohen Reizen endlich gesättigt, verließ ich den

Thurm und stieg mühsam wieder hinab. Von nun an bestieg ich fast täglich das Minaret, und es war mir eine Lust, Fremde hinauf zu führen. Einst ging ich mit einem Reisenden hinauf, und der Hattichilar begleitete uns nicht, weil er glaubte, ich würde den Weg allein finden, ich hatte jedoch nicht bemerkt, daß ich auf eine andere Treppe gerathen war. Möglich waren unsere Schritte gehemmt, theils durch die Laternen, die nur während des Beiramfestes ausgehängt werden und einstweilen hier niedergelegt waren, theils durch die Nester der Lachtauben, deren sich oft zwei auf einer Stufe befanden, die nur zwei Fuß breit war. Wir mußten, da uns die brütenden Vögel zu Hunderten um die Köpfe schwirrten, umkehren und die richtige Treppe suchen, die ich auch bald fand. Beim Heruntersteigen wollten wir die Stufen zählen, der Fremde verlor aber, weil er strauchelte und fiel, die Zahl aus dem Gedächtniß; ich hatte 245, jede einen Fuß hoch, gezählt.

Ehe man zur Kirche kommt, gelangt man in einen großen geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof, worinnen sich der Brunnen befindet, in welchem die Türken, bevor sie die Moschee betreten, das Gesicht, Hände und Füße waschen, um rein vor Gott zu erscheinen, ein Religionsgebrauch, der mir sehr gefiel. Dieser Vorhof soll, wie ich von Russen erfuhr, die während der Expedition zu Hunderten desertirt und nun in der Stadt ansässig waren, dem russischen Militär zum Exercierplatz gedient, und die türkischen Frauen an den Uebungen der Soldaten, oder vielmehr an diesen selbst das größte Wohlgefallen gefunden haben, indem sie in Abwesenheit ihrer Männer von der Eifersucht derselben nichts zu fürchten hatten.

Geht man rechts von dem Thurme, den wir bestiegen, gerade aus durch den großen Vorhof, so gelangt man auf mehreren Stufen zu einem Gewölbe, das einige Hundert

Schritte lang ist. Darin befinden sich die Läden der Saffianhändler und Schuhmacher. In der Mitte dieses Gewölbes zeigt man einen ungeheuern Pantoffel und einen Stiefel, der mehr als einen Stalleimer Wasser faßt. Beide sollen einem Riesen angehört haben, dessen Gebeine über einem Thore zur Schau hängen — Andre meinen, es seien die Gräten eines großen Fisches, was freilich eher zu glauben ist. Ueber einem andern Thore ist eine große, einen Fuß im Durchmesser haltende Kugel an einer Kette befestigt, mit welcher der Riese gespielt haben soll.

In dem Vorhofe findet sich, wie in jedem andern einer Moschee, eine besondere Abtheilung, Portemang (Appartement?) genannt. Dieselbe enthält öffentliche, sowohl von den Kirchgängern, als auch von den Kaufleuten und Käufern benutzte Abtritte. Diese Kaufleute haben ihre Läden nicht wie bei uns in ihren Wohnhäusern, sondern in Gewölben, die ganze Straßen bilden. Dasselbst legen sie ihre Waaren zum Verkauf aus, oder fertigen dieselbe, wenn sie zugleich Handwerker sind. Und von da aus gehen sie in den Stunden des Gebetes zur Moschee, ohne ihre Läden zu verschließen, denn sie sind sicher, daß ihnen nichts entwendet wird. Nicht nur, daß die Türken meist sehr ehrliche Leute sind, sondern es steht auch eine fürchterliche Strafe auf dem Diebstahle. Sieht man nun einen Kaufmann mit einem Kruge in der Hand durch den Vorhof gehen, so weiß man, daß er sich in das Portemang verfügt; das Wasser in dem Kruge dient ihm zur Reinigung nach verrichtetem Geschäfte. Für die Fremden ist in den Vorhöfen der Moscheen noch eine bequemere Einrichtung. Dort findet man nämlich einen großen Stein, in welchem zehn bis funfzehn Oeffnungen gehauen sind, über die sich der Eine getrennt von dem Andern stellt. Durch den Stein laufen Wasserrohren, und um sich zu reinigen, braucht man nur einen der daran befind-

lichen Messinghähne zu öffnen. Ich erwähne dieser Einrichtung in den Vorhöfen der Moscheen, um Reisende, die den Orient besuchen wollen, darauf aufmerksam zu machen, da ich weiß, wie nützlich einem eine solche Mittheilung ist.

Nachdem wir uns das Aeußere der Kirche genau besehen hatten, war es unser eifrigster Wunsch, auch das Innere derselben kennen zu lernen. Wir hatten im Vorhofe die Bekanntschaft eines türkischen Priesters gemacht, der Salep, ein warmes süßliches Getränk, in den Straßen verkaufte, und dieser führte uns, nachdem wir zuvor unsere Schuhe ausgezogen hatten, in das Innere. Durch mehrere reich verzierte, mit Inschriften geschmückte Eingänge, gelangt man dahin. Ein ungeheurer Raum, etwas düster und ohne auffallende Verzierungen, nahm uns auf. Ueber uns wölbte sich die majestätische runde Kuppel, von welcher Hunderte, an verzierten Schnuren befestigte goldene Lampen bis nahe an unsre Köpfe herabhingen. Sie werden an gewissen festlichen Tagen angezündet und erfüllen mit ihrem Glanze die weiten Räume. Rings um das Innere laufen zwei Gallerien von Marmor, die auf Säulen von demselben Material ruhen; auf der einen Seite derselben erhebt sich eine prächtig vergoldete Kanzel. Der Fußboden, ebenfalls aus Marmor bestehend, ist mit köstlichen Teppichen belegt. In der Mitte der Kirche springt unter dem Altar ein Brunnen hervor, aus dem wir mit über die Brust gekreuzten Händen tranken. Als dies geschehen war, trat ein Türke an uns heran und fragte, ob wir Deutsche oder Russen seien? Wir bejahten das erstere. Bänke, Stühle und Kapellen, wie in unsern christlichen Kirchen, sucht man in den türkischen vergebens. Ihr Gottesdienst dauert nicht so lange, wie der unsrige, und ist weder an einen bestimmten Tag noch an eine Stunde gebunden. Der Türke geht nach der Moschee, wenn es ihm beliebt, betet dort nach

Bedürfniß und entfernt sich, während ein Andern kommt und seinen Platz einnimmt.

Gewöhnlich ist die Anzahl der Betenden nicht groß, und nur während der Feste, vorzüglich während des Ramazan und Beiram sind die Moscheen im wahrsten Sinne des Worts angefüllt. Man muß die Feier eines solchen Festes mit angesehen haben, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können. An jenen Tagen sind die Häuser der Stadt festlich geschmückt, und die Straßen und Plätze gleichen Balljäten, in denen die muhamedanische Bevölkerung, auch der Aermste in seiner besten Kleidung, von einem Genuße zum andern taumelt. Vorzüglich sind die Vorhöfe der Moscheen die Tummelplätze ihrer ausgelassenen Lustigkeit, und hier sind Schaukeln und Carouffels errichtet und andre eigenthümliche Anstalten getroffen, den Vergnügungssinn der Gläubigen zu befriedigen. Nach Sonnenuntergang werden die ersten Lampen an den Thürmen aufgehängt, und von Minute zu Minute vermehrt sich ihre Anzahl bis auf viele Tausende, bis endlich ein blendendes Glanzmeer auf den Straßen und Plätzen wogt. Den schönsten Anblick aber gewährt die Moschee. Die sie umgebenden vier Minarets sind in gewisser Höhe durch schwebende Seile verbunden, an denen verschiedene brennende Figuren und hunte Lampen hängen, die das Auge durch ihren Glanz blenden. Die ganze Nacht hindurch brennen die Lampen, und ihr Anblick ist aus der Ferne wahrhaft prachtwoll, vorzüglich für den eines solchen Schauspiels ungewohnten Europäer. Er schwelgt ein Paar Stunden in dem fremdartigen Genuße, aber bald wird er dessen überdrüssig, da der Lärm und das Wogen auf den Straßen und in den Kafeehäusern, jede Nacht ununterbrochen bis zum Morgen anhaltend, ihn während der Dauer des Festes keine Stunde ruhig schlafen läßt. Mit dem Ende des Festes tritt der frü-

here Ernst der Türken wieder an die Stelle ihrer ausgelassenen Lustigkeit. Sie haben während dem Feste ihre eigentliche Natur ganz verändert und sind wie von einem Paroxysmus befallen.

Von nun an machte ich täglich in den müßigen Stunden Ausflüge in die nächsten Umgebungen der Stadt. Dicht an derselben, in der Richtung nach Süden zu, gelangt man über eine ziemlich breite Brücke auf eine Straße, die zwischen den Gärten hindurch führt. In denselben sind Brunnen zur Bewässerung des Bodens, der so fruchtbar ist, daß er alles Kostbare und Herrliche an Südfrüchten und Pflanzen hervorbringt, und in dieser Hinsicht mit dem reichsten Landstriche Aegyptens verglichen werden kann. Längs der Straße und rings um die Gärten stehen Maulbeerbäume. Die mit schief herzförmigen glatten Blättern und weißen Beeren werden weiße, die andern mit rauhen Blättern und schwarzen, der Brombeere ähnlichen, lieblich schmeckenden Früchten, schwarze genannt. Die Blätter des weißen Maulbeerbaumes dienen zur Ernährung der Seidenwürmer, mit deren Zucht man sich in Adrianopel hauptsächlich beschäftigt. Deshalb ist auch die Seide, die sonst so außerordentlich theuer und selten war, jetzt äußerst wohlfeil, und wenn sonst ein seidenes Gewand vom Großvater auf die Söhne und Enkel überging, so ist es gegenwärtig die allgemeine und gewöhnliche Tracht. Ist man etwa eine kleine Viertelstunde in den Maulbeerbaumalleen fortgewandelt, so kommt man an einigen, minder bemerkenswerthen Landhäusern vorüber zu einem dicht am Flusse gelegenen bequemen Kaffeehaus mit einem herrlichen Garten. Hundert Arbeiter waren eben damit beschäftigt, eine Brücke nach demselben zu führen. Dort wurde mir ein schöner Charakterzug des englischen Consul, meines Gönners, erzählt. Eines Tages kam er auf einem Spaziergange mit seiner Gattin zur Brücke, unterhielt sich

freundlich mit den Arbeitern und erfuhr von einem derselben, daß der Arbeitslohn äußerst gering sei. Und noch an demselben Tage ließ er tausend Piaster als Geschenk zur Belegung ihres Eifers unter sie vertheilen. Ueberhaupt soll er viel Gutes gestiftet haben und war bei den Türken sehr beliebt und geachtet. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Brücke, deren Bau er so großmüthig unterstützte, zu betreten, weil bald darauf die Pest ausbrach, als deren erstes Opfer er fiel.

Fast jeden Sonntag ließ ich mich vom Kaffeehause aus auf die andere Seite übersetzen, um dort zu jagen. Dort wandelt der Fuß noch immer zwischen Gärten, an deren Ende sich erst eine weite schöne Ebene mit Wiesen und Feldern eröffnet, denen weiter nichts fehlt, als fleißige Hände, um ihre natürliche Fruchtbarkeit zu vervielfältigen. Die Wiesen und Kleefstücke sind die Weideplätze für die Pferde, die während des Sommers nie in die Ställe getrieben werden. Man schiebt sie daselbst mittels eines Stricks an Pfähle gebunden, dessen Länge ihnen den Raum bestimmt, den sie abweiden sollen. Täglich wird der Pfahl weiter fortgeschlagen und ihnen somit ein neuer Weideplatz angewiesen. Die Knechte wie der Herr liegen in träger Ruhe in den unsern aufgeschlagenen Zelten. Nur für den Winter, wenn Pferde und Rinder — die auf gleiche Weise wie jene weiden — in die Ställe getrieben werden, haben sie für die Fütterung derselben zu sorgen.

Bisher hatte ich von der Lebensart der Türken, von ihren Sitten und Gebräuchen nur wenig kennen gelernt. Ich war ihnen meist nur in den Kaffeehäusern begegnet, wo sie schweigend auf Matten saßen, ihren Kaffee ohne Zucker und Milch tranken und ihre Pfeifen rauchten, oder ich war mit ihnen in den Garküchen zusammen gekommen, wo sie, Arm und Reich, im buntesten Gemische, mit einer köstlichen Brühe zubereitete Rinds- und Hammelfüße genossen, von denen man

sowohl für drei Pfennige, als für einen Thaler erhalten kann. Jetzt sollte ich auch auf andre Weise und in ihrer Häuslichkeit mit den einst so gefürchteten Moslemim in Berührung kommen.

Eines Tages wurde ich nämlich mit meinem Dolmetscher von den Söhnen des Pascha Filippi — wenn ich den Namen richtig gemerkt habe — zu Tische geladen. Er war derselbe, welcher im russischen Kriege die Festung Schumla dem Feinde nicht übergeben wollte, bis ihm die Soldaten erklärten, daß sie, ihren sichern Tod vor Augen, sich nicht mehr vertheidigen würden. Da der heldenmüthige Pascha die Stadt nicht retten konnte, so wollte er wenigstens seinen Kopf in Sicherheit bringen. Zu dem Ende verfaßte er ein Schreiben an den Sultan, worin er ihm die Lage der Dinge der Wahrheit gemäß mittheilte, ließ es von sämtlichen Hauptleuten unterzeichnen und setzte zuletzt auch seinen Namen darunter. Dann erst übergab er die Stadt und reiste nach Konstantinopel, um mit verzweifelter Kühnheit dem Sultan das Schreiben selbst zu überbringen. Alle fürchteten für seinen Kopf, doch der Sultan, durch das Schreiben überzeugt, daß der Pascha der letzte gewesen war, der in die Uebergabe gewilligt hatte, schenkte ihm das Leben. Doch erhielt er den Abschied, weil er so viele Menschen nutzlos hingeopfert hatte, und lebte seit der Zeit als reicher Privatmann in Adrianopel. Mit seinen liebenswürdigen Söhnen war ich durch mein Handwerk bekannt geworden; ich hatte einen Wagen für sie gefertigt.

Ich folgte der ehrenvollen Einladung und wurde mit meinem Dolmetscher freundlich empfangen und in den obern prächtigen Saal des stattlichen Hauses geführt, wo sich die ganze Gesellschaft auf die Polster des Divan niederließ. Die Speisen wurden aufgetragen, aber was da Alles in einander

gekocht war, kann ich nicht angeben. Nur das weiß ich, daß das Hauptgericht aus Reis, Linsen und einer Art kleiner Weizenkörner bestand. Eine andere Schüssel enthielt eine Brühe, die wie Syrup schmeckte, während daneben eine Art von Käse lag, der sich sehr leicht mit den Fingern brechen ließ. Alles dies zusammen stand auf einer runden Scheibe, um welche wir auf der Erde auf Teppichen saßen. Das Brod brach sich ein jeder nach Belieben und fuhr damit, es zwischen zwei Fingern und dem Daumen haltend, bald in diese, bald in jene Schüssel, um deren Inhalt zu kosten. Im besten Essen begriffen, wurde uns durch einen Sklaven die Ankunft des Pascha gemeldet. Sogleich sprangen die Söhne von der Erde auf, stellten sich neben einander wie Soldaten, mein Dolmetscher that dasselbe und mir blieb auch nichts weiter übrig. Da standen wir denn wie leblose Puppen. Die Thüre öffnete sich, der Pascha trat herein; die Söhne verneigten sich, ebenso auch wir; ohne ein Wort zu sagen, ging der stolze Fürst an uns vorbei durch den Saal nach einem andern Zimmer. Die Dienerschaft folgte ihm mit dem Schibuk nach. Das ganze Wesen des Pascha verrieth den Tyrannen, und nie habe ich ein dunkleres unheimlicheres Auge gesehen, als das, welches aus seinem schwarzbärtigen Gesicht unter den düsteren Brauen hervorblickte; nie habe ich einen Türken gesehen, der eine größere Ähnlichkeit mit dem Sultan hatte.

Wir nahmen unsere Plätze wieder ein. „Bugrum“ — nach Belieben — sagten die Söhne und wir aßen weiter. Dies ist das einzige Wort, womit der Türke einen jeden, weiß Standes und Glaubens er auch sei, zu essen nöthigt; aber er sagt es nur einmal. Da wir unser Mahl auf türkische Weise mit den Händen eingenommen hatten, die uns als Messer, Gabel und Löffel dienen mußten, so wuschen wir uns nach

Beendigung desselben gleich ihnen in dem Marmorbecken des Brunnens; der im Zimmer befindlich war. Dreht man den Hahn auf, so läuft das Wasser etwa einen Strohhalm dick über die Hände in das Becken, aus welchem es sogleich wieder abfließt. Durch eine Vorrichtung an den Röhren steigt das Wasser in den dritten Stock und fällt dann durch eine andere Röhre wieder herunter. Wir schieden endlich mit den üblichen Höflichkeitsbezeugungen von den liebenswürdigen Paschasöhnen.

Hat man mit einem Türken ein Geschäft, so wird man äußerst gastfrei von ihm aufgenommen und gleich beim Eintritt in das Zimmer genöthigt, auf dem Divan Platz zu nehmen. Sofort wird einem von den Sklaven eine Tasse schwarzer Kaffee und eine Pfeife angeboten, und der Türke sitzt eine Zeit lang neben seinem Gaste, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Wenn der Kaffee getrunken und eine oder auch mehrere Pfeifen geraucht sind, nimmt der Türke eine Schnur mit Zahlperlen, ähnlich einem Rosenkranze, die sie zum Rechnen gebrauchen, in die Hand, und die Unterhaltung beginnt. Er spricht wenig, aber jedes Wort mit Ueberlegung, handelt nicht lange, wenn er etwas kauft oder verkauft, oder eine Bestellung macht, und zahlt auf der Stelle, wenn die Arbeit nach Wunsch ausgefallen ist. Einst trug mir der Türke, den ich früher mit der Radachse zur Bezahlung gezwungen hatte, auf, ihm neue Speichen in die Räder seines Staatswagens zu machen, obgleich die alten noch gut waren, so daß ich sie nur etwas auszubessern und zu verkeilen brauchte; doch hütete ich mich, ihm dies merken zu lassen. Statt der vierzig neuen Speichen, die ich ihm einziehen sollte, brauchte ich nur eine einzige, und ich war eben mit ihrer Fertigung beschäftigt, als er zu mir in die Werkstätte trat und mich freundlich lobend auf die Achsel klopfte, daß ich schon so fleißig

an seiner Arbeit sei. „Sei du nur erst aus meinem Hause,“ dachte ich, „dann soll es noch schneller gehen.“ Nach seiner Entfernung schlug ich den hintern Ring des Rades ab, verkeilte die Speichen, schlug den erwärmten Ring wieder an, damit die Keile nicht herauspringen konnten, und strich das Rad mit brennend rother Farbe an. Die Türken lieben nämlich, wie alle ungebildeten Menschen, die grell bunten Farben, und ich hatte einen großen Vorrath zu meinem Gebrauche. Beim Besuche des vornehmen Mannes am folgenden Tage gab er mir seinen vollen Beifall über das Rad zu erkennen und ließ mir durch den Dolmetscher sagen, daß ich die andern auch so anstreichen sollte. Mit möglichstem Ernst versetzte ich: die Farbe sei sehr theuer; er ließ mir dagegen bemerken, er ließe sich das Geld nicht dauern, und so zahlte er mir auch am vierten Tage, wo ich ihn wieder zu mir bestellt, bereitwillig die geforderte Summe für die durch meinen Pinsel wieder neu gemachten Speichen. Man muß dabei bedenken, daß ich täglich dem Dolmetscher einen Gulden zu bezahlen hatte, den ich meinen Kunden nicht anrechnen durfte, und daß ich der einzige Wagner in Adrianopel war, obgleich mehrere Tischler in mein Handwerk pfuschten, die sich jedoch erst bei mir Rath's erholten, wenn sie etwas zu fertigen hatten. Somit hatten die Türken keine Wahl, hie und da herum zu fragen, wer die Arbeit besser oder wohlfeiler mache, sie mußten zu mir kommen, und man wird mir nicht verdenken, wenn ich mir die Arbeit gut bezahlen ließ. Immer erhielt ich von ihnen den Lobspruch: „Nemse Engloss hebre Jabbar!“ — Der deutsche Engländer macht Alles. — Meine Werkstätte war, vorzüglich wenn ich Wagen anzustreichen hatte, zu klein, deshalb schlug ich sie auf der Straße auf und war immer von männlichen und weiblichen Zuschauern umgeben. Am meisten aber waren es Frauen, die oft Stunden lang bei

mir stehen blieben, wenn ich anstrich, die Blumen und Zierathen, die ich malte, bewunderten, und sich oft an den Farben ihre niedlichen Finger beschmutzten. Sie waren so neugierig und naiv wie Kinder, und zeigten sich eben so begierig, alles, was ihnen gefiel, zu betasten. Ich sah darunter einige sehr schöne Gesichter, die ihre Schleier zuweilen etwas tiefer fallen ließen, als es erlaubt sein mochte, ja sie hatten sogar den Muth, mich zu fragen, ob ich ein Deutscher oder ein Russe sei, und bejahte natürlich das Letztere, weil die Russen von der Expedition her noch bei ihnen in gutem Andenken standen. Mir schien es, als würden sie sich nicht sehr grämen, wenn die Russen heute wieder kämen und ihre Männer zum zweiten Male aus Adrianopol jagten. So hatte ich fast täglich bei meiner Arbeit eine Unterhaltung, wenn auch meist nur eine stumme.

Eines Tages hatte ich einen Wagen zu lackiren. Schon stand er schattirt vor meiner Thüre, als mehrere Soldaten daran vorbeigingen, von denen der Eine, ein Unteroffizier, die Farbe mit den Händen abwischte und die Arbeit besudelte und, meinen Zorn verspottend, sich mit seinen Kameraden in eine Weinschenke begab. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Unteroffizier wieder heraustrat, auf den Wagen zuging, mir frech befahl, denselben anders wohin zu stellen und dabei mit beiden Händen die Farbe von den Speichen abstrich. Darüber im höchsten Grade erbittert, schlug ich ihn so derb ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Im Aufstehen zog er den Säbel und drang damit wüthend auf mich ein. Zum Glück stand neben dem Wagen ein starker, drei Fuß langer Stock, der mir dazu diente, die Fensterladen meiner Werkstätte aufzuspreizen, und den ich jetzt zur rechten Zeit ergriff. Während er nun von oben herein nach mir hieb, schlug ich ihn von unten hinauf damit so derb an die Hand, daß er den

Säbel fallen ließ, zum großen Gelächter der übrigen Soldaten, die unserem Streite zuschauten. Wüthend und auf seine Gefährten schimpfend, hob er den Säbel auf, steckte ihn wieder ein und eilte fort, um die Wache zu holen. Diese folgte ihm jedoch nicht, weil sie glaubte, ich würde wieder eben so wenig bestraft werden, wie bei dem frühern Excesse. Am andern Tage ging er zornig an mir vorbei, aber am dritten trat er freundlich in meine Werkstätte und nöthigte mich mit Gewalt, ihm in eine Weinschenke zu folgen, um bei einem Glase Wein das Unrecht, das er an mir begangen und das er offen und ehrlich bekannte, wieder gut zu machen.

Meine Werkstätte war bald zum Versammlungsorte der Deutschen in Adrianopel geworden und alle zuwandernden Landsleute sprachen darin ein, und obwohl ich viele Ausgaben hatte, so war ich doch mit meiner Lage vollkommen zufrieden. Einst kamen zwei Schlosser, der eine aus Schlessen, der andere, Namens Nuringer, aus Anspach, sammt einem Weber aus Oesterreich zu mir. Ich kaufte den Schlossern Werkzeug, und sie fingen an, in Compagnie zu arbeiten; den Weber behielten sie als Zuschläger bei sich. Bald wurden jedoch dessen Forderungen hinsichtlich der Kost und des Lohnes so unverschämt, daß sie ihn fortschicken mußten. Zu meiner unaussprechlichen Freude besuchte mich auch ein Thüringer, der noch dazu nur wenige Stunden von meiner Heimath gebürtig war, nämlich aus einem Dorfe bei Langensalza. Er war ein junger schöner Mann, seines Gewerbes ein Tuchmacher, blieb einige Tage bei mir und verließ mit dem eben erwähnten Weber Adrianopel. Der Letztere ohne Geld, was in der Türkei viel sagen will. Sie beabsichtigten nach Jerusalem zu wandern. Der Tuchmacher besaß zwar noch einige Dukaten, aber wie weit kommt man damit in einem Lande, wo man keine Meistergeschenke zu empfangen hat! Bald nach ihrem

Weggange entzweiten sich auch die beiden Schlosser, und obwohl ich ihnen alle Schmiedearbeit zuwies, so war doch an ein Fertigen derselben nicht zu denken; denn der Schlosser lief lieber auf den Bazars herum und kaufte sich Früchte, die ihm besser schmeckten, als die Arbeit, während der Andre natürlich allein nichts fördern konnte. Bald darauf kamen wieder drei Deutsche, zwei Tischler aus dem Württembergischen und ein Schlosser aus dem Braunschweigischen an, von denen Letzterer an die Stelle des sogleich entlassenen näschigen Schlesiens trat. Einen der Tischler behielt ich bei mir; der Andere, Namens Keller, wanderte nach Konstantinopel. Später traf ich in Smyrna und Alexandrien wieder mit ihm zusammen, von wo aus wir nach dem Sinai reisten, wie ich unten erzählen werde. Der neue Schlosser blieb aber auch nicht lange; auch ihm schien die Sommerarbeit nicht zu gefallen. Er wünschte ebenfalls, Konstantinopel zu sehen und ging dahin ab.

Um diese Zeit trat ein sogenannter englischer Vereiter in Adrianopel auf, der Hartmann hieß und aus Baiern stammte. Er hielt sich einige Wochen daselbst auf, gab aber seine Vorstellungen nicht in der Stadt, sondern auf einem Dorfe, das den Franken und den europäischen Consuln zum Sommeraufenthalt dient. Sie waren zahlreich besucht und fanden großen Beifall, weil dergleichen in jener Gegend noch nie gesehen worden war. Er hatte einen Knaben von etwa zwölf Jahren bei sich, den ich eines Abends sammt seinem Diener mit auf die Jagd nahm. Vor der Stadt an der ersten Brücke saßen auf dem Schornstein eines Hauses zwei Nachttauben. Auf einem freien Plage um dasselbe lagerten mehrere Bauern mit ihren Ochsenwagen, die mich wiederholt baten, ich möchte nach den Tauben schießen. Ich that's ohne Argwohn, und beide fielen auf einen Schuß vom Schornstein auf das Dach, wo sie liegen blieben. Immer noch ganz unbefangen fragte ich

die Bauern, wer in jenem Hause wohne? Sie antworteten, das Haus gehöre Christen, wir möchten nur hineingehen und die Tauben vom Dache holen. Wir folgten der Weisung ahnungslos und gingen unangefochten durch den einen Vorhof nach dem zweiten, um hier auf das flache, etwa zwei Stockwerk hohe Dach zu steigen. Zwischen zwei Häusern kletterte der Knabe auf hervorstehenden Nägeln empor, ich half ihm, während der Diener im Hofe stehen blieb. Schon stand ich dem Dache gleich, auf welchem der Knabe nach der Beute suchte, als sich mit einem Male im Hofe ein furchtbares Geschrei erhob. Vier türkische Weiber kamen mit Stangen bewaffnet aus dem Hause und schlugen aus allen Kräften auf den Knecht, der, ohne sich lange zu besinnen, mit unsern Gewehren Hals über Kopf durch die Thüren Reißaus nahm. Bis dahin hatten uns die Weiber noch nicht bemerkt, leise rief ich dem Knaben zu, die Beute liegen zu lassen, und half ihm wieder herab, wobei wir Beide in der Eile leicht hätten Hals und Beine brechen können. Sowie wir aus dem Zwinger hervortraten, stürzten die wüthenden Weiber auf uns los, ich aber riß schnell der Einen die Stange aus den Händen, und parirte damit die Schläge der Andern, um nur den sich furchtsam an mich anschniegenden Knaben zu schützen. Die in der That unbeschreibliche Wuth der Frauen rief das ganze Haus mit freischendenden Tönen auf. Unser Versuch, ebenfalls zu flüchten, wurde durch herbeieilende Türken vereitelt, die auch den fliehenden Diener in Empfang genommen hatten. Die Zahl unsrer mit Wort, Blick und Geberde drohenden Feinde mehrte sich von Minute zu Minute. Bald darauf kam eine Abtheilung Soldaten, die uns alle drei auf die Wachtstube brachten, weil sie nicht wußten, wohin anders sie uns bringen sollten. Mir wurde nicht wohl zu Muthe bei der Sache. Ich wußte, daß der englische Consul mit seiner Gattin, die einzi-

gen beiden Wesen, die uns hätten retten können, verreißt war, und mit den gräßlichsten Farben trat mir das Schicksal eines Griechen vor die Seele, der wenige Tage zuvor gehängt worden war. Er hatte mehrere Jahre bei einem Türken in Diensten gestanden, die er mit denen eines andern Brodherrn vertauschen wollte, und forderte vom Erstern den rückständigen Lohn. Der niederträchtige Türke vermochte seine Frau, zum Richter zu gehen und den Griechen anzuklagen, er habe sie in Abwesenheit ihres Mannes verführen wollen. — Auf diese Weise wurde der Glende den drängenden Gläubiger los, der ohne weiteres Verhör zum Strange verdammt wurde. Auf dem Hauptplatze der Stadt, der von einer Kreuzstraße durchschnitten wird, in welcher die Apotheke inmitten der schönsten Gewölbe und Läden liegt, steht ein Eckhaus, dessen zweites Stockwerk etwa drei bis vier Fuß hervorspringt und von schrägen Säulchen unterstützt ist, die den Türken zugleich als Galgen dienen. Das Haus gehörte einem Griechen, der im untern Stock ein reiches Gewölbe hatte. Ich befand mich gerade in diesem Theile der Stadt, wo nichts von einer Hinrichtung bekannt war, und war Zeuge, wie sechs Zigeuner Abends gegen 6 Uhr den Griechen, der schon den Strick um den Hals hatte, an dem Hause des reichen christlichen Kaufmanns aufknüpften. An den Wohnungen der Armen oder der Türken wird Niemand aufgeknüpft. Wenn die Execution vorüber ist, so gehen die braunen Henkersknechte zum Eigenthümer des Ladens und fragen, wie viel Pfaster er geben wolle, damit der Leichnam sogleich wieder abgenommen werde. Bietet er ihnen nicht auf der Stelle drei bis vierhundert Pfaster, so lassen sie ihn drei oder mehrere Tage hängen, wodurch das Haus beschimpft ist, und die Käufer den Laden meiden, zahlt er aber, so wird die Leiche gleich denselben Abend wieder abgeschnitten, und nur Wenige haben etwas von der Execution gesehen.

Alle die Schreckensscenen jenes Abends traten mir vor die Seele, und ich dachte: „Was wird aus dir werden? Kann nicht ein schändliches Weib eine ähnliche Anklage, wie gegen jenen Griechen, auch gegen dich vorbringen? Und wenn dies geschieht, wie bald wird dir dann der Strick über den Kopf geworfen sein!“

Eine Stunde ging mir in Angst und Pein vorüber, der Knabe weinte unaufhörlich, und der Knecht stand neben mir zitternd und zagend. Niemand ließ sich sehen, keiner unsrer Freunde wußte, wo wir waren, und wir konnten Niemand zu ihnen schicken, einmal, weil wir uns ihnen nicht verständlich machen konnten, und sodann, weil sich kein Türke hergegeben hätte, einen Gang für uns zu thun, auch wohl einen solchen nicht thun durfte. So waren wir jeder Anklage bloßgestellt und mußten uns in unser trauriges Schicksal ergeben. Doch die Hand der Vorsehung hatte auch hier wieder über uns gewacht, denn bald darauf erschien Herr Hartmann wie ein rettender Engel in unserem Gemache. Im Begriff, mit seinem Dragoman auszureiten, erfuhr dieser von einem türkischen Soldaten, was mit uns vorgegangen war und wo wir uns befanden. Sie hatten uns gesucht und uns endlich gefunden. Nachdem ich Herrn Hartmann mit kurzen Worten den Hergang der Sache erzählt, fragte er bedenklich: „Was ist unter diesen Umständen zu thun?“ — „Leider nicht viel,“ gab ich zur Antwort, „da der englische Consul nicht anwesend ist. Gehen Sie jedoch zu seinem Secretär, Herrn Blunt, sagen Sie ihm, was sich zugetragen, und daß ich mit Ihren Leuten dabei gewesen sei, ferner daß uns die Türken die Gewehre genommen hätten, von denen eins dem Consul gehöre, und bitten Sie ihn, er möge bestätigen, daß wir drei Verhafteten Engländer seien und ein gutes Wort für uns einlegen. Hartmann gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. Wenige Mi-

nuten darauf wurden wir von der Wache nach dem Hofe des Pascha abgeführt, diesmal jedoch nicht links nach den Gefängnissen, sondern rechts vor ihn selbst. Er wollte mit eigenen Augen die drei verwegenen Engländer sehen. Wir traten mit großer Bangigkeit in das Zimmer, wo der Secretär Blunt uns schon erwartete. Die Sache war bereits abgethan. Wir wurden frei gesprochen, obwohl der Mann der türkischen Frauen, der ebenfalls zugegen war, viel von unserem Verbrechen erzählte, worauf jedoch der Pascha nicht achtete. Anfangs wollte man unsere Gewehre zurückbehalten, doch erhielten wir sie endlich und gingen, herzlich froh, auf diese Weise durchgekommen zu sein.

Die Jagd wurde indessen nicht eingestellt, und mehrere Tage hinter einander ging ich in Begleitung Hartmanns dem edlen Waidwerk nach, jedoch in den Gärten außerhalb der Stadt.

Lange standen wir eines Tages auf der ersten, über die Mariza führenden Brücke und sahen den Flößern zu, die alle ihre Kräfte anstrengen mußten, um mit ihrem Floß unter der Brücke durchzukommen, da der Fluß nicht von gleicher Tiefe war. Am Ufer fiel uns eine Maschine in die Augen, die vorn schlittenartig gestaltet und hier zwei bis drei Fuß breit und etwa sechs Fuß lang war. Die Kufen, nur vier bis fünf Zoll stark, waren aus Kiefernholz und unten mit großen Feuersteinen besetzt, die anderthalb Zoll, die scharfe Seite nach außen, von einander standen und so fest in das Holz eingefügt waren, als wären sie mit demselben zusammengewachsen. Dies mochte daher rühren, daß die Steine unmittelbar nach der Fällung und Bearbeitung des Baumes eingesetzt worden waren und durch das allmälige Zusammenziehen des Holzes so fest gehalten wurden, daß sie selbst mit der größten Gewalt nicht ausgebrochen werden konnten. Dieses

seltfame Geräthe war eine Drehmaschine, von deren Anwendung ich mich jedoch nicht habe unterrichten können.

Von der Brücke gingen wir zu einer Mühle, die nach Art der unsrigen erbaut war, und von da zur zweiten Brücke, die zu dem mehrfach erwähnten Kaffeehause führte und noch nicht ganz vollendet war. Nicht weit davon auf der Straße standen zwei Faustkämpfer, welche vor der gaffenden Menge ihre Kräfte sehen ließen. Beide waren Christen dortiger Gegend und ihre Muskelkraft erstaunlich. Baarsfuß und nur mit weiten kurzen Pantalons bekleidet, gingen sie gebeugten Kopfes gegen einander und suchten sich zu ergreifen, und wenn dies geschehen, rangen sie zum großen Ergözen der Menge oft eine halbe Stunde lang, bis Einer von dem Andern überwältigt war. Wir sahen dem Schauspieler eine Zeit lang zu und entfernten uns dann, um unsere Jagdblust zu befriedigen.

Etliche Tage darauf ging Hartmann nach Konstantinopel, um vor dem Sultan zu spielen, und nicht allein dieser, sondern auch die anwesenden Gesandten fanden an seinen Reitkünsten das größte Wohlgefallen, so daß er über ein Jahr lang dort blieb und sehr viel Geld und ansehnliche Geschenke mit fortnahm.

Der Hanauer, mein Reisegefährte von Konstantinopel bis hierher, hatte sich wegen zu geringen Lohnes nicht so viel verdienen können, um mir seine Schuld zu bezahlen. Jetzt gedachte er wiederum nach der Wallachei zu reisen, und bat mich, mir das Geld schuldig bleiben zu dürfen, bis wir uns einst wiedersehen würden. Ich lachte über den naiv gutmüthigen Vorschlag, der gewiß ehrlich gemeint war, und da er ein artiger, braver und gutherziger Mensch war, der oft den letzten Pfennig aus der Tasche an einen ihn ansprechenden Armen gegeben hatte, so schenkte ich ihm das Darlehn. Mit Thränen in den Augen schied er von mir.

Unterdeſſen war der engliſche Conſul wieder zurückgekehrt und hatte mich ſogleich rufen laſſen, weil an ſeinem Wagen mancherlei zerbrochen war. Er hatte bereits mein legtes Abenteuer erfahren und warnte mich, nie wieder Tauben vom Schornſteine zu ſchießen, noch in die Häuſer der Türken zu gehen. Dabei erkundigte er ſich nach den Schloſſern und den andern Gehülſen. Auf meinen Bericht, daß die Andern weiter gegangen und nur noch der bairiſche Schloſſer da ſei, der aber nicht mehr arbeiten wolle, machte er mir den mich ſehr überraschenden Vorſchlag, zu ihm zu ziehen, täglich mit ihm und ſeiner Frau, trotz ihres zitternden Hauptes, auf die Jagd zu gehen und ganz und gar bei ihm zu bleiben. Ja, er erklärte, er wolle mich an Kindesſtatt annehmen, und war ſo gütig, mir noch einen monatlichen Lohn anzubieten, wenn ich die Gefälligkeit haben wollte, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Ich verſprach ihm am dritten Tage beſtimmte Antwort zu ſagen, und verließ ihn erfreut über die herrlichen Ausſichten für die Zukunft, die mir der vortreffliche Mann eröffnete. Welch ein glückliches Loos ſah ich vor mir ausgebreitet, wie ich es in meinen kühnſten Träumen nicht gehofft! Ganz freudetrunken ging ich umher und machte mir die wunderlichſten Pläne. Aber meine ſchönen Luſtſchlöſſer löſten ſich bald in Nebel auf. Am dritten Tage erfuhr ich, daß der Conſul an der Peſt krank liege, die ein Türke aus Konſtantinopel mit hieher gebracht und am vierten verbreitete ſich das Gerücht, daß er, wie ich bereits oben erzählt habe, als das erſte Opfer dieſer ſchrecklichen Krankheit gefallen ſei. Dieſe Nachricht ſchmetterte mich nieder und verbreitete Schrecken und Furcht in der Stadt, die ſeit vielen Jahren von der Peſt nicht heimgeſucht worden war, und Niemand war zu bewegen, den Todten aus dem Hauſe zu ſchaffen, obgleich man demjenigen 300 Piaſter bot, der ſich dieſem Geſchäfte unterziehen wolle.

Endlich verstanden sich einige betrunkene Russen dazu, und noch an demselben Abende wurde der liebenswürdige und von Allen geachtete Mann gleich einem Stück Vieh auf den nächsten vor der Stadt gelegenen Ager gebracht und eingescharrt. Mit ihm meine schnell und üppig erblühten Hoffnungen. Ich verlor an diesem Manne einen Gönner, wie ich auf Erden keinen zweiten gefunden habe. Sein mir unvergesslicher, dem meinigen so ähnlicher Name war Döbles. Auf die Nachricht, daß die Pest ausgebrochen sei, standen auf einmal alle Geschäfte und auch das meinige still, denn Niemand wollte mehr etwas arbeiten lassen, aus Furcht, mit einem Pestkranken in Berührung zu kommen. Mir blieb daher nichts Andres übrig, als Adrianopel je eher je lieber zu verlassen. Zu dem Ende entließ ich meinen Dolmetscher, der mich zu guter Letzt noch bei der Zahlung für die Reparatur eines Wagens betrogen hatte, da ich zum Essen und Spazierengehen keinen mehr brauchte, verkaufte meine Hobelbank an einen griechischen Tischler, der ebenfalls nicht übel Lust hatte, mich um den Kaufpreis zu betrügen und erst vom Richter zur Bezahlung desselben angehalten werden mußte, und nahm Abschied von dem bairischen Schlosser, der sein Werkzeug auch verkaufte, mir das ihm Geliebte treulich zurückzahlte und den Weg nach Konstantinopel einschlug. So schnell und plötzlich verdunkelte sich der bisher so heitre Himmel meines Glücks, an welchem mir zuletzt der glänzendste Stern aufgegangen war, um gleich darauf in ewige Nacht zu versinken.

Auf meinen Gängen durch die Stadt kam ich auch zu einer griechischen Kirche, die an der Straße und nicht weit vom Hause des obengenannten griechischen Tischlers lag. Der Vorhof derselben war mit einer hohen Mauer umgeben, und darin befand sich ein heimlicher Fleischmarkt. In der Frühe des Tages und in Säcken versteckt, damit es kein Türke merke,

bringen die Bauern der Umgegend ihre geschlachteten Schweine dahin und legen sie zum Verkauf aus. Ein Christ theilt die Nachricht von dem angekommenen Schweinefleische dem andern mit und ein Jeder kauft ein Stück, trägt es aber verdeckt nach Hause, weil die Türken, denen der Genuß desselben verboten ist, auch den Anblick desselben nicht dulden wollen.

Seit etlichen Wochen befand sich ein Italiener in Adrianopel, der mit einem Leierkasten, auf dessen Oberfläche Puppen nach dem Takte der Musik tanzten, durch die Straßen und Bazars zog und gute Geschäfte machte. Die Türken hatten so etwas noch nie gesehen und wollten wissen, was jede tanzende Figur bedeute. Durch diese stets sich wiederholenden und immer bringender gestellten Fragen ward der Italiener genöthigt, einen alten Armenier, der mit ihm aus der Wallachei gekommen war, förmlich als Dolmetscher anzuwerben. Dieser bejahrte und stets in einem kleinen Dufel lebende Mann erklärte nun den neugierigen Türken mit beredter witziger Zunge die tanzenden Figuren und verschaffte so dem Italiener immer mehr Zulauf. Aber mit dem Ausbruche der Pest verminderte sich derselbe schnell und hörte bald gar auf, so daß der Leiermann, welchen ich als einen muntern, unterhaltenden und der deutschen Sprache ziemlich kundigen Gesellen kennen gelernt hatte, Adrianopel zu verlassen beschloß. Da er denselben Weg, wie ich, einschlagen wollte, so trug ich mich ihm als Reisegefährten an und unterhandelte mit ihm über die Kosten der Reise. Er führte nämlich einen mit einem starken Esel bespannten Wagen bei sich, der mein Gepäck und im Nothfalle auch mich aufnehmen sollte. Aber er schlug jede Bezahlung aus, unter der Bedingung, daß ich mir gefallen lassen müßte, wenn er sich in den kleinen Städten, durch die wir kämen, einige Stunden mit seinem Leierkasten aufhalte. Ich war es zufrieden, und wir beschloßen, nach zwei Tagen abzu-

reisen. Selbigen Tages ging ich noch einmal zu ihm, um noch Manches zu verabreden. Beim Eintritt in den Vorhof erblickte ich auf einem Brette den nackten Leichnam eines türkischen Soldaten von der Hauptwache, der eben gewaschen worden war. Ich eilte an ihm vorbei nach der Stube des Italieners im obern Stocke. Sie war offen und der Bewohner derselben nirgends zu finden. Endlich auf den Gang herausgetreten, finde ich ihn am Ende desselben eifrigst damit beschäftigt, seinen eigenen Urin zu verschlingen. Erschrocken, sich von mir in diesem unsaubern Beginnen überrascht zu sehen, sagte er mir, ehe ich ihn noch fragen konnte: „Der im Vorhose liegende Soldat ist heute an der Pest gestorben. Mein Vater hat viele Jahre diese Länder während der Pestzeit durchreist und ist 80 Jahre alt geworden, ohne jemals einen Anfall von derselben zu erleiden, weil er sich durch das Mittel, das Sie mich so eben haben anwenden sehen, beständig davor geschützt hat.“ — Und in der That ist das Trinken des eignen Urins das beste Präservativ gegen die Pest, und ich habe es an mir selbst erprobt, als ich später einen Anfall der Krankheit erlitt.

Am Tage vor meiner Abreise überreichte ich dem Secretär des Consul eine noch unbezahlte Rechnung über seine zuletzt ausgebefferten Wagen. Er stellte sie der Wittwe zu, die in ein Gartenhaus gezogen war; statt der Zahlung erhielt ich aber den seltsamen Bescheid, daß bereits der Schlosser ihrem Manne eine Rechnung überbracht, nach deren Empfang er sogleich erkrankt sei, daß wir also die Schuld an seinem Tode trügen, der sie so arm und elend gemacht, und daß es unverschämt von mir sei, noch eine Zahlung in Anspruch zu nehmen. Aufgebracht über solche Antwort erklärte ich dem Secretär, daß man in der Stadt recht wohl wisse, daß ein aus Konstantinopel zurückkehrender Türke den Stoff der Krankheit

in das Haus des Consul gebracht habe, und nicht der Schloß-
fer; ja, und wenn dieser unbewußt den Beststoff in seinen
Kleidern gehabt habe, so sei dies doch kein Grund, mir die
Zahlung einer Rechnung zu verweigern. Hätten wir es uns
nicht auch gefallen lassen müssen, wenn der Consul uns die
Best ins Haus gebracht und wir daran gestorben wären? Dem
Armen sei sein Leben so lieb, wie dem Reichen! Der Secre-
tär mochte wohl einsehen, daß ich Recht hatte; auf meine
Bitte, mein Wanderbuch zu visiren und die bestimmte Erklä-
rung, daß ich morgen abreisen würde, auch wenn ich das
rückständige Geld nicht erhielt, bestellte er mich Nachmittags
wieder zu sich. Zwar ging ich hin, erwartete aber nichts, um
so größer war mein Erstaunen und meine Freude, als mir der
ehrlische Secretär die Rechnung mit Abzug einiger Thaler be-
zahlte und mir eine glückliche Reise in seinem und seiner Her-
rin Namen wünschte.

Nach und in Smyrna.

Sehnsucht nach dem heiligen Lande. — Ausbruch. — Seltsame Reisegesellschaft. — Aufenthalt in Fero. — Ein griechischer Brautzug. — Ein Waldbrand. — Sufste. — Zenidje. — Abschied von meinen Gefährten. — Zweite Seefahrt. — Unerwartetes Wiedersehen. — Ankunft in Smyrna. — Kaffeehaus eines Schweizers. — Hererei. — Erneuerung einer alten schlechten Bekanntschaft. — Physiognomie von Smyrna. — Entbehrlichkeit der Wagner. — Die englische Missionsanstalt. — Getaufte Juden. — Industrie Smyrna's. — Nahrungsmittel. — Spaziergänge. — Wasserleitung. — Warmes Bad. — Hirtenvolk. — Das Grab eines Hadschi. — Türkisches Jagdoerfahren. — Das Schlachthaus. — Meine Spelunke. — Ermordung eines deutschen Tischlers. — Scheußliches Bacchanal. — Mord und Raub. — Ein besseres Logis. — Feuer in der Stadt. — Unlandsmannhaftlichkeit der Deutschen. — Die beiden Klemptner. — Verirrung in der Stadt. — Schlimmere Verirrung im Gebirge.

Der Gedanke, nach jenem heiligen Lande der höchsten und herrlichsten Offenbarung Gottes und der himmlischen Erlösung der Menschheit zu wandern und die Stätten alle zu besuchen, die der Welttheiland, als er im Fleische gewandelt, betreten, und denen er den unvergänglichen Stempel der Erhabenheit und Heiligkeit für alle Zeiten aufgedrückt, war wie ein zün-

denker Funke in meine Seele gefallen, der Drang der Sehnsucht nach Osten, dem Lande des Aufgangs alles Lichtes und aller ewigen Wahrheit hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt, und ich dachte nicht mehr daran, jetzt schon in das deutsche Vaterland zurückzukehren. Ich fühlte das geistige Bedürfniß, das Vaterland der ganzen Christenheit erst zu besuchen und an der Stelle zu beten, wo mein Erlöser sein Blut auch zu meinem Heile vergossen hatte. Die kleine Reisegesellschaft, als deren Mitglied ich Adrianopel am 8. November 1832 verließ, war allerdings merkwürdig genug: der verschmitzte Italiener mit seiner Drehorgel, die den Orientalen das nie gesehene, belustigende Schauspiel der tanzenden Figuren darbot; der alte Armenier als Dolmetscher des Italieners, ein nicht minder durchtriebener Abenteurer als sein Brodherr, meine Wenigkeit und endlich ein Prachtexemplar von Esel, der unsre Habseligkeiten auf einem zweirädrigen Kärrenchen transportirte. Die Zusammenstellung konnte in der That nicht wunderlicher sein.

Wohlgemuth schritten wir, vom schönsten Herbstwetter begünstigt, auf der Straße nach dem 24 Stunden entfernten und am mittelländischen Meere gelegenen Städtchen Zenidje dahin. Mir war leicht und froh zu Muth, und meine Reisefahrten waren sehr unterhaltend, der Esel nicht ausgenommen. Unsre erste Nacht beschloffen wir in einem der zahlreichen Bauernhöfe zuzubringen, die wir gegen Abend auf einer Anhöhe liegen sahen. So wie wir in einen derselben traten, liefen die Bewohner derselben herbei und konnten sich über unsre Equipage nicht genug verwundern; sie schienen dergleichen in ihrem Leben noch nicht gesehen zu haben. Auch wir selbst waren ihnen ein Gegenstand der höchsten Verwunderung; sie wollten durchaus wissen, was der Koffer enthalte. Wir hüteten uns aber wohl, ihnen etwas vom Inhalte dessel-

ben merken zu lassen, denn sonst würden wir sie die ganze Nacht hindurch nicht losgeworden sein. Sowie der Morgen graute, waren schon alle wieder auf den Beinen, wir aber zogen unsre Straße weiter durch die Gegend, die mit jeder Stunde öder und einsamer wurde und worin die Orte immer weiter und endlich Tagereisen weit von einander liegen. Endlich gelangten wir zu einem, auf einem hohen felsigen Berge gelegenen Städtchen, mit Namen Ferro. Rings um dasselbe zog sich ein Kanal, und es soll, was sich noch jetzt aus den Ruinen kund giebt, ehemals eine bedeutende Festung gewesen sein. In den Felsenkammern sind die leeren Schießcharten noch zu sehen, aber die Festungswerke liegen meist in Trümmern, die, aus der Ferne gesehen, eine große Ähnlichkeit mit dem gleichischen Schloß Wachsenburg unweit Gotha haben. Nachmittags daselbst angekommen, nahmen wir unser Quartier in einer griechischen Weinschenke und schickten sogleich den Dolmetscher nach dem Richter des Städtchens, um die Erlaubniß einzuholen, unsre Orgel spielen zu lassen. Gleich darauf kam der Gestränge selbst mit seiner Umgebung, war höchst erfreut über die Probe, die der Italiener vor ihm ablegte und beschied uns gegen Abend in sein Haus, um vor seinen Weibern zu spielen. Wir stellten uns zur bestimmten Zeit ein, die Frauen erschienen verschleiert im Saale und unsre Musik begann. Die heftigste Neugierde, das unmäßigste Erstaunen that sich in allen Worten und Bewegungen der Weiber kund, und der Armenier ließ fort und fort seine Stimme ertönen, immer wieder von Neuem befragt. Vor dem Hause mehrte sich unterdessen die Volksmasse von Minute zu Minute. Sobald die Frauen, hocheifrig über das Gesehene und Gehörte, das Zimmer wieder verlassen hatten, gab der Richter Erlaubniß, alle die, welche vor dem Hause zusammengelaufen waren, einzulassen, und bald war die Stube mit Zuschauern so über-

füllt, daß wir selbst kaum Platz hatten. Der Italiener drehte, während der Armenier das Geld einnahm und der neugierigen, staunenden Menge die tollsten Erklärungen der Figuren gab. Es war Abend geworden, als wir vom Hause des Richters nach der Weinschenke zurückgingen; unterwegs glitt der Dolmetscher aus und verrenkte sich fallend den Fuß. Dieser Umstand nöthigte uns noch einen Tag im Städtchen zu bleiben. Am andern Morgen belagerte eine neugierige Menge das Haus, und nun drehte ich die Orgel, während der Italiener erklärte und das Geld einnahm. Bald wurde unsre Musik durch die einförmigen Töne einer andern unterbrochen, die man auf der Straße einem hohlen, mit mehreren Saiten bespannten Kürbis entlockte. Diese Musik ging dem Hochzeitszuge einer schönen Griechin voran, die mit einem zahlreichen Gefolge von Gästen am Hause vorüberschritt. Sie wurde von zwei Freundinnen geführt, und ihr Bräutigam in der Mitte von zweien seiner Freunde folgte ihr nach. Der Kopfschmuck der Braut bestand aus Schnüren zusammengerollter Dukaten, die über einander bis zum Ohre herabgingen und von dem Halse über die Brust in zwei Reihen bis zu den Knien herabfielen. Jede dieser Schnüre mochte wohl fünfzig Dukaten enthalten. Ihre ausgezeichnete Schönheit wurde durch diesen Schmuck noch mehr gehoben. Die Brautführerinnen und die übrigen Hochzeitgäste waren im schönsten, nach ihren Verhältnissen mehr oder minder reichen Schmuck.

Gegen 9 Uhr des andern Morgens verließen wir, den Dolmetscher, der seinen Fuß noch nicht wieder brauchen konnte, zurücklassend, das Städtchen, in welchem wir eine treffliche Einnahme gemacht. Unser Weg führte über eine große baufällige Brücke in ein enges Thal, auf dessen linker Seite sich ein prächtiger Eichenwald hinzog, während rechts Heerden von Schaaßen und Ziegen weideten. Mehrere Stun-

den waren wir auf der Straße, die bald durch den Wald, bald am Saume desselben hinführte, gewandert, als wir aus der Ferne eine ungeheure Rauchwolke und eine große Feuer säule gewahrten. Wir glaubten, daß ein ganzes Dorf brenne. Als wir jedoch näher kamen und kein Haus sahen, nahmen wir als gewiß an, daß das ganze Dorf bereits ein Raub der Flammen geworden sei; aber wir hatten uns getäuscht. An einer lichten Stelle angelangt, sahen wir, daß der Wald brannte und bereits eine weite Strecke ein dampfender Aschenhaufen war. Es blieb uns nichts übrig, als über den heißen Boden, an verdorrten Gebüsch und unter brennenden Bäumen hinweg, deren herabfallende Aeste uns jeden Augenblick zu erschlagen drohten, weiter zu wandern. Nach einer Stunde dieses höchst gefährlichen Marsches gelangten wir wieder ins Freie auf unbebautes Feld. Zu unsrer Linken zog sich ein schönes, wohl eine Stunde langes Thal hin, aber nirgend erblickten wir eine angebaute Stelle, die uns die Nähe einer menschlichen Wohnung verrathen hätte. So wanderten wir weiter, bis der Abend hereinbrach und wir ein Stoppelfeld sahen. Wir schlossen daraus, daß wir uns in der Nähe eines Ortes befanden, aber kein Mensch war zu sehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Auf gut Glück erstiegen wir eine Anhöhe, ein Licht dämmerte uns von weitem entgegen; wir steuerten darauf los und kamen bald in dem Städtchen Suffle an, wo wir abermals in einem griechischen Kaffeehause mitten in der Stadt unser Lager aufschlugen. Am andern Tage lockten die Löhne unsrer Orgel die ganze Stadt herbei, unsre Beutel füllten sich, und Abends traf auch der Dolmetscher, den wir in Fero zurückgelassen hatten, wieder bei uns ein, um mich von dem für ihn übernommenen Geschäfte abzulösen. Am Morgen schieden wir von dem ärmlichen Städtchen, und erreichten Nachmittags Ze-

nidje, unmittelbar am mittelländischen Meere, dessen Wasser-
 spiegel wir schon einige Stunden zuvor gesehen hatten. Das
 Städtchen liegt in einer sehr rauhen, unfruchtbaren Gegend, in
 der weder ein Garten angelegt, noch ein Acker bebaut ist. Die
 Einwohner ernähren sich kümmerlich durch einen unbedeuten-
 den Seehandel, den sie an den Küsten treiben, da große
 Schiffe in den Hafen nicht einlaufen können. Meinos Blei-
 bens konnte hier nicht sein, ich sah mich daher nach einem
 Schiffe um, und fand schon am zweiten Tage eins, welches
 nach Smyrna abzufegeln bereit stand. Es war mir hier eine
 angenehme Gelegenheit geboten, die erste und größte Handels-
 stadt Kleinasiens zu sehen, und ich zögerte keinen Augenblick,
 sie zu benutzen. Obwohl die Jahreszeit zu einer solchen
 Reise nicht günstig war, so wurde ich doch mit dem Kapitän
 des Schiffes, einem Griechen, dessen Mannschaft ebenfalls aus
 Griechen bestand, um den Preis von zwei Dukaten und
 Selbstverköstigung für die Fahrt einig. Außer mir befand
 sich nur noch ein Passagier auf dem Schiffe, ein griechischer
 Kaufmann, der eine Ladung Tabak nach Smyrna brachte. Ich
 nahm von meinen beiden zeitherigen Reisegefährten, die mich
 in den Hafen begleitet hatten, den herzlichsten Abschied und
 ging an Bord des Schiffes, das am andern Morgen die
 Anker zu lichten beschloffen hatte.

Am Morgen des 26sten November 1832 trat ich meine
 zweite Seereise mit ähnlichen Gefühlen, wie die erste, an, ob-
 wohl ich mir damals vorgenommen hatte, nie wieder zur See
 zu gehen. Aber was nimmt sich ein junger Mensch nicht
 Alles vor! Die Gefahren und das Ungemach der ersten See-
 reise erschienen mir wie ein Traum, der nur noch in dunkeln
 Bildern vor meiner Seele stand. Meine Sehnsucht trieb mich
 nach dem Lande der Verheißung zu, und ich baute auf die
 Allmacht dessen, der unser Aller Schicksal lenkt und ohne des-

fen Hülfe ich schon längst untergegangen wäre. Aber nicht nur der höhern unsichtbaren Hand soll sich der Mensch überlassen, er soll selbst lenken an dem Schifflein seines Lebens, wie unser griechischer Kapitän, der nie das Steuerruder aus der Hand gab, wenn er sah, daß es Noth that und außerdem noch ein tüchtiges Kommando zu führen wußte, dem die fleißigen erfahrenen Seeleute auf der Stelle nachkamen.

Das Meer war von Zenidje aus nicht sehr breit, und wir landeten Abends auf der gegenüber liegenden Küste, wo der Kapitän noch eine größtentheils aus Wallnüssen bestehende Ladung einnahm. Die Ufer waren mit einem Walde von Wallnuß-, Oliven- und Granatapfelbäumen besetzt, deren verschiedenartiges, bald dunkleres, bald helleres Grün malerisch von einander abstach. In der Frühe des andern Morgens segelten wir weiter an den zahlreichen Klippen und Untiefen der Inseln des Archipels vorbei, der nur mit kleineren Schiffen ohne Gefahr zu passiren ist, und erreichten am dritten Tage die Mündung des Hellespontes, wo wir die Kanonen der beiden Dardanellenschlöffer deutlich von unserem Schiffe aus sehen konnten. Das Meer war mit Schiffen übersät, mehrere segelten nach Konstantinopel, die meisten jedoch kamen von dorthier, und mußten gleich uns den von zwei Inseln gebildeten Engpaß passiren. Rechts auf der Küste lag ein kleines Städtchen, dessen Name mir entfallen ist, links war der Horizont durch ein Gebirge geschlossen, dessen höchsten Gipfel Wolken umhüllten. Wir waren von Klippen umgeben, die in allerlei Gestalten aus dem Meere hervorragten, und landeten, da wir zu weit vom festen Lande entfernt waren, nicht eher, als am achten Tage, wo wir früh zwei Uhr in den Hafen einer nicht unbedeutenden Stadt*) einliefen, um

*) Kidonia an der kleinasiatischen Küste, der Insel Metakino (Lesbos) gegenüber.

Schutz vor dem Sturme zu suchen, der während der Nacht ausgebrochen war. Ich glaubte, wir hätten Smyrna schon erreicht, aber der Kapitän belehrte mich eines Andern. Im Hafen des Städtchens lagen viele Schiffe vor Anker, und Consuln von fast allen Nationen waren daselbst zu finden. Gegen vier Uhr verließen wir den Hafen wieder und landeten Nachmittags, da der Sturm sich nicht gelegt hatte, bei einem kleinen Städtchen am gegenüberliegenden Gestade*). Ich trat daselbst ans Land und der Erste, der mir begegnete, war ein griechischer Matrose, der die gefährliche Reise auf dem schwarzen Meere mit mir gemacht hatte, und sich außerordentlich freute, mich hier gesund und wohl wieder zu sehen. Meine Freude war nicht geringer, als die seinige, und wir brachten die halbe Nacht in einem Kaffeehause zu, wo wir beim Weine die Gefahren unsrer frühern Reise noch einmal in der Erinnerung durchlebten.

Am andern Tage 12 Uhr erblickten wir Smyrna, und um 4 Uhr gingen wir in seinem geräumigen Hafen vor Anker, und ich setzte zum zweiten Male meinen Fuß in Asien ans Land. Mein erster Gang war, mir ein Quartier zu suchen, wohin ich mein Gepäck vom Schiffe bringen lassen konnte, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als ein alter Italiener, der, wie er vorgab, früher Schiffskapitän gewesen war, auf mich zukam und sich erbot, mich in die Wohnung eines Deutschen zu bringen. Ich nahm sein Anerbieten mit großem Danke an. Auf dem Wege dahin erzählte er mir mit der größten Aufrichtigkeit, daß er früher reich gewesen wäre, jetzt aber so arm sei, daß er für sich und seine Familie heute nichts zu essen habe, und sprach mich um eine Gabe an, indem er mich für einen großen Herrn halten

*) Der Insel Metelino.

mochte. Ich belohnte seine Mühe, sagte ihm aber, daß ich kein Baron, sondern nur ein armer Handwerker sei, der das Seinige zu Rathe halten müsse, um nicht selbst Hunger zu leiden. Sich höflichst für meine Gabe bedankend, brachte er mich in ein kleines Kaffeehaus, dessen Wirth, ein Schweizer, sich hier verheirathet hatte. Da ich darin nicht übernachten konnte, so erlaubte mir mein Halblandsmann wenigstens, mein Gepäc bei ihm unterzubringen und rieth mir dringend, es sogleich holen zu lassen, weil sich die kleinen Schiffe nur kurze Zeit im Hafen aufhielten. Nachdem ich für den auffallend billigen Preis von 6 Hellern ein Glas Wein mit meinem Führer getrunken hatte, eilte ich in den Hafen zurück und zog den Beutel, um dem Kapitän die bedungenen zwei Dukaten zu zahlen; aber siehe da, sie waren zu meinem schmerzlichen Erstaunen, ich wußte nicht wie? daraus verschwunden, während das übrige kleine Geld noch darinnen war. Mir blieb daher nichts anders übrig, als eine der Kisten zu öffnen und Geld zur Bezahlung des Kapitän herauszunehmen. In des Schweizers Kaffeehaus zurückgekehrt, wohin die Matrosen mein Gepäc gebracht hatten, erzählte ich dem Wirth, welchen Verlust ich gehabt hatte, und dieser wollte mir in allem Ernste aufreden, daß der Italiener die Dukaten durch Sympathie aus meinem Beutel gelockt, als ich ihn geöffnet, daß dieser Mensch es schon Mehreren so gemacht habe, und in der ganzen Stadt als ein Zauberer und Hexenmeister verschrieen sei. Ich lächelte zu seiner ernstern Rede, denn meine Dukaten waren fort, sie mochten nun verloren oder verhext sein. Kaum hatte ich mich in der Herberge niedergelassen, als ein getaufter Jude hereintrat, der mir in Konstantinopel auf meinem Gange zum Großvezier als Dolmetscher gedient hatte. Er war seiner Profession nach ein Schneider, hatte in Konstantinopel wenig Arbeit gefunden und war, nach

dem Ausbruche der Pest dort, hieher gekommen, um sein Brod zu verdienen. Ich bat ihn, mir ein Quartier zu verschaffen, in welchem ich eine Werkstätte aufschlagen und arbeiten könnte, und er war so gütig, mir einstweilen sein Haus anzubieten. Dankbar nahm ich sein freundliches Anerbieten an und wollte sofort mit meiner Habe aufbrechen. Aber der Wirth, dem ich das Gepäck abverlangte, erwiederte lächelnd, er wolle es noch einige Tage beherbergen, ich möchte nur einstweilen ohne dasselbe dem Juden folgen, bis ich ein eignes Quartier, an dem hier kein Mangel sei, gefunden habe. Ich verstand den Wink meines Schweizers, und schon am ersten Tage sah ich, daß ich mich in dem Hause eines Kupplers befand, der mit den Reizen feiler Dirnen, sowie mit denen seines eignen Weibes einen schmähhlichen Handel trieb. Gern hätte ich das Haus auf der Stelle verlassen, für den Augenblick aber eines andern Obdachs entbehrend, mußte ich wohl bleiben, und benutzte die wenigen Tage meines Aufenthalts, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Smyrna ist die Hauptstadt der Levante und liegt auf sehr unebenem Boden in einer gebirgigen, doch meistens sehr fruchtbaren Gegend, die jedoch nicht hinreichend angebaut ist. Ein Theil der Häuser zieht sich an einem Berge empor, dessen Gipfel die Trümmer einer Burg aus Smyrna's glorreicher Zeit krönen. Von der Pracht und Herrlichkeit des alten Smyrna, von der die Geschichte so viel erzählt, ist nichts mehr zu sehen; die jetzige Stadt sieht aus, wie jede andere türkische. Die Straßen sind eng, winkelig, nur nothdürftig gepflastert und an einigen Stellen überbaut, damit kein hereindringender Sonnenstrahl den Waaren der Kaufleute schade. Durch diese Dächer über den Straßen ist es in denselben während der Sommerhize zwar sehr kühl, aber auch sehr dunkel, und nicht selten ist der Fußgänger in Gefahr,

von einem Kameele, das nicht nur auf dem Rücken, sondern auch von beiden Seiten beladen ist, an den Häusern erdrückt zu werden, wenn er ihm nicht bei Zeiten ausweicht. Oft geschieht es auch, daß sich in der Mitte einer solchen Straße zwei Kameele begegnen, die sich nicht ausweichen können, und in einem solchen Falle bleibt den Treibern nichts anders übrig, als die Thiere abzuladen, um sie an einander vorbei bringen zu können, da sie nur selten rückwärts gehen. Zwar tragen sie große Glocken am Halse, aber der Klang derselben verhallt in dem Getöse der Straße, ihre Hufe sind nicht beschlagen, um ein Geräusch machen zu können, und das warnende Schnalzen mit der Zunge lassen sie nur hören, wenn sie guter Laune sind.

Die einzige schöne Straße ist die Frankenstraße unweit des Hafens, in welcher meist Europäer ansässig sind. Sie enthält die ansehnlichsten Häuser der Stadt, und darin wohnen die Consuln aller europäischen Handeltreibenden Nationen. Ich begab mich zum österreichischen Consul, um mich unter seinen Schutz zu stellen, und fragte ihn, ob ich hier mit meiner Profession Arbeit finden würde. „Schwerlich!“ gab er mir zur Antwort, „es müßte denn beim englischen Consul sein.“ Sogleich suchte ich diesen auf, erhielt aber auf meine Anfrage folgende Antwort: „Wohl habe ich, mein Bestes, mir drei Wagen mitgebracht, aber nicht gewußt, daß hier die Straßen so eng sind, daß man keinen Gebrauch davon machen kann. Soll ich hier den Wagen erst stückweise vor die Stadt bringen lassen, und bis dahin zu Fuß und wieder zurückgehen, so ist das ein schlechtes Vergnügen.“ — „Da haben Sie Recht, Herr Consul,“ antwortete ich und ging wieder meines Weges.

Die Einwohner Smyrna's, etwa 130,000 an der Zahl, bestehen aus Muhamedanern, Juden, Griechen, Armeniern und

andern Nationen, die hier in einem weit freieren Verkehre zu einander stehen und duldsamer sind, als in andern türkischen Städten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß zu dieser gegenseitigen Toleranz die Missionsanstalt, welche die Engländer hier errichtet haben, das Meiste beiträgt, indem die würdigen Geistlichen derselben nicht nur in die entferntesten Theile der Erde ziehen, um die Lehren des Heilands zu verbreiten, sondern auch in Smyrna selbst die glücklichsten Versuche, Juden und Türken zu bekehren, gemacht haben. Und wie diese Missionsanstalt, in welcher Jeder, weß Glaubens er auch sein möge, zu gewissen Stunden des Tages freien Zutritt hat, für das Heil der Seele, so sorgt die damit verbundene freie Heilanstalt für die des Körpers. Jeder Kranke oder Arme erhält einen Arzt und die Arzneien kostenfrei, und damit einem Jeden geholfen werden könne, ist außer den Geistlichen noch ein aller Sprachen kundiger Dolmetscher angestellt. Der Doctor, sowie der Apotheker der Anstalt waren getaufte Juden, die sich früher nur kümmerlich hatten ernähren können und jetzt gemachte Leute waren. Die Bedienung des Hauses bestand ebenfalls aus Juden, welche sich erst taufen lassen wollten. Sie redeten mich in deutscher Sprache an und fragten ängstlich nach dem Ceremoniel der bevorstehenden Taufe, da der getaufte Jude, mein kupplerischer Wirth, ihnen davon die allernstern Dinge erzählt und dadurch mehr ihre Angst, als ihre Neugierde erregt hatte, so daß der Eine und der Andre furchtsam auf den Rückzug dachte. Ich schenkte ihnen reinen Wein ein, und ihr ziemlich gesunkener Muth erhob sich wieder durch meine Zusprache. Dennoch bleibt eine solche Bekehrung immer bedenklich, und wenn auch die Erfahrung gelehrt hat, daß aus Heiden und Türken zuweilen gute Christen geworden sind, so wird es doch nie gelingen, einen Sohn Israels von der Reinheit der christlichen Lehre und von der Verkehrtheit und Nich-

tigkeit des veralteten und leeren Formenwesens, aus welchem das Judenthum im Oriente besteht, zu überzeugen. Leider muß ich freilich hinzusetzen, daß das Christenthum gerade in den Ländern, von wo es zuerst ausgegangen, kaum besser ist. Es thäte sehr Noth, daß erst die Christen dort über die wahre Bedeutung der Religion, zu welcher sie sich dem Namen nach bekennen, belehrt würden. Meine Meinung ist, daß in jeder Religion ein göttliches und sittliches Element liege, das, richtig erkannt und befolgt, ihre Bekenner zu Kindern Gottes mache, und so sollte denn jeder seines Glaubens leben, und man sollte Keinem verwehren, seinen eignen Weg zu seinem Himmel zu gehen.

Das gemeinschaftliche Band, welches die verschiedenartigen Einwohner Smyrna's so fest zusammenhält, ist der Handel, der jedoch meistens in den Händen der Juden, Armenier und Christen ist. Ebenso bedeutend sind die Fabriken in Seide, Baumwolle und Saffian, die ihre Produkte in alle Theile der Welt versenden, und die Färbereien und Teppichwebereien, von denen die erstern das berühmte türkische Garn, letztere die bunten Farbendecken liefern, die eben sowohl durch ihre Pracht, als durch ihre Wohlfeilheit beliebt sind. Geht man durch die Bazars, so staunt man über die ungeheure Menge von Naturprodukten, die hier aufgespeichert sind. Hier Rosinen, aus den getrockneten Beeren der Weintrauben bestehend, die man selbst im Winter noch frisch und um den billigsten Preis haben kann, dort getrocknete Feigen, an einem andern Orte Pomeranzen und Citronen, die erst um die Weihnachtszeit ihre völlige Reife erhalten; von allen diesen Produkten gehen ganze Schiffsladungen in alle Theile der Welt. Gleiche Bewunderung erregen die Massen der verschiedenartigsten Fische, Krebse, Muscheln, Meerspinnen, Austern und anderer Seltenheiten, die auf dem nahe am Hafen befindlichen

Fischpläze zum Verkaufe ausgelegt sind. Manche Arten derselben, vorzüglich die Meerspinnen, die, ein Pfund schwer, von den Einwohnern geröstet und dann gegessen werden, haben ein scheußliches Ansehen. Aber so wie die Menschen unter einander verschieden sind, so auch der Geschmack derselben, und während die Bewohner diese Spinnen als Delikatesse verzehren, bleiben die schönsten Ochsenzungen, die in Europa so sehr gesucht und beliebt sind, von ihnen unbeachtet hängen. Die bemittelten Einwohner kaufen nur die Lunge und Leber des geschlachteten Rindviehs für ihre Hunde, während die Zungen für die Armen ein gutes und hinreichendes Nahrungsmittel wären. Dagegen werden hier viele Schweine geschlachtet, die in den Straßen, vorzüglich in der Frankenstraße, aufgehängt werden, ohne daß die Türken solches verbieten können, wie es in Adrianopel der Fall war. Auch sieht man daselbst eine Menge von wilden Schweinen, die von den Türken geschossen und an die Franken verkauft werden, nachdem sie ihnen zuvor die Haut abgezogen haben. Diese breiten sie auf die Straße aus und verwenden sie dann, wenn sie eine Zeit lang darin gelegen und durch die Füße der darüber Gehenden recht mürbe geworden sind, zu andern mir unbekanntem Zwecken.

Einer meiner liebsten Spaziergänge war nach dem Hafen, der sich von Weitem besser ausnimmt, als in der Nähe, da die ihn umgebenden Häuser eben kein besonderes freundliches Ansehen haben. Er ist kleiner als der zu Konstantinopel, wenn er ihm auch hinsichtlich des Lebens und Treibens nicht nachsteht. Oft stand ich stundenlang in dem wirren Gedränge, den Blick auf das Meer gerichtet, und ergözte mich, wenn die Kanonen der im Hafen stationirten Schiffe ein neues einlaufendes mit ihrem Donner begrüßten oder einem auslaufenden ihre weit hinschallenden Abschiedsgrüße

nachsendeten, oder wenn zur Geburtsfeier eines Königs oder Kaisers die Schiffe im Schmucke ihrer Wimpel und Flaggen den frohen Tag ihres Gebieters mit hundertfacher Salve begrüßten.

Geht man durch eine der Straßen des Stadttheils, der sich am Berge emporzieht, so kommt man zu den Trümmern eines alten Schlosses, das den Gipfel der Höhe krönt, und hinter demselben thalwärts zu einer Wasserleitung, bei deren Anblick der menschliche Geist in Staunen und Ehrfurcht geräth. Sie ist auf künstlichen Schwibbogen von einem Berge zum andern erbaut, gegen 50 Fuß hoch und 3 Fuß breit, ein Wunderwerk aus Smyrna's Vorzeit, das noch heute seinen Zweck erfüllt: das frische klare Bergwasser auf dem nächsten Wege nach der Stadt zu führen, wo es in den Brunnen aller Straßen sprudelt. Links von den Trümmern des alten Schlosses gelangt man zu den Bergen, welche wegen ihrer gleichen Höhe und Gestalt „el due fratele“ (die beiden Brüder) genannt werden. Sie liegen unweit des Kastells, das das den schmalen Eingang in den Hafen Smyrna's schützt. Nicht fern von dem eben erwähnten, eine Meile von der Stadt entfernten Kastele findet man eine warme Quelle, die mit einem zum Baden bequemen Häuschen überbaut ist. In das darin befindliche geräumige Becken kann der Badende aus zwei messingenen Hähnen nach Belieben warmes und kaltes Wasser einlassen. Ersteres ist jedoch nicht so warm, daß man nicht darin die Hand erhalten könnte. Von hier nach Smyrna zurückkehrend, kam ich mit einigen Begleitern zu einer großen, auf grasreicher Trift weidenden Heerde, deren Eigenthümer ruhig unter ihren Zelten lagen. Es ist ein friedliches Hirtenvölkchen, dessen einziger Reichthum in seinen Heerden besteht. Ist die Trift abgeweidet, so zieht Mensch und Vieh weiter zu einer neuen. Jener schlägt sein Zelt auf, ist nach

einigen Stunden eingerichtet, spinnst sein einfaches Leben geräuschlos ab und kommt nur dann mit Andern in Berührung, wenn er Milch, Butter, Käse in den nächsten Ort oder in die Stadt zu Markte bringt. Unbeachtet von den Hirten, gingen wir unsere Straße weiter und kamen in einen Wald von Delbäumen, die, hier regelmäßig angepflanzt, von einem bedeutenden Alter zu sein schienen. Von hier aus führte der Pfad durch eingezäunte Gärten, und ehe wir das Ende derselben erreichten, hielt unser Fuß an einem dicht am Zaune eines Gartens errichteten Grabmale; es war mit Schnuren umzogen, an welchen allerhand bunte Lappen hingen. Meine Begleiter, die ich nach der Bedeutung derselben fragte, belehrten mich, daß hier ein Türke begraben liege, der auf seiner Rückkehr von Mekka gestorben sei, und daß jeder vorübergehende Gläubige ein Stück seines Kleides abreiße und hier aufhänge, um dadurch dem verstorbenen Hadjchi *) seine Verehrung darzubringen. Auch brennen gewöhnlich auf solchen Gräbern Tag und Nacht Lampen, doch kann ich nicht bestimmen, ob das ganze Jahr hindurch oder nur an einzelnen Tagen.

Etwa noch eine Stunde von Smyrna entfernt, gelangten wir von hier aus wieder an das Meer, dessen Ufer mit Menschen besät war, die Austern und andre eßbare Muscheln suchten, theils um sie selbst zu genießen, theils um sie nach der Stadt zum Verkaufe zu bringen.

Die Jagd ist hier ebenfalls frei, und selbst die Griechen dürfen Theil daran nehmen, sowie ihnen auch hier Messer und andere Waffen zu tragen erlaubt ist, was, wie schon bemerkt, in Adrianopel nicht der Fall war. Aber auch Türken finden

*) Der Wallfahrer. Dies ist der Ehrenname jedes Türken, der die Wallfahrt zum Grabe Muhameds, des Propheten, gemacht hat.

hier Gefallen am edlen Waidwerk, und ich sah einen mit seinem ganzen Jagdapparate, der, außer der Flinte, in einem etwa 4 Fuß hohen, hölzernen Dreifuß bestand. Ließ sich ein Vogel oder sonst ein Thier, nach welchem er schießen wollte, sehen, so stellte er seinen Dreifuß zurecht und legte die Flinte darauf. Gewöhnlich aber flog der Vogel auf, und das Thier entfloh, ehe er mit seiner Vorrichtung zu Ende war.

Rechts von unserm Wege weideten an den Bergen zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden, und wir gelangten allgemach zu einem Garten dicht am Fuße der Berge in einer kleinen Ebene, prangend von den herrlichsten Südfrüchten, mit denen er bepflanzt war. Hier sah ich die erste Palme, die einzige in der ganzen Umgegend. Nun wieder links um mehrere kleine Meeresbuchten kamen wir zu der etwa eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernten Schlachtbank. Nicht wie bei uns, wird das Rindvieh aus dem Stalle dorthin geführt, sondern von den Weideplätzen in völligem Laufe von Türken zu Pferde dorthin getrieben. Dasselbst wird es sogleich unter einem offenen, auf Säulen ruhenden Schoppen abgeschlachtet und zwar auf jüdische Weise, so daß mit einem scharfen Messer der Hals durchschnitten und der Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Indessen geht man nicht sauber mit dem Fleische um, das erst in den Schmutz am Boden geworfen, dann im Meere abgospült und später in kleinen Schiffchen nach der Stadt gebracht wird.

Von hier aus ist auf die Straße nach der Stadt viel Fleiß verwendet, sie ist eben und hie und da, um sie breiter zu machen, durch Felsen gesprengt, aus denen mehrere frische Quellen hervorsprudeln und dem Meere zufließen. Bald kehrten wir, an dem jüdischen Gottesacker nahe außerhalb der Stadt vorüber, wieder in das bunte lebendige Menschengewühl derselben zurück.

Müde von meinen Wanderungen, suchte ich das schlechte Haus meines kupplerischen Wirths, des getauften Juden Joseph, auf, weil mir keine andre Wahl übrig blieb.

Fast alle Abende war darin lustige Gesellschaft von verheiratheten und unverheiratheten Männern. Es wurde gesungen und gesprungen, und die Nächte hindurch die ausgelassensten Bacchanalien gefeiert, die nicht selten damit endeten, daß die betrunkenen Gäste dem Wirthe Alles im Hause zertrümmerten. Dieser war ein elender Spielball in den Händen seines schönen jungen Weibes, einer Christin, die im vertrautesten Umgange mit einem jüdischen Maler, Namens Hermann, stand, der es in der Virtuosität des Wein- und Brauntweintrinkens zu einem hohen Grade gebracht hatte. Oft sah ich ihn Morgens trunken und bleich aus dem lüderlichen Hause an seine Arbeit gehen. Ich habe nie solche Zügellosigkeit geliebt und daher auch nie Theil daran genommen, und bin oft, wenn der Lärm im Hause zu toll wurde, Nachts auf die Straße gegangen, um dort den Morgen zu erwarten.

Immer noch ohne Beschäftigung ging ich eines Tages zu dem Schweizer, bei dem ich zuerst eingekehrt war, und erhielt von ihm die frohe Nachricht, daß er mir bei einem Fleischer aus Malta, der seine Bude gerade über vom Kaffeehause hatte, Arbeit verschaffen könne. Sogleich ging ich zu diesem. Er wünschte seinen Wagen neu angestrichen und mit einem neuen Berdecke überzogen zu haben, nur konnten wir nicht Handels einig werden. Ich verlangte mit allen Zuthaten 600 Piaſter, und er wollte nur 400 zugestehen. Ueber diesen Verhandlungen war es Abend geworden, und Joseph kam, mich nach Hause abzuholen. Unterwegs begegnete uns ein schöner stattlicher Mann, der, wie mir mein Begleiter erzählte, als Anführer einer Räuberbande Antheil an der Ermordung eines deutschen Tischlers gehabt habe, dessen schönes Weib er

liebte. In der ganzen Stadt war es bekannt, daß sie die meiste Schuld am Tode ihres Gatten trage. Einst war dieser jenseits des Meeres mit andern Griechen auf die Jagd gegangen und denselben Tag nicht wieder zurückgekehrt, obgleich seine Frau das Gegentheil behauptete und doch nicht nachweisen konnte, wohin er gegangen sei. Etliche Tage darauf hatte das Meer diesseits Smyrna einen Leichnam ausgespült, der durch eine Menge Stichwunden so unkenntlich geworden war, daß er nur der Kleidung nach von den anwesenden Franken für den eines Europäers gehalten wurde. Der Fischler besaß einen Hund, der sogleich aus dem Hause zu einem andern Deutschen, einem Freunde seines Herrn, floh, als der Galan des Weibes sich darin niedergelassen hatte. Mit diesem Hunde war der letztere Deutsche auf die Nachricht von der Ermordung seines Freundes nach dem Meeresufer geeilt, und kaum hatte der Hund den Leichnam erblickt, als er diesen zu belecken und furchtbar zu heulen anfing. Somit war über die Person des Ermordeten kein Zweifel mehr, der muthmaßliche Mörder aber wanderte ungestraft in Smyrna umher. Bald darauf wurde die Fischlersfrau auf Befehl des Consuls nach London geschickt.

Während dieser Erzählung war ich in meinem Quartiere angelangt, wo es heute sehr ruhig war. Wir saßen in traulichem Gespräche zusammen, und Joseph erzählte mir von seinen Wanderungen in Aegypten, wie er dort getauft worden sei, als Regimentschneider viel Arbeit und viel Verdienst gehabt habe, und welches Glück auch mir dort erblühen könne. Während wir noch sprachen, kamen mit einem Male Steine und Erdklumpen durch das offene Fenster geflogen, Joseph wußte, was das bedeutete, aber er zauderte dennoch, die Thüre zu öffnen, und that es erst, als man dieselbe einzuschlagen drohte. Nun trat der Mann, der uns kaum vor

wenigen Stunden begegnet, nebst sechs andern seiner wüsten Genossen, ins Zimmer. Joseph wurde sogleich fortgeschickt, um Raki (Branntwein) zu holen. Kaum hatte er sich entfernt, als die Lichter ausgelöscht wurden und ein scheußliches Bacchanal begann, das mit einer Demolirung aller in der Stube befindlichen Gegenstände endigte. Ich ging, als es zu arg wurde, abermals auf die Straße und erwartete daselbst den Morgen. Dort fand mich Joseph und führte mich in das Haus zurück, in dem ich jedoch keine Nacht mehr blieb. Denn nie war man darin seines Lebens sicher, ein einziger Wortwechsel konnte einem das Messer eines Griechen in den Leib jagen. Solche Fälle waren schon oft vorgekommen, und man hatte während des Faschings fast jede Nacht Personen durch solche Messerstiche verwundet oder todt auf den Straßen gefunden. Ist Einer von einem Andern beleidigt worden, so verschiebt er seine Rache bis auf diese Zeit und übt sie nun unter der ihn unkenntlich machenden Maske ungestraft aus. So hörte man auch fast alle Tage von Raub und Plünderung, die an den Franken verübt wurden. Eines Abends ging ein englischer Kaufmann in eine Gesellschaft, wo gespielt wurde, und hatte etwa 30 Dukaten bei sich. Die Griechen hatten es erfahren und lauerten ihm in der Straße auf, die er passiren mußte. Als er kam, umringten ihn vier maskirte Gestalten, ihre Messer drohend gegen ihn erhoben. Der Eine verlangte das Geld, und der bestürzte Mann gab es ihm, ein Anderer die Uhr, und jener trat sie ihm ab, und ein Dritter begehrte den Mantel und erhielt ihn auf der Stelle. Der Kaufmann durfte kein Wort sagen und mußte froh sein, das Leben gerettet zu haben.

Noch an demselben Tage, der mich am Morgen auf der Straße fand, miethete ich mir in der Maltheserstraße ein Quartier und verstand mich endlich zu der Arbeit des malta:

Fleischers, um nicht länger müßig zu gehen und meine früher erworbenen Paar Thaler zuzusehen. Kaum hatte ich jedoch einige Tage darin gewohnt, als Feuer in der Stadt auskam, und sich in den Straßen ein Lärm und Schießen erhob, bis alle Einwohner munter wurden. Erschreckt sah ich zum Fenster hinaus, da fuhr der Pfropfen einer im gegenüber liegenden Hause abgeschossenen Pistole dicht an meinem Kopfe vorbei in das Fenster. Von Angst und Furcht getrieben, liefen die Einwohner in den Straßen umher, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Pascha von Aegypten, der nicht sehr weit von Smyrna stand, im Anzuge und das Feuer von ihm veranlaßt worden sei, um die Aufmerksamkeit der Menge von ihm abzuziehen. Zu dieser Angst kam noch der fortwährende Donner des Geschüzes von den Schiffen im Hafen, und sie legte sich erst, als man sich von der Grundlosigkeit des Gerüchtes überzeugt hatte. Das Feuer war bald wieder gedämpft.

Bisher hatte Keiner der in Smyrna anwesenden Deutschen von meiner Bekanntschaft daran gedacht, mir ein Obdach zu bieten, mir Arbeit zu verschaffen oder mir sonst mit Rath und That zu Hülfe zu sein. Es waren ein Tischler aus Baiern, ein Klemptner aus Schlessen und ein Schneider aus Sachsen, zu denen sich später noch drei Polen gesellten, ein Schuhmacher, ein Schneider und ein Gerber. Außer dem Letzteren, welcher eine Gelegenheit nach Amerika suchte, waren Alle in Smyrna ansässig und verheirathet. Auch der würtembergische Tischler, Namens Keller, den ich schon von Adrianopel her kannte, traf hier ein. Kaum aber hatte ich ein geräumiges Logis bezogen, als sich fast jeden Tag Landsleute bei mir einfanden, die meine Wohnung für sich zur Schlafstelle wählen oder dieselbe mit mir theilen wollten. Und bald hatte ich, obwohl ich mir anfangs das Wort gegeben hatte, meinen Landsleuten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, einen

schon bejahrten Klemptner aus Riga, der bei einem italienischen Meister arbeitete und einen eben aus dem Spital entlassenen Würtemberger gastlich darin aufgenommen. So gering die Anzahl der Deutschen in der Stadt war, so hielten sie doch nicht, wie es Landsleuten in der Fremde zukommt, brüderlich zusammen, sondern waren eher mißgünstig und neidisch auf einander, wenn sie sahen, daß einer seine Hände fleißig rührte und nicht erst auf Andre wartete, die für ihn erwerben sollten. So kam es, daß immer ihrer zwei einen Dritten beneideten. Der deutsche Klemptner hatte durch seiner Hände Fleiß sich ein reichliches Einkommen gesichert und dadurch den Neid einiger Müßiggänger auf sich geladen, die einst beim Vorübergehen an seiner Wohnung ihm die Fenster einschlugen. Der Klemptner nahm zwar in eigener Person an ihnen keine Rache, beauftragte aber damit mehrere Griechen, die jenen nicht nur die Fenster ihrer Wohnung entzwei, sondern auch beinahe die Augen aus dem Kopfe schlugen. Der Klemptner wurde zur Strafe für seine Selbsthülfe vom Consul zu Gefängnißstraße verurtheilt, die er, da der Consul kein Gefängniß hatte, in einem Backofen büßen mußte, aus welchem er jedoch bald wieder entlassen wurde, weil es dem Consul an Brod mangelte; den noch übrigen Theil der Strafzeit mußte er durch Geld büßen, und scherzend meinte er, daß er keinen Rauch gesehen, obwohl er den Heizerlohn dreifach bezahlt hätte.“

Die Geschicklichkeit meines Hausgenossen, des Rigaer Klemptners, brachte ihm bei seinem Meister guten Lohn, und noch nie habe ich einen fleißigern Arbeiter gesehen, der nicht zu ermüden war, wenn es galt. Allein er war von der Leidenschaft des Trunkes beherrscht und oft in 14 Tagen nicht zu bewegen, das Wein- oder Kaffeehaus zu verlassen und wieder an die Arbeit zu gehen. Dabei war es einerlei,

ob er Geld oder keins hatte, weil er jede Rechnung, sie möchte noch so hoch sein, ohne ein Wort zu verlieren, bezahlte, sobald er wieder Geld verdient hatte. Oft, wenn ich ihn drohte, ihn nicht wieder ins Haus zu lassen, wenn er sich nicht bessere, versprach er mir solches mit Thränen und verfluchte sein Laster, aber er war zu schwach, sein Versprechen zu halten. Dabei war er ein gebildeter und sehr unterhaltender Mann, der mich in nüchternen Stunden zu unterhalten wußte, auch erzählte, daß er einst der erste Klempnermeister in Riga gewesen, aber durch den Sturz von einem Hause, der ihn mehrere Jahre an das Krankenlager gefesselt, so zurückgekommen sei, daß er, um nicht zu verhungern, wieder habe zum Wanderstabe greifen müssen. Dabei war er stets von der düstern Ahnung geplagt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde; diese Ahnung sollte merkwürdiger Weise in Erfüllung gehen. Nur zu bald hatte er den Neid des deutschen Klempners auf sich gezogen, der ihn gern in Arbeit genommen hätte, wenn er ihm so reichlichen Lohn, wie der italienische Meister, hätte zahlen können, und da er dies nicht konnte, sann er auf Mittel und Wege, den lästigen Concurrenten bei Seite zu schaffen. Einst war er (der deutsche Klempner) krank und hatte sich zur Ader lassen müssen; der Rigaer besuchte ihn und fand ihn im Blute liegen, da während des Schlafes sich die Binde gelöst und der Blutverlust ihm eine Ohnmacht zugezogen hatte. Der Rigaer rettete ihn durch schnelle Hülfe, erhielt aber für seinen Freundschaftsdienst schlechten Dank. Kurz darauf machte der Letztere mit einem Mäuschchen seinem genesenden Handwerksgenossen einen zweiten Besuch. Aber aleich beim Eintritt packte der neidische Deutsche den arglosen Rigaer, schlug ihn mit dem Löthkolben einige Löcher in den Kopf und warf ihn auf die Straße, wo er für todt aufgehoben und nach dem Hospitale gebracht wurde. Jetzt war es

mit einer Strafe im Backofen nicht mehr abgethan, der Thäter sollte mit dem Leben büßen, wenn der Rigaer an den Wunden sterben würde. Doch dieser erholte sich bald wieder, und die Todesstrafe wurde in eine nicht unbedeutende Geldstrafe verwandelt. Eines Tages traf ich den gewissenlosen deutschen Klempner vor seiner Wohnung, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren gegen den Rigaer ausgestoßene Drohungen. „Er verstellt sich nur,“ sagte er, „und will mich wieder in Unkosten, ja um das Meinige bringen, aber beim Himmel! er soll am längsten getrunken haben, wenn ich seinetwegen viel bezahlen muß.“

Vergebens betheuerte ich ihm, der Rigaer liege wirklich schwer darnieder, um sein aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen, er wurde nur immer wüthender, und ich verließ ihn, überzeugt, daß meine Worte nichts fruchteten. Bald darauf schied ich von Smyrna und ging nach Aegypten, und erst dort erfuhr ich den Ausgang des widerlichen Handels von einem deutschen Handwerker. Nach etwa vierzehn Tagen war der Rigaer genesen und aus dem Spital entlassen worden. Aber schon am ersten Tage war er mit dem deutschen Klempner zusammen getroffen und in Streit gerathen, der jedoch, von Andern verhindert, nicht thätlich wurde. Der Rigaer hatte nun wieder die Kaffeehäuser und Weinschenken am Meere besucht und dort hatte man ihn eines Tages todt am Strande gefunden. — Ob er selbst den Tod in den Fluthen gesucht oder von anderer Hand dort gefunden hatte, war nicht zu bestimmen. Nur so viel weiß ich, daß er zu sehr am Leben hing, um es sich selbst zu nehmen.

Es war natürlich, daß ich unter solchen Umständen keine Gemeinschaft mit meinen Landsleuten suchte und ihnen so viel als möglich aus dem Wege ging. Meistentheils war ich auf mich selbst beschränkt und brachte meine Zeit mit Arbeiten

und Ausflügen in der Stadt und deren Umgegend hin. So war ich eines Sonntags, um mir Unterhaltung zu verschaffen, auf einem für einige Piafter gemietheten Esel in die Gegend der „montane fratele“ auf die Jagd geritten, ohne zuvor einen Deutschen nach dem türkischen Namen der Straße, in welcher ich wohnte, zu fragen. Der Eigenthümer des Thieres, ein junger Bursche, begleitete mich bis vor die Stadt und ging dann dahin wieder zurück, während ich den anderthalb Stunden langen Weg nach dem Walde einschlug. Dort band ich mein Grauthier an einen Baum, befriedigte meine Jagdlust und kehrte dann zur Stadt zurück. Hier ritt ich, da ich dem Thiere seinen Willen nicht ließ, auf gut Glück in den Straßen umher, bis ich mich endlich in dem, von den Türken bewohnten und mir gänzlich unbekanntem Viertel befand. Nachdem ich wohl eine Stunde umhergeirrt war, ohne mich zu recht fragen zu können, blieb mir endlich nichts weiter übrig, als mich der Führung meines Esels zu überlassen, der diesmal flüger, als ich, mich in Kurzem nach der Frankenstraße zurückbrachte, von wo aus ich meine Wohnung bald wieder fand.

Ein anderes Mal hatten ein Sprachlehrer aus der Schweiz, ein Pole, welcher im Begriff stand, nach Amerika zu reisen, und ich beschlossen, eine Landpartie zu machen, um die Ofterfeiertage bei Jagd und andern Vergnügungen auf dem Lande zu feiern. Wir hatten zum Schauplatz unserer Lust eine mir unbekanntes Gegend, die der Schweizer aber genau kennen wollte, erwählt und waren heiter fürbaß geschritten. Von den drei Dörfern, die wir auf unserm Wege finden sollten, hatten wir erst das eine erreicht und vom zweiten noch nichts gesehen, indem wir in unserem Jagdeifer sicherlich den richtigen Weg verloren hatten. Beschäftigt, ihn wieder zu finden, geriethen wir immer tiefer in das öde Gebirge, und schon brach der Abend herein, ohne daß wir wuß-

ten, wo wir uns befanden. Schon seit Mittag hatte es zu regnen angefangen und ein Obdach wäre uns um so wünschenswerther gewesen, da sich allgemach auch der Hunger bei uns einstellte und wir nichts hatten, ihn zu stillen. Am meisten wurde der Schweizer davon geplagt, der endlich einen aufsteigenden Falken schoß, ihm die Federn ausrupfte und sich das rohe Fleisch mit einem tüchtigen Trunke aus der Feldflasche so schmackhaft als möglich machte. — Endlich blickten uns die Trümmer einer verfallenen Burg finster und dunkel von dem Scheitel eines Berges entgegen, und wir gingen darauf los. Je näher wir ihr kamen, desto steiler und gefährlicher wurde der Weg, aber wir ließen nicht ab, bis wir die Ruine erreicht hatten. Doch unsre Hoffnung war getäuscht, es war kein Gemach, kein Gewölbe darin zu sehen, das uns gegen das eben losbrechende furchtbare Gewitter hätte schützen können. Nur ein runder, oben offener Thurm ragte in die Finsterniß, in welchen die Blitze hineinleuchteten und worin das Rollen des Donners sich zehnfach verstärkte; wir krochen durch eine Oeffnung hinein. Zum Glück ging das Unwetter schnell vorüber. Wieder herausgetreten, sahen wir durch die uns umgebende finstere Nacht in der Ferne den Schimmer eines Lichtes, und schnell verließen wir auf dem gefährvollen Pfade, den wir heraufgeklettert waren, die Burg, mit der Hoffnung, endlich ein Dorf zu erreichen. Aber wir hatten uns abermals betrogen, und je weiter wir wanderten, desto mehr geriethen wir in das Gestrüppe des Thales. So mochten wir mehrere Stunden in der Irre herumgelaufen sein, ohne das Licht wieder zu erblicken oder das Bellen eines Hundes zu vernehmen. Im hohen Grade ermattet und vom Magenkrampf geplagt, waren wir doch immer nur bemüht, die verlorene Straße wieder zu finden. Endlich kamen wir in einen gebahnten Weg und schleppten uns mühsam eine Stunde fort, nicht wissend, wohin

er führe, da vernahmen wir plötzlich lautes Hundegebell — unserm Ohre hätte die herrlichste Musik nicht lieblicher geklungen — und mit erneuerter Kraft gingen wir nach der Seite zu, von welcher es schallte. Mit einem Male standen wir vor einer Mauer von großem Umfange. Wir gingen lange vergebens an derselben hin, um einen Eingang zu suchen, und entschlossen uns endlich, darüber hin zu steigen. Dies wurde ausgeführt, und wir befanden uns innerhalb eines großen, von der Mauer umschlossenen Raumes, in welchem aber kein Obdach, so weit wir auch danach suchten, zu finden war. Von Neuem wollten wir die Mauer übersteigen, doch konnten wir nirgends eine passende Stelle dazu entdecken, und so blieb uns am Ende nichts übrig, als Nothschüsse zu thun, um dadurch die Bewohner der Umgegend herbeizulocken; aber auch dieses letzte Mittel schlug fehl, und der erste Strahl der Morgenröthe beleuchtete uns abgemattete, ausgehungerte und durchnäßte Leidensbrüder in dem unfreiwillig und doch aus eigenem Antriebe von uns aufgesuchten seltsamen Gefängnisse. Sobald es etwas heller geworden war, trugen wir alle in dem unmauerten Raume befindlichen Steine zu einer Art Leiter zusammen, auf der wir mit vieler Mühe die Mauer überstiegen. Einige hundert Schritte von uns entfernt lag das Dorf, dessen Nähe uns das Bellen der Hunde in der Nacht verkündet hatte. Wir eilten, es zu erreichen und fanden nur einen Bewohner wach, den Bäcker, der so eben mit dem Heizen seines Ofens beschäftigt war. Da in jenen Ländern täglich frisch gebacken wird, so fanden wir für unsern Hunger nur noch ein kleines Brödchen vom vergangenen Tage, in welches wir uns theilten. Dann traten wir nicht in der heitersten Stimmung den Rückweg nach Smyrna an, das wir in einigen Stunden erreichten.

Nach und in Alexandrien.

Fahrt auf einem österreichischen Kriegsschiffe. — Eine Sandbank. — Musterhafte Ordnung auf dem Schiffe. — Land. — Nie gesehenes prächtiges Schauspiel. — Ankunft im Hafen von Alexandrien. — Feier des Ramadan. — Ein Bedienter aus Sachsen. — Mein Einzug in die Stadt auf einem Esel. — Guter Empfang von deutschen Landsleuten. — Ein tyrooler Schlosser mit seiner schwarzen Frau. — Ein Mittel, die Frau zu prüfen. — Der Sklavenmarkt. — Physiognomie der Hauptstadt Aegyptens. — Die Alterthümer. — Neue Bauten. — Giraffe. — Ueberhäufte Arbeit. — Faulheit meines Compagnon und Trennung von ihm.

Die verunglückte Lustpartie am Osterfeste war mein letztes Abenteuer in Smyrna. Der Frühling war gekommen und nun litt es mich nicht länger in der geräuschvollen Hafenstadt. Rasch packte ich meine Habe zusammen, ließ sie auf das österreichische Kriegsschiff Montecuculi bringen, auf welchem ich einen Platz nach Alexandrien, mit der angenehmen Aussicht, nichts dafür zu bezahlen, erhalten hatte, und ging am 15. April 1833, von wenigen Freunden begleitet, an Bord desselben. Ich war munter und guter Dinge, summete die Melodie des Liedes:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!

und in wenig Minuten bewegte sich das Schiff, und fort ging es unter dem Donner der Kanonen, als flögen wir davon. Nach etwa einer Stunde hatten wir das Kastell erreicht, worin sich die Hafenvache befindet, die alle ein- und auslaufenden Schiffe visitiren muß. Ich stand auf dem Verdeck, den Blick auf Smyrna gerichtet, dessen Häusermassen sich allmählig am Horizonte verloren, als unser Schiff plötzlich still stand. Alles war in Angst und Schrecken, doch beruhigten wir uns in etwas, als das kräftige Commandowort des Kapitäns die Hände der Matrosen wunderschnell in Bewegung setzte. Da wurde ich erst gewahr, daß ich mich nicht auf einem Kaufahrer, sondern auf einem Kriegsschiffe befand. Als bald wurden die Nothflaggen aufgezo- gen und das Sprachrohr zur Hand genommen, um das Admiralschiff, das im Hafen lag, von dem Unfall zu benachrichtigen. Doch bedurften wir zum Glück fremder Hülfe nicht; die Thätigkeit der Mannschaft hatte das Schiff bald wieder von der Sandbank, auf die es aufgefah- ren war, befreit, und nun wurden andre Flaggen aufgezo- gen, um den Schiffen im Hafen anzuzeigen, daß die Gefahr vorüber sei. Hätte sie uns auf offener See erreicht, so hätten wir sicherlich zu Grunde gehen müssen. Zum ersten Male sah ich hier, durch welche Zeichen sich die Schiffe auf dem Meere mit einander verständigen und sich gegenseitig um Hülfe anrufen. Nachdem wir uns alle von dem gehabten Schrecken er- holt hatten, gingen wir wieder unter Segel und gelangten an verschiedenen Inseln vorbei auf das hohe Meer. Ich konnte nicht sagen, daß ich auch nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Die Stunden verschwanden mir theils im Gespräch mit einigen Offizieren und einem ihrer Diener, theils in Anhörung der schönen Lieder, welche die italienischen Matrosen sangen, wenn der Abend hereinbrach. Nichts aber gefiel mir mehr, als die Zucht und Ordnung

und vor Allem die Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe, sowohl innen als außen, herrschte. Das Berdeck war immer wie gescheuert, und jeden Morgen, auch wenn es noch so rein war, wurde es abgeschwemmt. Die Kanonen waren alle blank, kein Rostfleck auf dem Metall, kein Schmutzleck an den Lafetten zu sehen, und die messingenen Kapseln über den Percussionschlossern glänzten wie Spiegel. Bei günstiger Witterung wurde sowohl auf dem Berdecke, als auch im Schiffsraume mit den Kanonen exercirt, und jeden Tag war Wachtparade. Der Kapitän war äußerst streng gegen Soldaten und Matrosen, und doch war es eine Lust zu sehen, wie schnell und pünktlich seine Befehle vollzogen wurden. Besonders ergözte mich das Klettern der Matrosen im Takelwerke und der Muth und die Unverzagtheit der kaum sieben bis acht Jahre alten Schiffsjungen, die die höchste Spitze der Masten erklimmten. Eben so streng war der Kapitän gegen den Schiffskoch, das Essen mußte reinlich und die Portion reichlich sein; die Soldaten erhielten täglich zweimal Fleisch und Wein zur Genüge. Die Nächte brachte ich entweder auf dem Berdecke oder in den Hängematten zu, in denen man die Bewegungen des Schiffes nicht so stark spürt. Sie hängen an der untern Seite des Berdeckes so dicht neben einander, daß man oft Mühe hat, die seinige herauszufinden. Aber der Geruch, der von ihnen ausgeht, ist so unangenehm, daß man beim Erwachen am Morgen sogleich nach dem Berdecke eilt, um frische Luft zu schöpfen.

So waren acht Tage recht angenehm bei heiterem Wetter hingegangen, am neunten — es war an einem Freitage Nachmittags 2 Uhr — erschallte vom Mastkorbe herunter das entzückende Wort „Land“, und mit freudigen Blicken eilte die Mannschaft auf das Berdeck. Vor unsern Augen lag ein flaches Ufer, von dem aus sich eine weite Ebene landeinwärts

zog, auf der man jedoch weder einen Berg, noch eine Stadt, noch sonst eine Wohnung erblicken konnte. Es war die afrikanische Wüste und wir waren zu weit westwärts gekommen. Der Kapitän ertheilte auf der Stelle den Befehl, mehr ostwärts zu steuern, worüber noch eine Nacht, die letzte unsrer Reise, vorüberging. Als ich in der Frühe des andern Morgens das Verdeck betrat, prangte vor meinen Augen der Hafen von Alexandrien mit seinem unübersehbaren Walde von Masten. Schon seit Mitternacht lag unser Schiff lavirend vor demselben, aber es wagte ohne Piloten nicht einzulaufen, da die Einfahrt wegen der vielen im Meere verborgenen Klippen sehr gefährlich ist, und wir leicht vor dem Hafen noch hätten scheitern können.

Mit dem ersten, über das Meer zuckenden Sonnenstrahle bot sich meinen Augen abermals ein neues, noch nie gesehenes Schauspiel dar. Von allen Schiffen im Hafen donnerten Hunderte von Kanonenschüssen, und mit einem Male waren die Masten in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt, die sich bald zu einer Säule verdichtete, bald sich wie der Nebel aus einem Thale erhob, der allmählig Bäume und andere Gegenstände in seinen Schleier hüllt. Als der Kanonendonner schwieg und der Dampf sich nach und nach verflüchtigte, erneuerte sich uns der frühere Anblick, dessen Pracht durch das glänzende Licht der Sonne noch mehr gehoben wurde.

Bereits mochte es gegen 8 Uhr sein, ohne daß der Pilot, dem wir schon lange das Zeichen gegeben hatten, uns abzuholen, gekommen war. Entweder getraute er sich mit seiner kleinen Raibe nicht durch die hochgehende See, oder er hielt unser Schiff für einen Kauffahrer. Wir riefen ihn noch einmal durch den Mund einer Kanone, und wenige Augenblicke später bemerkten wir sein kleines, von den Wellen hin und her geworfenes Schiffchen auf uns zusteuern. Bald darauf stieg der

sehnlichst erwartete Führer zu uns an Bord, übernahm das Commando, und wir segelten dem Hafen zu. Zu beiden Seiten von uns war Land, und rechts hinter etwa dreißig Windmühlen ragte die berühmte Pompejusssäule empor, links zeigte sich unserm Auge der Palast des Vicekönigs von Aegypten. Je näher wir dem Hafen kamen, desto reger ward meine Neugierde. Die darin liegenden Schiffe aller Nationen prangten im Schmuck ihrer Wimpeln und Flaggen, die türkischen und ägyptischen waren vom Verdeck bis in die äußersten Spitzen der Masten mit Fahnen und Bändern von den brennendsten Farben geschmückt, und in ihren Flaggen blähet sich als Wappen ein mit Sternen besäter Halbmond, den ich später auch als Orden an der Brust manches Soldaten erblickte.

Etwa gegen 10 Uhr ließen wir in das sichere Becken des Hafens ein. Ein freudiges Willkommen schallte uns von allen Seiten entgegen, und kaum hatte unser Schiff an einem sichern Plage die Anker geworfen, als die Glocken die zwölfte Stunde verkündeten und mit dem letzten Schlage die Kanonade von heute Morgen sich wiederholte. Auf mein Nachfragen, was dieses Schießen bedeute, erfuhr ich, daß die Türken ihren Namazan, das Fest der Wiederkehr des Frühlings, feierten, und daß es nach hergebrachter Seemannsweise von den Schiffen aller andern Nationen mitgefeyert würde.

Meine Neugier trieb mich nach der Stadt, und ich war schon im Begriff, mich von dem Schiffe zu entfernen, als mich der Bediente eines Offiziers, ein Sachse, zurückhielt, der von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten hatte, am folgenden Tage ebenfalls ans Land gehen zu dürfen. Dieser Mann war schon mehrmals in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, ohne dieser Vergünstigung sich erfreut zu haben. Auf sein inständiges Bitten blieb ich, um ihn am andern Morgen zu begleiten.

Der Tag verging mir im Anschauen des regen Hasenlebens und der ewig wechselnden Bilder, die es mit jedem Augenblicke meinem Auge darbot. Der sinkenden Sonne donnernten die Kanonen wiederum ihre Abschiedsgrüße zu; mit dem Aufgange der ersten Sterne wurden auf den türkischen und ägyptischen Schiffen die Flaggen eingezogen, und in wenig Minuten waren bunte Lampen und Laternen an den Masten und in dem Takelwerke aufgehängt, die in Figuren und Namenszügen die ganze Nacht hindurch brannten. War der Anblick der geschmückten Schiffe schon prächtig am Tage, so war er noch weit prächtiger des Nachts, und mein verwundertes Auge weidete sich stundenlang an dem bunten Farbenspiel der Lampen und Laternen.

In der Frühe des nächsten Tages nahm der Herr des Sachsen die demselben gegebene Erlaubniß zum Landen zurück, oder schob sie vielmehr auf einen spätern Tag hinaus, und ich verließ das Schiff allein. — Und so hat sich mancher Deutsche schon gelüsten lassen, Soldat oder Bedienter zu werden, um fremde Länder zu sehen, hat Angst und Gefahren der Reisen ausgestanden und hat endlich nichts weiter in die Heimath mitgebracht, als die Namen der fremden Länder, die er gesehen. Von dem Leben und den Sitten der Völker weiß er nichts zu erzählen, die kennen zu lernen ihm jede Gelegenheit grausam versagt wurde.

Ich nahm Abschied von dem armen Burschen und rief eine der Kaiken herbei, um mich ausschiffen zu lassen. Zuvor hat ich einen Offizier, den Kommandanten zu fragen, was ich für die Ueberfahrt zu bezahlen habe, und erhielt zur Antwort: Nichts. Ja, der Kommandant war, wie ich ebenfalls durch den Offizier erfuhr, so gütig gewesen, mich bereits dem österreichischen Generalconsul zu empfehlen, damit sich derselbe beim Vicekönig für meine Anstellung im Arsenal oder für eine

andre, meinen Kenntnissen angemessene, verwenden möge. Eine solche Güte kam mir unerwartet, und ich bedauerte herzlich, daß ich meinen Dank dafür dem Kommandanten nicht selbst abstatten konnte, sondern den Offizier bitten mußte, solches in meinem Namen zu thun. Mit herzlichen Worten nahm ich von letzterem Abschied und stieg mittels einer Strickleiter von dem Montecuculi in die Kaife hinab, die bereits meiner wartete. Schnell gelangte ich zu der Flotte des Vicekönigs, deren Schiffe etwa 60 bis 80 Schritte von einander entfernt lagen; ehe ich aber die Kauffahrer noch erreichen konnte, die gewöhnlich näher am Gestade liegen, als die Kriegsschiffe, ging die Sonne auf, und der Donner der Kanonen begrüßte ihre ersten Strahlen. Wir waren den feuernden Schiffen so nahe, daß uns das Feuer beinahe in die Augen sprühete, und bald so in Dampf gehüllt, daß die Kaife anhalten mußte, weil der Führer nicht sehen konnte, wohin er fuhr. Als der Dampf sich verzogen hatte, prangte die ägyptische Flotte wieder in ihrem farbigen Tageseschmuck, und ich sah, daß sie neben ihren scharlachrothen Flaggen auch die der Nationen aufgesteckt hatte, mit denen der Vicekönig in Freundschaft und Handelsverbindung stand. Noch einen langen stauenden Blick warf ich auf den bunten, einem Blumenfelde gleichenden Mastenwald und fuhr dann schneller dem Lande zu.

Es war am 25. April, kurz nach Sonnenaufgang, als mein Fuß den Boden Afrika's in Alexandrien, der Haupt- und größten Seehandelsstadt Aegyptens, betrat, und mein erster Schritt ging nach der Douane, woselbst die Aufseher meine Kisten in meinem Beisein öffneten, um sich von ihrem unverdächtigen, steuerfreien Inhalt zu überzeugen. So wie ich aus dem Zollhause trat, sah ich mich von Gieselstreibern eingeschlossen, deren jeder mich hat, sein Thier zu besteigen. Ohne lange zu wählen, nahm ich auf einem derselben Platz und

deutete dem Treiber an, mich nach der Frankenstraße — skello franko — in die Wohnung eines Deutschen zu bringen. Als bald setzte sich mein Esel, von dem Stachelstocke des Buben getrieben, in Trab, während der kleine Treiber aus vollem Halse: „Richlek gamalek!“ (Vorgesehen!) schrie; auf diesen Ruf, den man überall hört, weicht ein Esel dem andern aus. Schnell gelangten wir durch einige enge, winkelige Straßen auf den Bazar und darüber hinaus auf einen großen freien Platz, der damals noch wüst lag, jetzt aber mit den herrlichsten Palästen angebaut ist. Ueber einen ähnlichen großen Platz auf der andern Seite kamen wir in das von den Franken bewohnte, am neuen Hafen liegende Stadtviertel. In den obern Stockwerken eines sehr großen Hauses wohnten bei meiner Ankunft die meisten europäischen Consuln und die angesehensten Kaufleute, während den untern Raum Professionisten und Fischer inne hatten. Auf der einen Seite an der Ecke dieses weit ausgedehnten Hauses war die Wohnung eines nassauer Tischlers, auf der andern nach dem Meere zu die eines Schlossers aus Tyrol. Beide ruhten vor des Tischlers Thür, im Gespräch vertieft. Als sie mich gewahrten und an der Tracht als einen Deutschen erkannten, eilten sie auf mich zu, hießen mich herzlich willkommen und stritten sich, als ich den Buben mit dem Esel entlassen hatte, um die Ehre, mich zu beherbergen. Ich versprach endlich, bei Beiden zu logiren, und trat einstweilen beim Tischler ein, um mich auszuruhen; denn es war mir immer noch, als wanke der Boden unter meinen Füßen. Aber kaum hatte ich Platz genommen, so erschien der Tyroler und ließ nicht eher ab, als bis ich ihm nach seiner Wohnung folgte. Freundlich daselbst aufgenommen, war meine erste Frage nach der Familie des Wirths. „Sie werden gleich erscheinen, Jung und Alt,“ sagte er lächelnd.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, und eine große schwarze Frauengestalt trat herein, reichte mir mit herzlichem Willkommen die Hand und nöthigte mich zum Niedersitzen. Erstaunt ob solcher Höflichkeit sah ich bald den Schlosser an, und ehe ich noch ein Wort der Gegenbegrüßung finden konnte, sagte mein Wirth: „Ich stelle Ihnen hier meine Frau vor, die ich einst für 80 Kronenthaler*) gekauft habe, als sie schon eben so groß war, wie jetzt. Und ich habe bei diesem Handel profitirt, wie sie gleich hören werden.“

Abermals öffnete er die Thüre, und zwei braune Kinder, ein Mädchen von acht und ein Knabe von zehn Jahren, traten ein und reichten mir mit eben so freundlichem Gruße, wie ihre Mutter, die Händchen. Die Verschiedenheit der Farbe dieser Familie frappirte mich, der Vater weiß, die Mutter schwarz, die Kinder braun und mit kurzem wolligem Haar, Alle auf europäische Weise gekleidet.

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ fuhr mein Wirth fort, „wie theuer mir meine Alte zu stehen kommt, und ich hätte eine billigere für 40, 30 oder 20 Kronenthaler haben können, allein sie war die schönste auf dem Markte, und der Kaufpreis hat mir nicht leid gethan. Wenn sie mir jedoch nicht mehr gefallen sollte,“ bemerkte er mit einem schalkhaften Lächeln, „so könnte ich sie vertauschen, oder sammt den Kindern verkaufen, ohne daß Jemand etwas dawider hätte, und ich würde bei einem solchen Handel sogar Geld gewinnen.“ — „So werde ich, wenn ich hier bleibe, mir auch bald einige solche lebendige Kapitale anschaffen, um auf ähnliche Weise in einigen Jahren Profit zu machen,“ sagte ich scherzweise. „Aber sagen Sie mir, Landsmann, vertragen sich mehrere

*) 1 Kronenthaler = 1 Thlr. 16 Sgr. = 2 Fl. 34 Kr. rheinisch.

Frauen eines Mannes auch mit einander?“ — „Das müssen sie wohl,“ entgegnete der Schlosser. — „Bei uns in Deutschland würden sie sich einander die Augen austragen.“ — „Im Orient,“ fuhr der Schlosser fort, „werden sie bald so kaltblütig, daß sie sich statt des Mannes mit einer Pfeife Tabak begnügen.“ — „Ist hier ein Sklavenmarkt?“ fragte ich meinen Wirth. — „Allerdings! Ich werde Sie hinführen. Doch bevor wir denselben betreten, wollen wir ein kleines Frühstück genießen.“

Sogleich trug die schwarze Frau Fische von verschiedener Art und Zubereitung auf, wir nahmen alle am Tische Platz.

Nach Beendigung der Mahlzeit fragte mich mein Wirth, welche Sorte von Fischen mir am Besten geschmeckt habe.

„Ich habe von den häßlichsten genommen,“ antwortete ich, „weil diese den lieblichsten Geschmack hatten.“ — „Und Sie haben die schöner aussehenden fast unberührt gelassen, weil sie weniger mundeten.“ — „Man betrügt sich oft, wenn man sich von dem schönen Ansehen einer Sache verführen läßt.“ — „So denke ich auch,“ versetzte mein Wirth. „Ich hätte hier eine der schönsten weißen Frauen haben können, aber wie Sie nicht auf die glänzenden Schuppen des Fisches, so habe ich nicht auf die schöne weiße Haut der Frauen gesehen und daher mir diese Schwarze genommen. Ihr Verkäufer mußte mir einige Zeit gut für sie stehen; ich führte sie heim, ließ sie kleiden und ihr alles Nöthige zur Wirthschaftsführung erlernen. Schon nach wenigen Tagen sah ich, welches ein fleißiges, tugendhaftes Wesen ich an ihr hatte. Als ich sie immer mehr Tugenden entfalten sah, ließ ich sie taufen und lehrte ihr das Vaterunser in deutscher Sprache *). Spä-

*) Sie hat es mir oft andächtig vorgebetet.



MEHMET ALI AUF DEM WEGE NACH SCHUBRA



SCLAVENMARKT IN ALEXANDRIEN

Leipzig d. Engl. Kunst Anstalt A. H. Payne sc.

ter ließ ich mich mit ihr trauen und wählte meinen Aufenthalt auf der Insel Cypren. Dasselbst habe ich ihre unerschütterliche Treue für mich erprobt. Ich war durch einen Zufall mißtrauisch gegen sie geworden und stellte mich eines Tages todt. Als vermeintliche Leiche auf den Gottesacker gebracht, wurde ich durch ihre heißen Thränen und laute trostlose Klagen von meinem Mißtrauen geheilt und erstand zu ihrer und meiner Freude wieder von den Todten, um desto glücklicher mit ihr zu leben. Bald nachher ging ich mit ihr zum Besuch in meine Heimath, wo mein erstes Kind geboren und von einem Fürsten, der es mir aus der Taufe hob, reichlich beschenkt wurde; dann kehrten wir wieder nach Alexandrien zurück, wo ich mich bis heute heimisch und glücklich fühle.

Nach Beendigung seiner Erzählung führte mich mein neuer Freund nach dem Sklavenmarke, auf welchem er sich seine Gattin gekauft hatte. Der Anblick der Männer und Frauen, die ohne Kleider und nur nothdürftig die Scham mit geflochtenen Trotteln bedeckt, auf geflochtenen Stroh- und Rohrmatten saßen, muß auf jeden Europäer einen schmerzlichen und zugleich widrigen Eindruck machen. Ihre Anzahl belief sich auf 60 bis 80 Personen beiderlei Geschlechts, und die Frauen waren von den Männern getrennt. Die meisten sahen gleichgültig, fast stumpfsinnig vor sich hin, nur einige schienen mit wehmüthigen Geberden ihr Schicksal zu erwarten. Der Preis für einen Sklaven oder eine Sklavin ist verschieden, von 10 bis 80 Kronenthaler, je nach dem Alter, der Schönheit und dem Wuchsthume. Kinder kauft man oft von der Mutter Brust hinweg, und die Arme muß dazu schweigen. Bejahrte Frauenzimmer werden von den Sklavenhändlern zur Zucht behalten, und nicht selten wird auch ein junges Mädchen, das sich von ihrem Herrn Mutter fühlt, wiederum verkauft oder vertauscht, wodurch der Sklavenhändler doppelt gewinnt.

Und so findet man auf dem Markte neben den schwarzen auch braune Sklaven, Kinder weißer Männer, deren Gesichtszüge deshalb schöner und proportionirter sind. Indessen ist auch die Mehrzahl der Neger nicht häßlich, und außer der schwarzen Farbe unterscheidet sich die Bildung ihres Gesichts nicht viel von der der Europäer. Ich habe Sklaven und Sklavinnen gesehen, die vermöge ihrer korallenrothen, nicht zu stark aufgeworfenen Lippen, ihrer blendend weißen, zwei Perlschnuren vergleichbaren Zahnreihen und der glänzenden Weiße ihrer wie Sterne funkelnden Augen auch bei uns für Schönheiten ersten Ranges gelten würden. In keinem Lande habe ich mehr Schwarze, aber nirgends auch mehr Blinde gefunden, als in Aegypten, letztere jedoch nur unter den Eingeborenen. Die Schwarzen sind von diesem Leiden, das durch die glühende trockne Luft und durch den feinen, stets in der Luft fliegenden, äzenden Sand entsteht, verschont, und ich habe keinen gesehen, der an den Augen gelitten oder dem ein Zahn gefehlt hätte. Von ihrem künftigen Schicksale nichts ahnend, spielen die Negerkinder auf dem Markte, und ihre sammtartige Haut, die sie oft mit irgend einer Fettigkeit einreiben, glänzt in der Sonne. Denselben Glanz bemerkt man auch auf der Haut der Erwachsenen. Kommt ein Käufer, so müssen sich alle von ihren Matten erheben und in Reihe und Glied stellen, und gewöhnlich bringen die Türken einen Hikim, eine Art Arzt, mit, der die Gestalten untersucht, ob sie gesund und stark von Nerven sind. Denn der Türke schaut weniger auf Schönheit der Gesichtszüge, als auf starken, kräftigen Körperbau, weil er die Sklaven zur Arbeit braucht. Deshalb müssen die unglücklichen Geschöpfe allerhand Bewegungen mit den Armen, Beinen und dem Körper machen, und wenn einer nur das geringste Versehen begeht, so sauft ihm die aus Elephantenhaut zusammengedrehte Peitsche seines unbarmherzigen Herrn

gleich auf den Rücken. Abends werden die Sklaven gleich dem Vieh in einen Stall getrieben und Morgens wieder auf den Markt gebracht, wo sie den ganzen Tag über in der brennenden Sonnenhitze, ohne irgend eine Beschäftigung, sitzen, bis der Abend sie wieder auf ihr kümmerliches Ruhelager führt.

Wie jeder Reisende, so besuchte auch ich fast täglich den Sklavenmarkt, und miethete mich endlich in der Nähe desselben ein. Die Sklavenhändler, lauter Beduinen, besuchten mich oft und fragten mich auf arabisch: ob ich ihnen eine Schöne abkaufen wolle? und wurden bald so bekannt mit mir, daß nicht nur die Herren, sondern auch die Sklaven sämtliche Hobelspäne aus meiner Werkstatt vor die Hausthüre trugen, um sich bequemere Sitze daraus zu machen und sich ihre Mahlzeit damit zu kochen. Nicht selten ließen sie sich auch zu beiden Seiten meiner Thüre nieder, die Männer rechts, die Frauen links, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten sie meine Werkstätte zu ihrem Markt gemacht.

Außer dem Sklavenmarkte hat Alexandrien wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Seine frühere Pracht und Herrlichkeit liegt in Trümmern, die nur noch als stumme sterbende Zeugen auf die große Vergangenheit deuten. Ganze Stadtviertel sind zerfallen, in denen Bettler, meistens in unterirdischen Gewölben, wohnen. Die Stadt bringt auf den Beschauenden keinen Totaleindruck hervor. Sie ist ein Gewirr von neuen Palästen und alten fensterlosen, dem Einsturze nahen Hütten, ein Gemisch türkischer und europäischer Bauart, Sitte und Lebensweise, ein Bild von Pracht und Elend, von Leben und Tod, hier mit dem Geräusche der Tagesgeschäfte, dort mit der Stille einer Wüste. Das Frankenviertel ist das belebteste, und fast alle Häuser sind auf europäische Art erbauet und mit einigen Stockwerken versehen.

Die einzig wohlerhaltenen Denkmäler aus Alexandriens Vorzeit sind die Pompejussäule und die Nabeln der Kleopatra. Die erstere steht außerhalb der Stadt auf einem kahlen Hügel, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen und die öde Umgegend übersehen kann. Sie ist rund, besteht aus einem Stücke Granit, mißt mit dem viereckigen Fußgestelle 115 Fuß, und ist eines der vollkommensten Werke, die je aus Menschenhand hervorgegangen sind. Wem zu Ehren sie errichtet wurde, ist bis auf diese Stunde noch nicht ausgemacht*). Sie dient den Schiffen als Signal. Die Nabeln der Kleopatra sind an der östlichen Küste des neuen Hafens auf der Stelle, wo das alte Alexandria stand, zu finden. Es sind zwei mit Hieroglyphen bedeckte und jeder aus einem Stücke Granit bestehende Obelisk, von denen der eine noch aufrecht steht, während der andere von seinem Fußgestelle herabgestürzt und halb mit Sand bedeckt ist; beide haben eine Länge von etwa 60 Fuß. Der liegende gehört England, das ihn von Mehmed Ali zum Geschenke erhalten, aber bis jetzt noch nicht fortgeschafft hat, weil er für den Transport zu Schiffe zu schwer ist. Beide sollen Theile eines Tempels gewesen sein, den Kleopatra dem Cäsar errichtete. Unter den neuern Gebäuden zeichnen sich der Palast Mehmed Ali's und der seines Sohnes Ibrahim, welche beide auf einer Halbinsel liegen, und das zwischen beiden gelegene königliche Wirthshaus besonders aus. Aber wie überall im Orient neben dem Palaste die Hütte, neben der Pracht das Elend sich befindet, so auch hier, denn man kann zu diesen herrlichen

*) Vielfach wird behauptet, sie sei von einem römischen Statthalter Aegyptens, Namens Pompejus, dem Kaiser Diocletian zu Ehren errichtet worden. Sonst stand eine Reiterstatue auf ihrem Gipfel.

Gebäuden nur durch eine Reihe in die Erde gegrabener Löcher gelangen, in denen man Bilder des Jammers und der Ar= muth, des Elends und der Häßlichkeit erblickt. So wenig Alexandrien gegenwärtig als See= und Handelsstadt noch von Bedeutung ist, so hat es sich doch seit der Regierung Mehmed Ali's bedeutend gehoben, der Alles aufbietet, es zu verschö= nern und aus seiner Asche als ein Phönix zu neuer Größe und Herrlichkeit aufleben zu lassen. Ueberall erstehen neue Gebäude, und der Boden wurde nach Steinen aufgewühlt, um sie für die neuen Bauten zu benutzen.

Als die größte Merkwürdigkeit aus dem Thierreiche ers= schien mir eine Giraffe. Ich sah ein solches Thier hier zum er= sten Male. Sie war achtzehn Fuß hoch und ihr Hals allein 6 Fuß lang. Auf dem kurzen kegelförmigen Kopfe trägt die= ses seltene Thier stumpfe, niemals abfallende Hörner und mit= ten auf der Stirne einen Knochenhöcker. Die Vorderbeine sind fast noch einmal so hoch, wie die hintern. Die Haare des Fells sind kurz und grau, überall mit gelben Flecken bedeckt und übertreffen an Weiche und Schönheit das schönste Tie= gerfell.

An Arbeit fehlte es mir nicht, und gleich in den ersten Tagen war ich von dem englischen Consul beauftragt worden, ihm einen neuen Kutschersitz an seinem Wagen zu machen. Alles, selbst die Schmiedearbeiten besorgte ich selbst einstwei= len in der Werkstatt des gutmüthigen tyroler Schlossers, der eine geraume Zeit krank darnieder lag. Binnen vier Wochen (jeden Tag verdiente ich gegen zwei Thaler) hatte ich mir schon ein nicht unbedeutendes Sümuchen erübrigt. Da die Arbeit mehrte sich täglich und vermochte mich, mir unweit des Sklavenmarktes eine eigne Wohnung zu nehmen und später, als ich alles nöthige Werkzeug angeschafft hatte, mit zwei Tischlern in Kompagnie zu treten, die während der Zeit, von

aller Hülfe entblößt, in Alexandrien angekommen waren. Aber es ging mir mit ihnen nicht nach Wunsch, denn gerade als die Arbeit am überhäuftesten war, geriethen beide in Streit. Auch sie liebten den Wein mehr, als die Arbeit, berauschten sich fast täglich und zankten sich dann; des ewigen Haders müde, schickte ich den Unverträglichsten, einen Polen, fort, ohne das für ihn ausgelegte Geld zurückerhalten zu haben, und behielt den andern, einen Darmstädter, der mich weniger belästigte. Gegen alles Erwarten nahm jetzt unsre Arbeit mit einem Male so außerordentlich zu, daß wir sie erst nicht mit sieben, dann nicht einmal mit vierzehn Gehülfen zu fertigen im Stande waren. Mein College war mit acht Leuten außerhalb bei neuen Bauten, ich in der Werkstätte mit sechs Gesellen beschäftigt. Meine Arbeit bestand in Fertigung von Thüren und Fenstern für Madame Drouvet, die Wittve des französischen und Schwiegermutter des dänischen Consuls. Obgleich mit dem Tischlerhandwerk wenig vertraut, verdiente ich doch täglich einen Kronenthaler. Für den Rahmen und die Bekleidung eines Fensters (ohne Glas) erhielt ich nämlich zwölf Kronenthaler. Jedem Gesellen zahlte ich täglich einen schweren Gulden; und sie hätten noch mehr verdienen können, wenn sie fleißiger gewesen wären. Nach Vollendung der Arbeit für Madame Drouvet sollte die von meinem Collegem in Accord genommene Bauarbeit, von der leider noch fast gar nichts fertig war, tüchtig angegriffen werden. Er verschrieb also jenen württembergischen Tischler, Namens Keller, mit dem ich in Adrianopel und in Smyrna schon zusammengetroffen war und den auch mein Compagnon persönlich kannte. Keller war eben in Kairo. Wir sagten ihm die Vortheile eines Theilnehmers an unserem Geschäfte zu. Er kam an und erklärte mit Indignation, die Menschen müßten spazieren gegangen und geschlafen, aber nicht gearbeitet haben: er sei nicht geneigt, an

solcher Faullenzewirthtschaft Theil zu nehmen. Ich fragte die Gesellen, warum noch so wenig geschehen sei, und erhielt zur Antwort, daß es oft an Holz gefehlt und daß der Meister sich oft den ganzen Tag nicht habe sehen lassen. Entrüstet setzte ich meinen lieben Compagnon darüber zur Rede und kündigte ihm unsere Verbindung auf. Keller hatte mir nämlich das mir sehr zusagende Anerbieten gemacht, in seiner und eines schwedischen Naturforschers Gesellschaft eine Reise nach dem rothen Meere und dem Sinai zu machen. Ich hatte mehrere Unterredungen mit dem Schweden, der sich auch in Alexandrien befand, und mit Keller über die Reise. Wir wurden eins; ich erhielt mein in das Geschäft gesteckte Geld vom Compagnon zurück und machte mich reisefertig.

Reise nach dem Sinai.

Die Reisegefährten. — Der Kanal Mahmudie. — Der Nil. — Nackte Männer und Kinder. — Langsamer Gang des Schiffes. — Jagd. — Die neue Nilbrücke. — Bulak. — Kairo. — Ein Thüringer aus Waltershausen. — Physiognomie von Kairo. — Gedränge und Getöse in der Stadt. — Die Citadelle und das Schloß des Vicekönigs. — Der Josephbrunnen. — Aufbruch. — Die Wüste. — Suez. — Das rothe Meer. — Das steinige Arabien. — Der Mosesbrunnen. — Der Brunnen Howara. — Wadi Gharendel. — Wadi Ossapta. — Wadi Moklateb. — Der dritte Brunnen. — Verirrung eines; Gefährten. — Das Hauptgebirge.

Die mir vorgeschlagene Reise nach dem Sinai war ganz nach meinem Geschmacke, und ich verließ deshalb sehr vergnügt in Gesellschaft des Würtembergers, Keller, des schwedischen Naturforschers und eines Dolmetschers, Namens Achmed, Janitscharen des österreichischen Generalconsuls, am 3. October 1833 Alexandrien, indem wir uns auf dem Kanal Mahmudie einschifften. Dieser berühmte und großartige Kanal ist ein Werk Mehmed Ali's, bei dessen Bau mehr als 50,000 Menschen theils durch die Hitze, theils durch Anstrengung und Mißhandlung ihr Leben verloren haben. Er ist etwa 12 Fuß

tief und acht deutsche Meilen lang und bestimmt, Alexandrien mit Kairo in Verbindung zu bringen.

Nach einer sehr langsamen Fahrt langten wir in einem kleinen, an einem Arme des Nil gelegenen Dörfchen an, wo die Schiffe gewechselt wurden. Das neue Schiff brachte uns auf den Nil, in welchem nackte Menschen und gewaltige Büffel in zahlloser Menge mit einander badeten. Die Jugend beiderlei Geschlechts lief auch nackt an den Ufern umher; sie zieht erst mit dem Antritte des funfzehnten Jahres Kleider an. Unser Schiff gerieth öfter auf Sandbänke, wurde aber sogleich wieder von den Matrosen, die nackt in den Fluß sprangen, befreit. Die auf unserem Schiff befindlichen Frauen schienen an den Anblick nackter Männer gewöhnt zu sein. Dester hatten wir gar keinen Wind, so daß die Matrosen das Schiff stromauf ziehen mußten. Wir stiegen unterdessen ans Land und machten im Uferschilf Jagd auf Wasservögel und andere Thiere. Gegen Abend erhob sich der Wind, wir gingen wieder unter Segel und entfernten uns immer weiter aus der anmuthigen Gegend, die einem Getreidemagazine glich, das auch noch mit verschiedenen andern Früchten reichlich angefüllt ist. Am vierten Tage kamen wir in eine unübersehbare Ebene. An den Ufern des Nil lagen etwa zwölf ärmliche Dörfer, in deren Nähe wir die Maschinen sahen, welche das Wasser aus dem Nil pumpen, um das von Gräben durchschnittene Land zu bewässern. Sie werden theils durch Ochsen oder Maulthiere, theils durch nackte Menschen getrieben, die zu arm sind, um sich Vieh für die Besorgung dieses Geschäftes zu halten.

Am fünften Tage erblickten wir in weiter Ferne am Horizonte die Pyramiden von Gizeh gleich kleinen Bergen, und landeten noch einmal am linken Nilufer, um aus einem Dörfchen die Schwester unseres Kapitän an Bord zu nehmen.

Ueber die beiden Nilarme, die hier das sogenannte Delta bilden, und von denen einer bei Damiette, der andere bei Rosette mündet, wurde eben eine Brücke gebaut, die, wenn sie nach der Angabe vollendet wird, ein Wunderwerk der neuern Zeit genannt werden dürfte. Den Plan dazu hat ein Franzose, ein St. Simonist, dem Pascha vorgelegt, und dieser hat ihn nach London geschickt, um ihn von zwölf der berühmtesten Ingenieurs prüfen zu lassen. Die eine Hälfte derselben hielt die Ausführung für möglich, die andere für unmöglich, und der Pascha ließ rüstig fortarbeiten. Wir sahen eine ungeheure Menschenmenge eben mit der Ausführung beschäftigt.

Nachmittags liefen wir in den Hafen von Bulak ein, einem etwa eine kleine Stunde von der Hauptstadt entfernten und als Vorstadt derselben betrachteten Flecken, der sich durch die schöne europäische Bauart seiner Häuser auszeichnet. Auf vorzüglich starken und rührigen Eseln, die hier, wie in Alexandrien, die Stelle der Fuhrwerke ersetzen, ritten wir in die Thore Kairo's und kehrten in der Wohnung eines Griechen ein. Hier trafen wir den berühmten deutschen Naturforscher Eduard Rüppel aus Frankfurt a. M., der eben aus Abyssinien angekommen war. Er war ganz orientalisches gekleidet und trug einen langen Bart, der ihm bis auf die Brust herabfiel und ihm ein ehrfurchtgebietendes Ansehen gab. Leider reiste er schon am folgenden Tage nach Alexandrien ab, um nach Europa zurückzukehren. Der Neger, den er sich früher in Aegypten gekauft und zur Jagd und zum Einbalsamiren abgerichtet hatte, blieb in Kairo zurück. Zum Dank für treu geleistete Dienste hatte ihm sein edler Herr außer dem Gewehr, aus welchem er geschossen, und außer andern Gaben die Freiheit geschenkt. Abends bei Tische fand ich auch hier zu meiner freudigsten Ueberraschung einen thüringischen Landsmann, den Direktor der Musikchöre des Vicekönigs, Herrn Hempel

aus Waltershausen, dem mir durch Freud und Leid so lieb gewordenen freundlichen Bergstädtchen am nördlichen Fuße des malerischen nordwestlichen Thüringervaldes. Unsre beiderseitige Freude war sehr groß, und die theure Heimath, die natürlich den ganzen Abend über Gegenstand unsrer Unterhaltung blieb, trat in hellen süßen Bildern vor unsre Seele. In Hempels Begleitung besah ich mir am folgenden Tage die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Kairo, oder El Kahira, die „Siegreiche“, von den Arabern „Masr“, der schöne Ort, genannt, liegt auf dem rechten Ufer des Nil, mit welchem es durch einen Kanal verbunden ist, und zerfällt in drei Haupttheile: in die Vorstadt Bulak mit dem Haupthafen, in das alte Kairo (Fostat), das östlich, und in das eigentliche Kairo oder Groß-Kairo, das nördlich von Bulak liegt. Das alte Kairo bildet den zweiten Hafen der Hauptstadt. Diese, die größte und volkreichste in ganz Afrika behnt sich in einer sandigen Ebene zu einem Umfange von drei Stunden aus. Allein das Innere ist bei Weitem nicht ganz von Gebäuden, Straßen und Plätzen eingenommen; man findet große Gärten, wüste Plätze und Trümmerhausen, auf denen erst nach und nach Paläste prangen werden, welche die Baulust und Verschönerungssucht des Vicekönigs hieher bestimmt hat. Aus der Ferne gewährt Kairo kein schönes Bild; von Bulak aus gesehen, erschien es uns wie ein Haufe verworrener Mauern und Häuser, aus denen kein ausgezeichnetes Gebäude hervortrat, dem Auge einen Stützpunkt zu bieten. Der Straßen sind eine ungeheure Menge, aber sie sind, wie in allen türkischen Städten, schmutzig, ungepflastert, krumm und zum Theil so eng, daß ein Reiter Mühe haben würde, durchzukommen. Die Atmosphäre in denselben ist erstickend, das Gedränge unbeschreiblich, so daß man sich nur mit der größten Anstrengung hindurch arbeiten

kann. Bald begegnet man einem Zuge beladener Kameele, bald einer Karawane vornehmer Herren und Damen auf Pferden und Maulthieren; hier muß man einem Haufen Soldaten ausweichen, welche die in der Stadt zerstreuten Wachen ablösen, dort sich vor einer Kavalkade von Esels-Rittern in Acht nehmen, überall ist man in Gefahr, umgestoßen und zerdrückt zu werden. Und bei aller scheinbaren Unordnung in dem Straßengewühle geschieht doch selten ein Unfall, weil man fast bei jedem Schritte auf einen warnenden Ausrufer stößt. Zum lauten Ruf derselben kommt das von allen Seiten ertönende Waarenausgebot der Verkäufer, das Geschrei der im Gedränge gestoßenen und getretenen Kinder, das Vocalconcert der Esel und Hunde, und alle diese verschiedenartigen Laute ballen sich in ein nimmer endendes, ohrzerreißendes Getöse zusammen. Kein Wunder bei einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern der verschiedensten orientalischen und europäischen Nationen, die in den drei Theilen der Stadt wohnen! Die Straßen Kairo's sind in Quartiere abgetheilt, und diese durch Thore verschlossen; jede Nation hat ihr eignes; unter allen zeichnet sich das der Juden durch Unreinlichkeit und schlechte Bauart aus. Die Häuser der geräumigen Straßen, die nach öffentlichen Plätzen und den Bazars führen, welche letztere zum Schutz gegen die Sonne mit Dächern überbaut sind, bestehen aus Backsteinen und sind oft zwei bis drei Stockwerke hoch. Ihre sehr kleinen Thüren und ihr gänzlicher Fenstermangel nach der Straße zu lassen aber eher Gefängnisse, als menschliche Wohnungen in ihnen vermuthen. Alle Pracht ist für das Innere aufgespart, doch hat es mir nicht gelingen wollen, in einem derselben Zutritt zu erhalten.

Mein erster Gang mit dem Musikdirector Hempel war nach der Citadelle oder dem Residenzschlosse des Vicekönigs. Es liegt nordöstlich von Kairo auf einem Felsen, der zum

Mofattangebirge gehört und eine Verlängerung desselben ist. Die Mauern sind von beträchtlicher Höhe und von Häusern umgeben, welche meist in Ruinen zerfallen und unbewohnt sind. Die zum Schlosse führenden Wege sind in Felsen gehauen, aber eng und so steil, daß man an mehreren Stellen hat Stufen anbringen lassen, um das Hinaufsteigen zu erleichtern. Auf der Burg angelangt, tritt man durch ein mit ungeheuren eisenbeschlagenen Flügelthüren versehenes Thor, zu dessen Seiten zwei Thürme sich erheben, wieder ins Freie und durch ein anderes erst in die eigentliche Citadelle. Am Eingange links in einem Käfige befanden sich acht männliche, in einem andern zwei weibliche Löwen, auf dem Vorhofe ging ein junger Elefant frei herum. Diese Bewohner der Wüste imponiren dem eintretenden Fremdlinge. Für die Mühe der beschwerlichen Wanderung entschädigt die herrliche Aussicht, die man auf die ungeheure Stadt, auf die vom Nil in tausend Windungen durchschlängelte Umgegend und auf die majestätisch aus dem Sande der Wüste hervorragenden Pyramiden genießt. Die Gebäulichkeiten der Citadelle bieten wenig Interesse. Der Palast des Pascha, ein riesiges, theilweise in Ruinen liegendes Gebäude, steht beinahe am Ende derselben, an den Mauern des Walles und zeichnet sich nur durch den großen, prachtvoll geschmückten Saal aus, in welchem der Divan sich versammelt; die übrigen Gebäude sind Trümmer, deren frühere Bestimmung man gegenwärtig nicht mehr kennt. Nördlich von diesen verfallenen Bauwerken gelangt man zur größten Merkwürdigkeit des Schlosses, zum Josephbrunnen. Eine sanft absteigende, sechs bis acht Schuhe breite Wendeltreppe führt 140 Ellen tief in den Felsen hinab. In dieser Tiefe befindet sich ein großer Wasserbehälter, dessen klares Raß eine von Ochsen oder Kameelen in Bewegung gesetzte Maschine in daran befestigten kleinen Eimern und irdenen

Krügen zu Tage fördert. Der Sage nach soll Joseph diesen Brunnen haben graben und das Wasser des Nils hineinleiten lassen, Andre machen ihn zu einem Werke des Sultan Saladin, der auch zugleich als Erbauer der Burg genannt wird.

Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich den Leser mit einer genauen Beschreibung der modernen Paläste hoher Staatsdiener, der prächtigen Bazars, der Kaufhäuser und Waarenniederlagen, der Bade- und Kaffeehäuser unterhalten; sie sehen sich in türkischen Städten ziemlich ähnlich, und selbst der Sklavenmarkt Kairo's bot mir dasselbe Bild des Jammers, wie der zu Alexandrien. — Die Ruinen aus Kairo's Vorzeit sind den Gelehrten ein Räthsel, was hätten sie mir weniger sein sollen? Ich habe sie gesehen, unbekümmert um ihre frühere Bestimmung, und nicht darnach gefragt, da ich Wichtigeres zu thun hatte, nämlich Proviant zu kaufen für die Weiterreise nach dem Sinai.

Nach einem Aufenthalte von sieben Tagen, während welcher wir die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend besahen, unsre Papiere in Ordnung gebracht, uns mit Proviant versehen, unsre ledernen Schläuche mit dem süßen Wasser des Nil gefüllt und uns ein altes Zelt, ein Haus für die Wüste, angeschafft hatten, verließen wir am 15. Oct. in der ersten Frühe Groß-Kairo mit acht Kameelen (die Hälfte diente zum Reiten, die andre zur Fortschaffung des Gepäcks und der Lebensmittel) und schlugen die Wüstenstraße nach Suez am rothen Meere ein. Die Vorbereitungen zur Reise hatten wirklich mehrere Tage lang unsere ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Ich hatte die letzte Nacht wenig geschlafen und befand mich in einer frohen Aufregung. Es war ja meine erste Wüstenfahrt, und welch ein Ziel schwebte mir vor!

Nach wenigen Stunden schon, obgleich die Kameele sehr langsam gehen, betraten wir das einsame düstere Reich der

Wüste. So öde und traurig auch die mich umgebende Natur war, gleichsam das Gerippe des vegetativen Lebens, so lebendig und freudig war meine innere Welt. Hehre Erinnerungen an die Frühzeit des Menschengeschlechts, an jene erste heilige Dämmerung der Geschichte durchschauerten mich. Frisch und lebendig standen die im Knabenalter in der Dorfschule erhaltenen ersten Eindrücke mir vor dem innern Auge. Was ich einst vom Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten, von ihrem Wege durch die Wüste, von ihrem Durchgange durch das rothe Meer, von der wunderumhüllten Gesezgebung auf dem Sinai, was ich von Moses und Aaron und von den zwölf Stämmen gelesen, und was die Phantasie des Knaben so sehr beschäftigt hatte, das glühte gleichsam wieder in mir auf und war mir deutlich erinnerlich. Zog ich doch jetzt dieselbe Straße, welche Moses an der Spitze seines Volks gewandert war, durch dasselbe unwirthbare Land, durch welches eine Feuersäule bei Nacht und eine Rauchsäule bei Tage die Kinder Gottes geleitet hatte.

Die Wüste zwischen dem Niltbale und dem rothen Meere ist keine unabsehbar ausgedehnte, mit feinem Sande erfüllte Ebene, wie man sich die Wüsten meist und mit Recht vorstellt, sondern ein sehr unebenes, von Gebirgszügen durchschnittenenes Gelände. Das Hauptgebirge lief wie unser Weg von Westen nach Osten und blieb uns stets zur Rechten; mehrere seiner Nebenarme hatten wir auf unsrer viertägigen Reise bis Suez zu übersteigen; meist ging unsere Straße durch Thäler und in der Ebene durch die Rinnale der Winterwasser im Sande. Zur Linken war die Gegend vorzugsweise eben. Der Boden bestand entweder aus hartem Kiesgerölle oder aus Kalkgeschiebe, seltener aus weichem Sande. Hier und da gewahrten wir in den Thälern etwas kümmerliche Vegetation, und Manches, was sich davon am Wege bot, ward von unsern Kameelen gierig

abgeweidet. Die Gebirge, entweder aus hartem Sandstein oder Kalkstein bestehend, boten eine eigenthümliche zackige Form und schnitten stets scharf am Horizont ab. Die Stille in der Wüste hat einen unbeschreiblichen, schier beängstigenden Charakter, vorzüglich für die, welche aus dem geräuschvollen Kairo kommen.

Die Reise selbst war für mich äußerst beschwerlich. Nicht nur, daß ich die langsam schaukelnde Bewegung des Kameels nicht vertragen konnte und aus diesem Grunde, vorzüglich in den ersten Tagen, unaufhörlich von Uebelkeit heimgesucht wurde, die mit der Seekrankheit viel Aehnlichkeit hatte, sondern die Hitze war auch am Tage schier unerträglich, so daß wir von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags Stillstand machen mußten. Wir schlugen unser Zelt auf und brachten im Schatten desselben in einem dumpf brütenden Zustande, in halber Bewußtlosigkeit zu. Die Luft lag um uns wie die Temperatur eines Backofen. Um 5 Uhr packten wir das Zelt zusammen und ritten dem sich langsam verkühlenden Abend entgegen bis 9 oder 10 Uhr, je nachdem der Lagerplatz näher oder weiter entfernt war. Denn diese Kameelbesitzer, stets Beduinen, haben bestimmte Stellen, auf denen sie, durch die Wüste ziehend, übernachten. Rasch lodert nun ein Feuer empor, das Milwasser, das, wie begreiflich, nicht mehr frisch ist, wird aus dem Lederschlauch in den Topf gefüllt und der Reis aus dem Sacke dazu geschüttet, um zur Mahlzeit zu kochen. Dieser, getrocknete Früchte und geräucherter Fisch, machen den Speisevorrath aus; das ohnedies schlechte Brod wird in der Sonnengluth steinhart. Eine Tasse Thee wird zum Labfal, obgleich sie den brennenden Durst gänzlich zu stillen nicht im Stande ist. Die Nächte brachte ich in der Regel außerhalb dem Zelte, an dessen Wand auf eine wollene Decke gebettet, zu, die schlaftrunkenen Augen bald auf das verglimmende

Feuer, bald auf die Sterne des Himmels gerichtet, bis sie mitr zufielen. Die Nacht hat in der Wüste einen weit großartigern Charakter, als bei uns. Sie ist hehrer, heiliger; man fühlt sich Gott näher und von der belebten Welt o weit, als sei man schon in einen höhern Zustand versetzt. Man begreift leicht, daß die Araber der Wüste den gestirnten Himmel genau kennen müssen: die Hitze des Tages nöthigt sie zur Ruhe, und in der Nacht glänzen ihnen die Sterne heller, als den Bewohnern Europa's. Meine Gedanken waren, eh' ich entschlief, gewöhnlich mit den Kindern Israel beschäftigt; was Wunder, wenn ich von Moses träumte, von der Feuer- und Rauchsäule, vom Himmelsmanna u. s. w. Vor Tagesanbruch bestiegen wir unsre Kameele schon wieder, das frugale Frühstück in der Hand. Die Morgen waren die genußreichste Zeit der Reise; Körper und Geist fühlten sich frisch, und ich war im Stande, meinen Gedanken freie Audienz zu geben. Man war in der Regel auch ganz auf sie gewiesen; denn da die Kameele nicht neben einander, sondern alle im langen Zuge hinter einander gehen, jedes vom andern durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, so kann man mit seinem Hinter- oder Vordermanne höchstens nur einige Worte mit starker Zungenanstrengung wechseln. Aber auch diese dürftige Unterhaltung unterbleibt, sowie die Sonne höher steigt; dann nehmen auch allmählig die Gedanken Abschied, und wenn das mächtige Tagesgestirn nun seine glühenden Pfeile auf unser Haupt herabschießt, dann starrt man gedankenlos in die von Hitze zitternde Luft und versinkt in einen halb leblosen Zustand. Von Minute zu Minute wird die Gluth der von den nackten, steilen Felsenbergen abprallenden Sonnenstrahlen fürchtbarer, das Athmon wird einem schwerer; man meint sterben zu müssen. — Das Zelt wird aufgeschlagen, man

kriecht hinein und vegetirt sieben böse Stunden in seinem wenig Kühlung gewährenden Schatten.

Außerdem ist mir auf diesem Wege nichts Merkwürdiges begegnet. Am dritten Tage sahen wir zu unsrer Rechten in Südost die ungeheure Felsenfirne des Attaka sich erheben, der auf der ägyptischen Seite jäh nach dem rothen Meere zu abstürzt. Dieser mächtige Bergrücken hat eine sehr imposante Form.

Am vierten Tage gegen Abend erblickten wir endlich von einer kleinen Anhöhe aus die dunkle, von der untergehenden Sonne leicht geröthete Fläche des rothen Meeres und drüber hinaus im Abendhimmel verschwimmend die Gebirge, welche die Felsenwarte des Sinai umlagern. Wir begrüßten das von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtete Suez mit lautem Rufe.

Plötzlich war alle Abspannung von uns wie abgeschüttelt. Die Kalk- und Sandsteingegend, aus lauter kleinen Hügeln bestehend, wird im höchsten Grade trostlos und traurig, und nur der Blick auf den majestätischen Attaka und in seine tiefen Schluchten, sowie auf das nahe Meer und die Mauernzinnen und Minarets des Städtchens entschädigt für die Lede der nächsten Umgebung. Das Kastell Abscherud ließen wir links zur Seite und gelangten auf einer allmählig sich absenkenden Fläche zu dem etwa noch eine Stunde von Suez entfernten, mit einem kastellartigen steinernen Hause überbauten Brunnen Bir Suez. Das salzig schmeckende Wasser desselben wird durch von Ochsen getriebene Räder in Rinnen gehoben, die es in große steinerne Tröge vor dem Gebäude führen. Menschen und Kameele tranken; mir wollte es nicht recht schmecken.

Das nahe Meer wurde von der Dämmerung immer dunkler gefärbt, der Attaka starnte unheimlich in den Abendhimmel. Mit Einbruch der Nacht langten wir in Suez an.

Erst am andern Morgen hatte ich Gelegenheit, die wahrhaft schreckliche Gestalt und Umgebung dieser sogenannten Stadt in Augenschein zu nehmen. Sie besteht aus ungefähr 600 Häusern und Erdhütten, die nicht einmal alle bewohnt sind, zählt mit der hier stehenden Compagnie des ägyptischen Militärs noch immer nicht 1400 Einwohner und liegt in einer Gegend, deren farblose Dede und niederdrückende Traurigkeit ihres Gleichen nicht hat. In der That, das Todtenbild dieser unglücklichen Stadt läßt sich kaum beschreiben. Kein Gräschen entsproßt dem heißen harten Kalk- und Sandboden, kein Baum erfreut das Auge, kein Vogel belebt die Luft, Alles ist still, öde, heiß, hart, Grau in Grau, und wohin der geängstete Blick sich wendet: Sand, Kalktrümmer, Staub, nackte scharfe Felsen; ja die Wüste erstreckt sich sogar bis innerhalb der Stadtmauer. Ein Ort zur Verzweiflung. Hier war natürlich unseres Bleibens nicht, und so setzten wir denselben Morgen (den 19. October) noch in einer Barke über den Arm des rothen Meeres, wie man uns versicherte, an derselben Stelle, an welcher Moses sein Volk hindurchgeführt hatte, als das Meer zu beiden Seiten stand, wie eine Wand, und an welcher der nachsehende Pharao mit Rossen und Reitern ertrank. Man kann zur Zeit der Ebbe, wenn ein starker Nordwestwind die Fluthen nach Süden treibt, den Meeresarm durchreiten oder zu Fuß durchwaten; springt aber der Wind nach Südost um, dann treibt er die Gewässer nordwärts, die dann in Kurzem sechs bis neun Fuß steigen. Die Schiffer erzählten uns, daß Napoleon im Februar des Jahres 1799 auf seinem kühnen Zuge von Kairo nach Syrien durch die Wüste hier fast das Schicksal des Pharao gehabt. Er wollte nördlich von Suez durch den Meeresarm reiten, der plötzlich südlich umgeworfene Wind wälzte ihm Welle auf Welle zu, und die Rettung gelang ihm nur mit großer Mühe.

Damals soll er lakonisch gesagt haben: „Es wäre ein interessanter Text für alle Prediger gewesen, wenn ich hier, wie Pharao, ertrunken wäre.“

Übermals sah ich hier zwei Welttheile einander so nah gegenüber liegen und nur durch einen Meeresarm getrennt; bei Konstantinopel waren es Europa und Asien, hier Afrika und Asien. Aber der Unterschied zwischen dem lebendigen Bosporus und dem todten rothen Meere ist eben so groß, wie zwischen den grünen, prächtigen, belebten Ufern Kleinasiens und Thraciens und denen der einsamen, von steilen grauen Felsenbergen gebildeten ägyptischen Küste und des gegenüber liegenden düstern Felsenwalles im steinigen Arabien. Aber nichtsdestoweniger hat auch dieser Anblick seine Reize; es sind die eines großartigen, tiefersten Charakters. Wir empfangen von ihm einen Eindruck wie von der ersten Geschichte des Menschengeschlechts, die hier in der Morgendämmerung des Erdenlebens spielt.

Nach einer halben Stunde betraten wir das Ufer des steinigen Arabiens und mußten wohl eben so lange auf unsre Kameele warten, welche um die nördliche Spitze des Meerbusen herumgegangen waren. Wir zogen nun längs der Küste hin und genossen den Anblick des ägyptischen Ufers mit seinen imposanten Bergen. Vorzüglich präsentirte sich der Attaka mit seinem steilen Abfall sehr malerisch. Nach zwei Stunden eine Gruppe von Dattelpalmen und niederes Palmengebüsch. Sie stehen bei dem Mosesbrunnen, zu welchem wir nun gelangten. Er besteht aus mehreren kleinen Wasserbecken von verschiedenem Umfange, alle in geringer Entfernung von einander liegend. Eins derselben zeichnet sich vor den andern durch Größe aus, dann sind ungefähr 4 bis 5 größere und eine Anzahl kleinere Quellen. Ihr Wasser schmeckt salzig. Der Sage nach soll Moses auf seinem Zuge zum Sinai mit

seinem Zauberstabe die Felsen des Bodens geöffnet und diesen Brunnen hervorgerufen haben, um die durstigen Kinder Israels zu tränken.

Wir entfernten uns nun allmählig vom Ufer des Meeres, dessen Anblick uns endlich ein sanft ansteigender kleiner Höhenzug verdeckte. Wir waren in der Wüste Sur, unser harter, mit Feuersteinen übersäter Weg lief zwischen Kreidekalkhügeln hin. Nach etwa neun Stunden erreichten wir eine andere, bittere und schwefelhaltige Quelle auf einem Hügel, wiederum mit Palmenbäumen umstanden. Es war der Brunnen Howara, in der Bibel Mara *) genannt, der ein kleines Felsenbecken füllt. Wir schlugen hier unser Zelt zur Nachtruhe auf. Am Morgen tränkten wir unsere Kameele und füllten unsere Schläuche, denn nach der Angabe unsrer Führer sollten wir erst in vier Tagen wieder zu einem Brunnen kommen. Dann verweilten wir noch in stiller Andacht, denn es war heute Sonntag (20. Oct.), und der Ort zu einer sonntäglichen Feier sehr geeignet.

Hier hatte der große Gesetzgeber des Alterthums, dessen Namen in dieser Gegend an Berge, Felsen, Brunnen für ewige Zeit geheftet ist, ein Wunder verrichtet, von hier hatte er sein Volk in die unwirthbaren Thäler des felsigen Urgebirges geführt, von dessen höchster Spitze unter Donner und Blitz das Gesetz gekommen war, dessen ewige Wahrheit sich aufs Neue im Christenthume bethätigt hat. Auch wir wollten jene ragende Felsenwarte besteigen, auf welcher nach der bildlichen

*) 2. Buch Moses 15, 23—25. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser zu Mara nicht trinken, denn es war fast bitter. Daher hieß man den Ort Mara. — Da murrte das Volk wider Mose und sprach: Was sollen wir trinken? — Er schrie zu dem Herrn: und der Herr wies ihm einen Baum, den that er ins Wasser, da ward es süß.

Sprache der Bibel der Herr mit seinem Knechte Moses geredet, und wir durften nicht hoffen, sie unter einer Woche zu erreichen. Und welchen beschwerlichen Weg hatten wir vor uns! Keine Menschenwohnung, eine einzige Quelle, ein wildes starres Felsengebirg mit tiefen Schluchten und Thälern, die selten mit sparsamem Grün geschmückt sind. Fürwahr wir bedurften des Muthes und der Stärkung durch Gebet. Die sonntägliche Stimmung verließ mich den ganzen Tag nicht; ich saß in mich gekehrt auf meinem Kameele und überlegte, welcher Gnade mich Gott vor vielen Tausenden gewürdigt, daß ich den heiligen Ort seiner ersten Offenbarung betreten, daß ich den Berg besteigen sollte, von welchem alle Religion und Kultur ausgegangen ist seit mehr als dreitausend Jahren. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Gipfel des Sinai schon damals ein durch uralte Anbetung Gottes geheiligter Altar der Völker Arabiens war, und daß dieser Umstand den weisen Greis bestimmte, diesen Berg zum Ort seiner Gesetzgebung zu wählen.

Wir kamen an diesem Sonntage an mehreren Thälern vorüber und traten in das Vorgebirge ein, dessen Kreidekalk- und Sandsteinmassen uns in der Ferne wie hohe Mauerruinen erschienen. Unsr Mittagsruhe hielten wir in der westlichen Ausmündung eines schönen Thales, das in östlicher Richtung strich. Es war mit vielen wilden Palmen und Tamarisken besetzt, und führt den Namen Wabi Gharendel.*) Unser Führer sagte uns, dies sei das Thal Elim der heiligen Schrift, in welchem die Kinder Israel auf ihrem Zuge zum Sinai lagerten, und das nach der alten Ueberlieferung mit zwölf Wasserbrunnen und siebenzig Palmbäumen geschmückt war.**)

*) Wabi heißt Thal. Es wird jedesmal zu dem Namen des Thales gesetzt.

**) 2. Buch Mosiß 16, 1.

Mehrere Stunden weiter östlich sollen nach der Versicherung des Führers noch immer reizende Stellen mit Brunnen sein, deren Zahl sich im Frühlinge vermehre. Ueber eine Berghöhe Dschebel Dffayta *) mit vielen Felsenhöhlen, in denen sonst Einsiedler gewohnt haben sollen (wir glaubten an manchen die nachhelfende Menschenhand noch zu erkennen), gelangten wir in das Wadi Dffayta, das wir durchschnitten. Es war stark mit Tamariskengesträuch besetzt. Gegen Abend zog sich unser Weg in südöstlicher Richtung nach dem Gebirge zu, während der Weg nach Tor, am untern Theile des Meerbusen von Suez gelegen, sich rechts an das Meerufer hinabzieht. Wir schlugen an diesem Abende unser Zelt am Eingange des Wadi Mokkateb auf.

Die Morgenstunden des Montags und der folgenden Tage gingen wir meist zu Fuß und vergnügten uns abwechselnd, je näher wir dem Urgebirge kamen, mit der Jagd auf Vögel und Gazellen. Es gibt aber nicht mehr so viele Wachteln hier, wie zu der Zeit, als sie den fleischhungrigen Kindern Israels zu Tausenden auf die Köpfe fielen. Auch Manna fällt nicht mehr vom Himmel, und wer sich seinen Reis und seine Datteln nicht mitbringt, kommt hier leicht in Gefahr Hungers zu sterben. — Zwischen den immer höher werdenden, oft mit schroffen Felsenwänden umstellten Bergen zogen wir durch die tagelang dauernden Thäler, das Wadi Mokkateb, das Wadi Feiran, und erreichten am Mittwoch Nachmittags 6 Uhr (23. Oktober) den versprochenen Brunnen, dessen Namen ich in meinem Tagebuche mit Bleifeder so unleserlich geschrieben habe, daß ich ihn nicht wiedergeben kann. Es war uns in diesen Tagen nichts der Aufzeichnung besonders Werthes begegnet.

*) Dschebel oder vielmehr Djebel heißt Berg, unserm deutschen Gipfel oder Gipfel sprachverwandt, und wird jedesmal zu dem Namen des Berges gesetzt.

Obgleich es noch hoch am Tage war; so beschlossen wir doch am Brunnen zu übernachten. Menschen und Kameele labten sich am frischen Wasser.

Wir waren eben mit dem Aufschlagen unsres Zeltes beschäftigt, als ein Beduine auf einem Kameele zu uns stieß und uns Datteln zum Verkaufe anbot. Sein Erscheinen kam uns verdächtig vor, doch kauften wir ihm etwas ab und ließen ihn seine Straße weiter ziehen. Nichts destoweniger mußte einer nach dem andern des Nachts Wache halten. Am andern Morgen zogen wir mit frisch gefüllten Wasserschläuchen versehen weiter. Bald führte unser Weg in ein enges, etwa drei Stunden langes Thal, dessen einschließende Berge mit Gebüsch bewachsen waren, in dem sich wegen der Nähe der Quelle Thiere und Vögel aufhielten. Wir stiegen von unsern Kameelen, um Jagd auf sie zu machen. Nach etwa einer Viertelstunde blieb unser würtemberger Reisegefährte zurück, um einen geschossenen Vogel im Gebüsch zu suchen. Sein Kameeltreiber blieb einige Zeit darauf stehen, um ihn zu erwarten; wir aber gingen weiter, in der Hoffnung, daß er uns bald nachkommen würde. Eine halbe Stunde später hörten wir zwei Schüsse, aber wir verfolgten unsern Weg in der Meinung, daß Keller uns nachfolge. Schon waren wir eine Meile weit geritten, aber er kam immer nicht, auch dann noch nicht, als wir an einem einsamen, mit steilen Felsen umgebenen und mit Gebüsch bestandenen Plätzchen über eine Stunde gewartet hatten, Wir dachten an den Beduinen, der uns gestern Abend die Datteln verkauft hatte, und kamen auf die Vermuthung, daß dieser uns gleich verdächtige Mensch vielleicht mit unsern Kameeltreibern einverstanden sein könne und auch uns Gefahr drohe. Sogleich nahmen wir unsre Gewehre von den Kameelen, luden sie mit Kugeln, so daß wir 14 Schüsse thun konnten, und ließen die Kameeltreiber durch unsern Dolmetscher bedeuten, daß keiner

lebend von der Stelle koume, wenn unser Gefährte nicht wiederkehre und sie mit dem Beduinen, der uns die Datteln verkauft, in Verbindung ständen. Zu gleicher Zeit nahmen wir ihnen die Gewehre ab, die uns ohnedies nicht viel hätten schaden können, da sie kein Schloß, sondern nur eine Pfanne hatten und mit der Kunte abgefeuert werden mußten. Darüber geriethen sie in großen Schrecken. Sie warfen sich vor uns auf die Knie nieder und flehten Gott um Hülfe an — „Gott weiß es,“ rief der Eine, „wir sind unschuldig.“ Hierauf schickten wir unsern Dolmetscher zurück, um den Verlorenen zu suchen. Wir mochten wohl wiederum eine Stunde in ängstlicher Spannung gewartet haben, als wir abermals einen Schuß hörten. Nun glaubten wir sicherlich, daß wir auch unsern Achmed verloren hätten, und unser Schrecken darüber war nicht gering. Indessen hatte ein Kameeltreiber einen Felsen bestiegen, von welchem aus er eine große Strecke des Thals übersehen konnte. Von dort berichtete er, daß der Dolmetscher allein zurückkehre. Und so war es. Achmed verkündete uns, daß er, an der Stelle, wo wir den Kameeltreiber des Verlorenen verlassen, seine Pistole abgefeuert habe, um dem Verirrten ein Zeichen zu geben und dann, als auf diesen Schuß keine Antwort erfolgt, umgewandt sei. Doch merkten wir an seinen Worten und vor Allem aus seiner zu schnellen Rückkehr, daß er aus Furcht nicht bis zu dem beschriebenen Plage gekommen war. Unterdessen sahen wir Kellers Hund, der bei ihm zurückgeblieben war, im schnellsten Laufe auf uns los eilen, doch sehr traurig werden, als er, ringsum suchend, seinen Herrn nicht bei uns fand. Dieser Umstand fiel uns sehr auf und machte uns um so unruhiger, je unerklärlicher er uns war. Jetzt blieb uns nichts weiter übrig, als unsre Kameeltreiber in die Gegend zurückzuschicken. Sie waren jedoch kaum eine halbe Stunde fort, als sie mit der für uns höchst erfreulichen



Nachricht zurückkamen, daß der Verlorene sammt seinem Kameeltreiber sich auf dem rechten Wege zu uns befände. Bei uns eingetroffen, erzählte er, sogleich nach seinem Zurückbleiben sei er, durch frischen Kameelkoth verführt, auf einen falschen Weg gerathen. Bald jedoch habe er seinen Irrthum eingesehen und einen Felsen erklimmt, um sich nach uns umzublicken. Durch einen Fehltritt sei er gestürzt, und im Fallen habe sich seine Doppelflinte entladen, deren beide Schüsse uns vermuthen ließen, daß er von Räubern angefallen worden sei. Bei diesem Ereigniß hatte er seinen Hund verloren, der dem Geruche der Kameele nachgegangen war und etwa nach zwei Stunden zur Gesellschaft kam. Keller war nun, als er von der Klippe aus nichts von uns gesehen, noch einige Zeit in der Irre gelaufen, bis er an eine einzelne Hütte gelangte, vor welcher ein arabisches Weib saß. Dieser hatte er sich verständlich gemacht und war von ihr auf den rechten Pfad zurückgewiesen worden, woselbst er auch seinen Kameeltreiber fand, der ihn in der ganzen Umgegend gesucht hatte. Sein Wiedererscheinen nahm uns eine große Last vom Herzen.

Wir verließen nun das Vorgebirge und traten über eine mehrere Stunden breite Sandebene, durch welche es vom Urgebirge getrennt ist, in das letztere, welches meist aus Syenit besteht. Die Berge hauen sich hier hinter und über einander in wahrhaft graufiger Wildheit. Ihre Felsenhörner und Zacken, ihre senkrechten Wände, gallerienartigen Absätze üben einen düstern und niederdrückenden Einfluß auf Auge und Gemüth des Reisenden. Die Thäler sind oft schaurig eng und steil. Die Nähe des Gebirgstockes thut sich immer mehr kund. Der Beschwerlichkeit des Weges halber wird in einer Tagereise eine weit geringere Strecke zurückgelegt, als früher. Die Kameele nehmen einen immer trägern Gang an.





27452

[1,2]